

M. v. O.
Biogr.
0.85
2.

Theol. o. 23/2

Ludwig Feuerbach

in seinem

Briefwechsel und Nachlass

sowie in seiner

Philosophischen Charakterentwicklung

dargestellt von

Karl Grün.

Zweiter Band.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.

Ludwig Feuerbach's

Briefwechsel und Nachlass.

1850—1872.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

IV. Periode, 1850—1860. Die Natur und Mensch gewordene Philosophie. Die „Theogonie". Biographisches 1

Briefe.

M. Drossbach an L. Feuerbach 1849 5
Feuerbach an M. Drossbach 1850 —
Feuerbach an Friedrich Kapp 1850 7
Feuerbach an Pfautz „für seine Schrift" 1850 8
Dr. Ed. Brockhaus an Feuerbach 1850 9
Feuerbach an Friedrich Kapp 1851 10
Feuerbach an Roux (?) 1851 11
Feuerbach an Jos. Schibich 1851 12
Feuerbach an Fr. A. Brockhaus 1851 13
Feuerbach an J. Schibich 1851 15
Derselbe an denselben 1852 18
V. Arnould à Feuerbach 1852 19
Feuerbach an Fr. Kapp 1852 —
Sievers an Feuerbach 1852 20
E. G. v. Herder an Feuerbach 1852 21
Feuerbach an Schibich 1852 22
Feuerbach an Heidenreich 1852 24
Derselbe an denselben 1852 25
Feuerbach an F. A. Brockhaus 1852 26
Feuerbach an Fr. Kapp 1853 27
J. Schibich an Feuerbach 1853 28
Feuerbach an E. G. v. Herder 1853 29
Feuerbach an Dr. J. Duboc 1853 33
Feuerbach an O. Wigand 1855 38
Derselbe an denselben 1856 39
Ruge an Feuerbach 1857 . 40
Feuerbach an Ruge 1857 . 41
Heinrich Benecke an Feuerbach 1856 42
Feuerbach an H. Benecke 1856 43

Seite
H. Benecke an Feuerbach 1858—1860 44
Feuerbach an W. Bolin 1857, 1858 46
W. Bolin an Feuerbach 1858 52
W. Bolin an Feuerbach 1859 53
Feuerbach an W. Bolin 1859 55
Feuerbach an Direktor Dr. Kapp 1857 57
Feuerbach an Fr. Kapp 1859 58
Feuerbach an Direktor Dr. Kapp 1859 59
Jakob Moleschott an L. Feuerbach 1850—1858 60
L. Tilliard à Feuerbach 1858 71

Aus dem Nachlass.

Die Naturwissenschaft und die Revolution 73

Zur Theogonie:

Ein- und Vielgötterei 92
Leibnitz und die Wünsche 93
Das Herz — ein Polytheist 94
Der Eid . —
Unsterbliche Schatten —
Spinoza's Liebe zu Gott 95
Platon und das Christenthum —

Spiritualismus und Sensualismus. System der Rechtsphilosophie von Ludwig Knapp . 96
Dr. Friedrich Wilhelm Heidenreich 101

V. Periode, 1860—1872. Die Leidenszeit. Sittliche Probleme, Moralphilosophie. „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit". Das Fragment. Krankheit und Tod. Biographisches 109

Briefe.

Friedrich Münch an L. Feuerbach 1860 116
E. Dedekind an L. Feuerbach 1860 117
K. Vogt an Feuerbach 1860 118
W. Bolin an Feuerbach 1860 119
Feuerbach an W. Bolin 1860 —
Ch. Dollfus à Feuerbach 1860 122
Feuerbach an Dr. J. Duboc 1860 123
Feuerbach an O. Lüning 1860 126
Dr. J. Duboc an L. Feuerbach 1860 127
Feuerbach an Dr. J. Duboc 1861 —
Jos. Schibich an L. Feuerbach 1861 128
Konrad Haag an Feuerbach 1861 129
Feuerbach an W. Bolin 1861 135
W. Bolin an Feuerbach 1861 136
Feuerbach an K. Haag 1861 138
Feuerbach an W. Bolin 1861 139
K. Haag an Feuerbach 1861 140

Seite

Feuerbach an Trübner in London 1861 144
Trübner an Feuerbach 1861 145
Feuerbach an Dr. J. Duboc 1862 —
Feuerbach an W. Bolin 1862—64 148
Le Prince de Khanikoff à Feuerbach 1863 160
F. Lassalle an Feuerbach 1863 162
Mr. E. Vaillant à Feuerbach 1864 163
Mr. Jos. Roy à Feuerbach 1864 164
Le même au même 1865 166
Feuerbach an Fr. Kapp 1865 167
Vaillant à Feuerbach 1865 168
K. Blind an Feuerbach 1865 169
Feuerbach an W. Bolin 1865 —
Feuerbach an H. Wigand 1865 171
Derselbe an denselben 1865 172
Feuerbach an W. Bolin 1866 174
W. Bolin an Feuerbach 1866 177
Vaillant à Feuerbach 1866 178
Mr. H. C. Brockmeyer to L. Feuerbach 1866 —
Ludwig Pfau an Feuerbach 1866 —
Feuerbach an Dr. J. Duboc 1866 180
Feuerbach an Fr. Kapp 1866 183
Derselbe an denselben 1867 184
Feuerbach an W. Bolin 1867 —
G. Bäuerle an Feuerbach 1867 186
Feuerbach an Bäuerle 1867 187
L. Pfau an Feuerbach 1867 188
Feuerbach an W. Bolin 1867 189
Subprior P. Ildephons Müller an Feuerbach 1867 193
W. Bolin an Feuerbach 1867 194
Vaillant à Feuerbach 1867 195
Feuerbach an Fr. Kapp 1868 196
Moleschott an Feuerbach 1868 197
Feuerbach an W. Bolin 1868—1870 199
Feuerbach an O. Wigand 1868 203
Le Prince de Khanikoff à Feuerbach 1868 204
Vaillant à Feuerbach 1869 205
Feuerbach an Frau Mathilde Wendt (Newyork) 1869 206
Derselbe an dieselbe 1870 207
Feuerbach an Sp(eidel) in Wien 1870 —
Luigi Stefanoni a Feuerbach 1870 208
Leonore Feuerbach an Luigi Stefanoni 209
Mr. Rachel an Feuerbach 1870 210
Ottilie Assing an Feuerbach 1871 211
Feuerbach an Hrn. Markus zu Hamburg 1871 213
Ottilie Assing an Feuerbach 1871 —
K. Grün an Feuerbach 1871 —
Philosophisches Idyll oder Ludwig und Konrad 215

Aus dem Nachlass.

Seite

Zinzendorf und die Herrnhuter 236

Zur Moralphilosophie:

Die Unzertrennlichkeit von Wille und Glückseligkeitstrieb 253
Der scheinbare Widerspruch des Selbstmordes mit dem Glückseligkeitstrieb . . 256
Der Unterschied zwischen Kopf und Kopflosigkeit 260
Die Uebereinstimmung des Buddhismus mit dem Glückseligkeitstrieb 263
Die gemeinen Widersprüche mit dem Glückseligkeitstrieb 268
Unverzeihliche Abschweifung vom Thema 272
Der moralische Glückseligkeitstrieb 275
Wesentliche Unterschiede der Glückseligkeit und der Selbstliebe 281
„Noth meistert alle Gesetze und hebt sie auf“ 285
Der Einklang des Gewissens mit dem Glückseligkeitstrieb 296
Zusätze aus zerstreuten Papieren 303

Nachgelassene Aphorismen:

1. Zur theoretischen Philosophie 305
2. Zur Religionsphilosophie 312
3. Moralphilosophie und Moralitäten 316
4. Politik . 324
5. Natur . 330

Berichtigung.

Seite 227 Zeile 3 von unten lies Fillak statt Pillak.

IV. Periode.

Von 1850 — 1860.

Die Natur und Mensch gewordene Philosophie. — Die „Theogonie“, für ihn selbst das Höchste.

Die Zeit von 1850—1860 lag schwer auf dem europäischen Kontinent, eine Schwefelatmosphäre unter Bleidächern! Es war die Zeit der „schlimmsten Reaktion“, wie Feuerbach sagte, in welcher er seine schneidendsten Aphorismen niederschrieb. Nicht die politische Bewegung selbst, sondern die antediluvianischen Prämissen, die Philosophie, den Gedanken, verfolgte und hetzte eine Meute von desperater Mittelmässigkeit. Dass die Kanonenschläge an der Alma als befreiende That empfunden werden konnten, zeichnet wohl diese Periode am Besten.

Feuerbach büsste selbst mit, und zwar als blosser Träger des Gedankens menschlicher Freiheit. Die Freiheit gedacht zu haben, war ein Verbrechen. Als er seine Heidelberger Vorlesungen zum Druck redigirt hatte, erklärte er im Vorworte: er sei blos „kritischer Zuschauer und Zuhörer“ von „kopflosen Unternehmungen“ der „sog. Revolutionszeit“ gewesen. Die Republikaner hätten sich theoretisch gebärdet und an die „Schöpfung einer Republik aus Nichts“ geglaubt.

Und desshalb Räuber und Mörder — desshalb polizeiliche Haussuchungen in der Wohnung eines Philosophen! desshalb Ausweisung aus Leipzig, wo er den Druck einer wissenschaftlichen Schrift überwacht und nach Reliquien seines Vaters forscht!

Otto Wigand konnte es in Deutschland nicht mehr aushalten, er warf den Blick auf Amerika. Der Verleger will den Schriftsteller persuadiren, die Hemisphäre zu wechseln und auf der andern Seite der Erde unter der Standarte des Pressbengels thätig zu sein!

Auswanderung war die grosse, allgemeine Parole; ganze Dörfer im Schwarzwald wanderten in corpore, Kirchen wurden feilgeboten! Die Bauernknechte in Franken lasen nur noch Schriften über Amerika, hatten kein Interesse mehr als die Vereinigten Staaten.

Der schöne jugendliche Fritz Kapp war auch mit seiner Braut hinübergezogen, und als treuer Johannes lud er den Meister zu sich nach New-York, in seine neue Heimstätte. Ach, wie verlangte es den gequälten Denker hinüberzufliegen, die europäische Misère hinter sich zu treten! Aber es ging nicht. Da waren noch Gedanken auszuführen, Materialien in den Schmelztiegel zu werfen, eine ganze Vergangenheit zu absolviren — und da war die Familie, da war Weib und Kind! Auch der brave Dedekind liess vergebens seine Lockstimme ertönen.

Interessant ist, wie der plötzlich so praktisch werdende Fritz Kapp die Schattenseiten des nordamerikanischen Lebens hervorhebt, während Feuerbach, allerdings aus der Ferne, „aus Büchern", die positive Bedeutung der föderativen Republik geltend macht, und im Ganzen — so glauben wir — gerechter urtheilt. Nur wo Kapp den Hochmuth der Yankees züchtigt und die Verdienste der Deutschen um die amerikanische Freiheit schildert, da wallt dem deutschen Feuerbach auch sein Blut — da sind die Freunde einig.

Wie zerfahren übrigens selbst der Geist der stummen Opposition in dem damaligen Deutschland war — oder wenn man will, wie wenig Konsistenz die Bewegung von 1848 gehabt hatte — das geht zur Genüge aus dem Zirkular hervor, welches A. Ruge, semper redivivus, im Frühjahr 1857 von England aus in die Welt sandte, und womit er die Gründung einer neuen Zeitschrift einzuleiten gedachte. Man sehe sich einmal die bunte Gesellschaft an, welche der literarische Wallenstein damals unter Einer Fahne versammeln wollte!

Dr. Benningsen in Göttingen, Albert Böhme in New-York, Oberst Bluhm in Konstantinopel, J. Deyffel in London, Rudolph Dülon in New-York, Wilhelm Düffer in Paris, Ludwig Feuerbach in Bruckberg, Kuno Fischer in Jena, G. G. Gervinus in Heidelberg, Alexander Herzen in London, Dr. Hettner in Dresden, Alexander v. Humboldt in Berlin, Hinrichs d. J. in Halle, Theodor Karcher in London, Prof. Köchly in Zürich, Prof. Köllicker in Würzburg, G. F. Kolb in Zürich, Prof. Long in Brighton, Prof. Michelet in Berlin, Dr. Wilhelm Meyer in Bremen, Prof. Pott in Halle, Dr. Joh. Rösing d. J. in Bremen, Dr. Ludwig Ruge in Berlin,

Friedrich Vischer in Zürich, Prof. Virchow in Berlin, Varnhagen von Ense in Berlin, Gustav Wislicenus in Zürich, Prof. Zimmermann in Stuttgart. —

Feuerbach fand nicht den mindesten Geschmack an dieser Olla podrida; er antwortete mit der Nachricht, dass seine „Theogonie“ vollendet sei.

Um dieselbe Zeit, 1857, kam ein blutjunger Schwede nach Bruckberg gepilgert, der bis zum letzten Augenblick in persönlichem und epistolarischem Verkehr mit Feuerbach blieb. Wilh. Bolin, in Petersburg geboren, Sohn eines Schweden und einer Thüringerin, promovirte später als Dr. phil., wurde 1865 Privatdozent, 1868 ausserordentlicher Professor an der Universität zu Helsingfors in Finnland, und ist seit 1873 Bibliothekar daselbst. Er schloss mit F. einen jener innigen Freundschaftsbünde, wie sie ein bescheidener strebsamer Jünger mit dem geliebten Meister zu schliessen vermag. Von seinen schriftstellerischen Leistungen können leider hier nur die Titel angeführt werden: „Ueber die Familie“ (schwedisch); „Ueber die Willensfreiheit“ (1869); „Europas Staatsleben und die politischen Lehren der Philosophie“ (1871). Bolin, wie man lesen wird, debütirte mit der Poesie ein wenig à la Parny; vermöge seiner eigentlichen, der philosophischen Begabung, repräsentirt er die Feuerbach'sche Richtung im skandinavischen Norden. Er trägt sich gegenwärtig mit der Idee einer besondern Schrift über unsern Philosophen.

Zum Schluss bleibt uns noch ein Wort über die leidige Porzellanfabrik im Schlosse zu Bruckberg zu sagen übrig. Was nicht aus den nachfolgenden Briefen hervorgeht, das ergänzt eine handschriftliche Aufzeichnung Feuerbachs, der wir die Hauptpunkte entnehmen.

Im Jahre 1808 erwarb der Schwiegervater Löw, der seit 1800 Inspektor der Fabrik gewesen war, dieselbe käuflich unter lästigen Bedingungen vom Staate. Der Kaufschilling, 20,000 fl., wurde von einem Hrn. Späth vorgestreckt. Löw hatte 4 Jahre Zeit zur Heimzahlung. Die Fabrik hob sich.

Bis 1818 führten Löw und Späth den Betrieb gemeinsam. Dann schloss Löw mit Späth einen Leibrentenvertrag ab, worin er ihm jährlich 2500 fl. zusicherte ($12^1/_2$ Prozent!). Bereits im Jahre 1820 war dieser Jahresbetrag nicht mehr zu erschwingen.

1821 starb Löw. Die Begräbnisskosten waren nicht zu decken. Späth rieth zum Konkurse. — Es entstand ein Prozess wegen des

Leibrentenvertrags. Man machte ein Kompromiss: Späth erhält ein Kapital von 6000 fl. und jährlich 1200 fl. Alles wurde richtig geleistet bis zum Jahre 1848.

In Bruckberg wurde die „Revolution" zur Revolution. Die Produktion stand stille, positive Verluste traten ein. Dennoch wurde Späth befriedigt, und zwar bis 1854. Jetzt fiel die österreichische Valuta — die Fabrik lieferte nur nach Triest — der Holzpreis stieg, die Waarenpreise sanken. Späth wurde klagbar. Der Ort lag möglichst ungünstig für die Konkurrenz mit jüngeren Etablissements; die hohen Steuern drückten gewaltig.

Der Zusammensturz war unaufhaltsam; trübselig und besorgnissvoll schleppten sich die 50er Jahre hin, mit dem Ende des Dezenniums war Alles vorbei. Feuerbach musste sein geliebtes Bruckberg verlassen — für ihn hiess das, aus der Welt gehen. Sein Studirzimmer im Schlosse war seit 1836, also seit 24 Jahren seine Welt gewesen!

Es galt jetzt ein anderes Asyl zu suchen, und zwar unter drückenden Sorgen um Gegenwart und Zukunft. Freunde halfen, wie sehr ihn auch die diskreteste Freundschaft drückte — er wollte Gutes thun, nicht empfangen. Die Lebenden seien durch unser Schweigen geehrt, nur der verstorbene O. Lüning werde genannt.

Nicht Stadt, nicht Land — das war der fatale Rechenberg bei Nürnberg. Feuerbach schrieb in sein Tagebuch:

„Bruckberg war bei meinen beschränkten Mitteln die Basis meiner Oekonomie, aber die Oekonomie ist die Basis der Philosophie und Moral."

Und weiter schrieb er:

„Meine Scheidung von Bruckberg ist eine Scheidung der Seele vom Leibe. Ich habe heute meinen Miethkontrakt mit H. v. B., und damit vielleicht mein Todesurtheil unterzeichnet."

Briefe.

M. Drossbach an L. Feuerbach.

Mährisch Schönberg, den 15. Juni 1849.

Wohlgeborner Herr! Indem ich mir die Freiheit nehme, beiliegende Broschüre, betitelt: „Wiedergeburt oder Lösung der Unsterblichkeitsfrage nach den bekannten Naturgesetzen“, Euer Wohlgeboren zu übersenden, erlaube ich mir zugleich die ergebenste Bitte, Dieselben möchten sie einer Durchlesung würdigen und mir das Urtheil gütigst mittheilen.

Es ist Bedürfniss für mich, das Urtheil der ausgezeichnetsten Denker und besonders Männer von praktischer Tendenz zu vernehmen, um meine Ansichten darnach zu vervollkommnen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes gibt mir den Muth, diese Bitte zu wagen und auf eine geneigte Antwort zu hoffen.

Euer Wohlgeboren ergebenster M. Drossbach.

Feuerbach an M. Drossbach
über seine Schrift „Wiedergeburt“.

Bruckberg, den 5. Juli 1850.

. . . So sehr der Gegenstand Ihrer Schrift ein längst für mich abgethaner, allseitig von mir erschöpfter ist, so habe ich sie doch mit vielem Interesse und Vergnügen gelesen; denn sie ist mit Geist und Naturfrische geschrieben, nicht mit theologischen Phantastereien und Jämmerlichkeiten — mit Ausnahme von S. 8, die etwas nach theologischen Hyperbeln klingt —; sie ist geschöpft aus dem Heiligthum vernünftiger Empirie. Aber trotzdem, oder vielmehr eben desswegen, hat sie mich in ihren Resultaten nicht befriedigt; denn

die Unsterblichkeit ist und bleibt eine Idee oder Vorstellung der Phantasie, der Versuch eines empirischen, naturbegründeten, der Wirklichkeit entsprechenden Beweises daher ein Widerspruch.

Das wiedergeborne Wesen ist in der Natur nur das andere Individuum. So wenig je das Jahr 1850 wiederkehrt — man müsste denn die Zeit rückläufig machen — so wenig kehre ich je wieder.

Nec quae praeteriit iterum revocabitur unda,
Nec quae praeteriit, hora redire potest.*)

Darin besteht eben das absolute Wesen der Individualität, dass nie mehr zum zweiten Male dasselbe herauskommt, dass nur ein, nur dieses Mal die Stoffe, Bedingnisse, Verhältnisse, Umstände so sich gestalteten, dass sie grade dieses und kein anderes Dieses, einzige und unvergleichliche Individuum erzeugen konnten und mussten.

Sollten alle diese individuellen Bedingungen noch einmal wiederkommen? Und wozu? Allerdings ist Organisches und Unorganisches nicht so geschieden in der Natur, wie in unserer bisherigen Naturwissenschaft; aber gleichwohl ist doch zwischen einer nur chemischen Verbindung und dem Leben wenigstens ein solcher Unterschied, dass nicht aus der Wiederherstellbarkeit jener auf die Wiederherstellbarkeit von diesem geschlossen werden kann. Die chemischen Grundstoffe verbinden sich im Organismus auf eine unberechenbare, absolut individuelle, ausserdem nicht vorhandene, originelle, unnachahmbare, unwiederherstellbare Weise. Das Leben ist ein Geniestreich der Natur. Der Organismus ist eine Monogamie der Stoffe, der Chemismus, um diesen Ausdruck beizubehalten, eine Polygamie; die Stoffe in der Chemie oder ausser uns können einander ersetzen, gleichgültig tritt ein Individuum — wenn anders vom Individuum im engeren und eigentlichen Sinne hier die Rede sein kann — an die Stelle des andern. Aber in uns knüpfen sie innige Liebesbande, die dem Individuum unersetzlich werden.

Aus der Wiederherstellbarkeit des Wassers aus seiner Auflösung in Wasser- und Sauerstoffgas die Unsterblichkeit des Individuums — wenn auch nicht unmittelbar — folgern, kommt mir eben so vor, als wenn man aus der monotonen Leier eines Wasserfalles eine Mozart'sche Symphonie oder Ouvertüre ableiten wollte. L. F.

*) „Wenn dir die Welle verrinnt, so rufst du sie niemals zurücke.
Wenn dir die Stunde verrinnt, ist sie auf ewig vorbei."

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 3. März 1850.

Lieber Freund! Du gehst nach Paris, und ich gehe nach dem Interim einer Vorlesung auf ein deutsches Dorf; Du beginnst ein neues Leben, und ich fange ganz im Einklang mit der Geschichte der deutschen „Revolution"! wieder das alte Leben an. Du gehst der Zukunft entgegen, und ich hinke wieder tiefgebeugt in die Vergangenheit zurück; Du Glücklicher! segelst jetzt selbst in das jugendliche Amerika hinüber, und ich sitze auf dem Mist des alterfaulen Europa. Und doch stehe ich Dir geistig so nahe, so gross auch der räumliche und äusserliche Unterschied zwischen Deinem und meinem Leben. Dein Brief traf mich gerade über der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Bancroft. Wo Du bald leiblich sein wirst, da bin ich längst geistig. Der Blick in die Zukunft der Menschheit ist bei mir der Blick nach Amerika.

Ob ich aber auch sinnlich denselben Boden mit Dir theilen werde? Das ist ein Problem, dessen Lösung natürlich auf meiner Seite grosse Schwierigkeiten entgegenstehen.

In Ermanglung einer Aussicht ins Jenseits kann ich im Diesseits, im Jammerthal der deutschen, ja europäischen Politik überhaupt, nur dadurch mich bei Leben und Verstand erhalten, dass ich die Gegenwart zu einem Gegenstande aristophanischen Gelächters, die Zukunft unter der Gestalt Amerikas zu einem Gegenstande meiner Phantasie und Hoffnung, die Vergangenheit der Menschheit namentlich in Deutschland, Rom und Athen zum Gegenstande des Studiums mache. Nur durch Veränderung und Erweiterung meiner Studien kann und konnte ich den Rückfall in das alte Leben ertragen. Nur in der Quelle des klassischen Alterthums habe ich wieder Lebenskraft gefunden. Nur in unausgesetzter geistiger Thätigkeit kann ich es in dem Irren- und Schurkenhaus der europäischen Welt aushalten. Ich bin daher fleissiger und geistiger als je.

Im vorigen Sommer studirte ich die Politik des Aristoteles. Wie viel mehr hab' ich daraus gelernt, als aus dem Parlamentsgeschwätz des vorangegangenen Jahres! Wie habe ich mich oft später noch geschämt, diesen Schwätzern nur zugehört zu haben!

Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an „Herrn Pfautz für seine Schrift“.

Bruckberg, den 15. Juli 1850.

Organisch und Unorganisch, oder Natur und Mensch, ist im Wesen identisch. Wäre die Natur ein todter Mechanismus, wie könnte aus dem Menschen Leben entspringen? Aber während Sie vom Menschen ausgehen, den Menschen zum Original machen, nach dessen Bilde Sie die Natur schaffen, gehe ich von der Natur aus, und lasse sie erst im Menschen, nicht vor und ausser demselben, fühlend und denkend, d. h. Mensch werden. Ihnen ist die Natur lebendig, weil Sie schon im Anorganischen Organisches erblicken; mir aber, weil ich im Organischen auch das Anorganische, die sog. physischen und chemischen Kräfte und Ursachen wirksam finde. Sie erblicken im Wasser das Blut (der Planeten); aber ich erblicke im Blute das Wasser, und zwar in 1000 Theilen nicht weniger als 700 Theile Wasser, pures, blankes Wasser. Ich lasse das Wasser Wasser sein, aber ob es mir gleich nicht lebendig im Sinne des Menschen, nicht Blut ist, so ist es mir desswegen doch auch nichts Todtes, sondern ein selbständig zu fassendes Wesen.

Die unorganische Natur ist mir also nur insofern individuell lebendig, als sie der wesentliche Grund, Boden, Stoff, Gegenstand der subjektiven oder organischen Natur ist, aber nicht, wie Ihnen, unmittelbar selbst lebendig. Allerdings hat der Planet Hirn und Herz, aber er hat nur im Thiere oder Menschen Hirn und Herz. Es ist dasselbe ausser uns was in uns, dieselben Stoffe dort wie hier; aber erst in der Zusammenpressung in das organische Herz und Hirn werden sie Fühlen und Denken in unserm Sinne.

Der Schluss, was Intelligenz, was Leben schafft, muss selbst Intelligenz, selbst Leben sein, ist nicht naturbegründet. Denn hier fasse ich Anfang und Ende unmittelbar zusammen, lasse unzählige Vermittlungen und Entwicklungen aus, als deren Resultat sich erst Leben und Intelligenz ergeben. Die Bedingungen des Höheren und Vollendeten sind nicht gleich von Anfang schon da; sie erzeugen sich erst allmählig im Laufe der Entwicklung. Mozart's Vater war zwar Kapellmeister, aber um einen Mozart hervorzubringen, brauchte er nicht selbst Mozart zu sein. Schon die Scholastiker hatten den Grundsatz: Entia non esse multiplicia inutiliter, die Dinge sind nicht unnützerweise viele. Es gibt nur Einen Mozart. Dieser Mozart der Natur, wenigstens der Erde, ist der Mensch. Wozu

also das Donnergepolter der Wolken, das Brausen der Wogen, das Sausen der Winde zu mozartischen Kompositionen machen?

L. F.

Dr. Eduard Brockhaus an Feuerbach.

Leipzig, den 29. Nov. 1850.

........ Lassen Sie mich an vorstehenden, im Namen meines Vaters geschriebenen geschäftlichen Brief noch einige ungeschäftliche Worte von mir selbst fügen. Dass es mich wirklich herzlich gefreut hat, von Ihnen etwas, wenn auch durch dritte Hand, für unsere Blätter zu erhalten, und dadurch mit Ihnen in eine hoffentlich weiter fortgesetzte geschäftliche Verbindung zu kommen, werden Sie mir wohl glauben, da Ihnen unser gemeinschaftlicher Freund Fries gesagt haben wird, wie hoch ich Sie schätze. Ich kenne Ihre Schriften erst seit zwei Jahren, seit Ihren Vorlesungen in Heidelberg. Ich war damals noch unbedingter Anhänger der Hegel'schen und Nachhegel'schen Spekulation, ich ging in Ihre Vorlesungen — ich darf das jetzt wohl sagen — nur aus Neugierde, um auch diese „einseitige, extreme" Richtung der neuen Philosophie kennen zu lernen. Zugleich studirte ich Ihr „Wesen des Christenthums" und Anderes.

Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen! Ich war früher gläubig und fromm, ich verheimliche Ihnen das nicht, da ich weiss, dass auch Sie die wahre Frömmigkeit in ihrer Art für vollkommen berechtigt halten und dem scheinheiligen rationalistischen Indifferentismus vorziehen. Es kostete mich auch keinen geringen Kampf, aber endlich siegte die Wahrheit, und ich zähle mich seitdem zu Ihren aufrichtigsten Anhängern und Schülern. Es wird Ihnen das nichts Neues sein, dass sich frühere entschiedene Gegner Ihrer Philosophie, sobald sie dieselbe erst wirklich kennen gelernt, in Ihre entschiedensten Anhänger verwandelten. Ich sage Ihnen dies auch nur, weil es mich bei dieser Gelegenheit drängte, Ihnen meine Verehrung auszusprechen.

Ich denke, dass sich mir in dem von mir gewählten buchhändlerischen Berufe mannichfache Gelegenheit bieten wird, auch meinerseits den Ideen, deren Vertreter Sie sind, zu nützen und Geltung zu verschaffen. Es soll mich herzlich freuen, wenn auch Sie mich dabei unterstützen wollen. Unser Haus wird es sich zu grosser Ehre rechnen, Ihre Werke zu verlegen.

Entschuldigen Sie diese Zeilen, die Sie vielleicht wenig interessiren, und empfangen Sie nochmals die aufrichtige Versicherung meiner Hochachtung. Dr. Eduard Brockhaus.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 14. März 1851.

Lieber Kapp! — Deine Schilderung von Amerika ist sehr interessant, aber nichts weniger als einladend. Aber gleichwohl, was ist der Unterschied zwischen Europa und Amerika? Amerika hat noch nicht die alten Vorurtheile überwunden, und Europa sucht sie mit aller Gewalt wieder herzustellen. A. hat keine geistige, E. hat keine materielle existirende Freiheit — eine Freiheit nur im Kopfe. Aber was hilft mir der freie Kopf, wenn der Leib gefesselt ist? Als ich unlängst in Leipzig war, um den Druck meiner Vorlesungen zu überwachen, haben sie mich auf den eitelsten Vorwand hin, trotz meines nagelneuen königl. bairischen Passes ausgewiesen. So sieht es bei uns aus. Europa ist ein Gefängniss; der Unterschied zwischen einem Freien und Gefangenen nur ein quantitativer, nur der, dass jener ein etwas geräumigeres Gefängniss hat. Ich wenigstens habe stets das Gefühl eines Gefangenen, habe mich nie zu jenem heroischen Supranaturalismus emporschwingen können, der sich auch in Ketten frei fühlt. Gleichwohl verkenne ich nicht das Gute auch des Gefängnisslebens. Je weniger man aussen hat, desto mehr sucht man sein Glück in geistiger Thätigkeit. Und je grösser der Druck von Aussen, desto grösser der Gegendruck von Innen, desto stärker das Selbstgefühl. In Amerika ist ein Mensch wie ich ein gleichgültiges Ding, ein Nichts; aber in Europa ist eine persona ingrata ein höchst bedeutendes Etwas, ein Dorn im Auge der Regierungen, ein Pfahl im Fleische der geistlichen und weltlichen Polizei, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe lässt. Auf mich hat daher die Reaktion sehr wohlthätig gewirkt: meinen Fleiss verdoppelt, meinen Geist konzentrirt, meine Gallenabsonderung befördert. Ich sage mir oft: den Standpunkt, den einmal der Mensch einnimmt, den soll er auch bis zum letzten Hauch behaupten, das Thema das er einmal begonnen, auch bis zum letzten Faden abhaspeln.

Ja das sage ich mir oft und ich werde auch so lange bleiben, bis ich mir mit vollem Bewusstsein sagen darf: Du kannst nicht

mehr bleiben, Du musst fort, bis die moralische Nothwendigkeit zu einer physischen geworden ist.

Diess schreibe ich auch Dedekind, dessen Existenz in Amerika und Anerbieten mich höchst überrascht und erfreut hat. Allerdings tauge ich zu Nichts als höchstens einem Farmer, wie Du schreibst, aber zu diesem tauge ich noch, namentlich in der Nähe oder unter den Augen eines so tüchtigen Oekonomen als D. ist. Bin ich ja hier schon ein halber Bauer — doch genug hievon.

Unsere Staaten sind bereits moralisch todt. Sie können sich daher nur dadurch noch eine Zeit lang halten, wodurch die Staaten nothwendig zu Grunde gehen.

........ Von Meran eilte ich nach Venedig, um von dort und auf der Rückreise von der Tyroler Natur grossartige Eindrücke zu unauslöschlicher Erinnerung in mein einförmiges Dorfleben zurückzubringen. Das Reisen ist mir so in den Leib gefahren, ist ein solches Bedürfniss für mich, gehört so nothwendig selbst zu meiner „Philosophie", dass ich sogar den kühnen Gedanken einer Reise nach Amerika, nur um aus eigner Anschauung es kennen zu lernen, gefasst habe. Gleichzeitig mit Deinem Briefe erhielt ich aus New-York einen, wenn ich anders richtig lese — der Name ist etwas undeutlich — Theodor Kaufmann unterzeichneten Brief. Ist dies Th. Kaufmann aus Dresden, der, in dessen Quartier Du einzogst, ein Künstler — so sage ihm, dass ich mich seiner noch sehr gut und mit vielem Vergnügen erinnere, dass mir seine Bekanntschaft eine der angenehmsten und interessantesten, die ich in dem schalen Frankfurt machte, und grüsse ihn in meinem Namen.

Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an ? (wahrscheinlich Roux).

Bruckberg, den 24. Juni 1851.

Ich habe Ihnen eine Neuigkeit von höchster Wichtigkeit mitzutheilen. „Es geht nun nächstens wieder los"; aber rathen Sie wo? in Paris? in London? in Rom? Ei bewahre, in Bruckberg im Landgericht Ansbach. Sie werden lachen, aber durch dieses Lachen nur beweisen, dass Sie auf dem Standpunkt des gemeinen und beschränkten Unterthanenverstandes stehen. So lacht auch der gemeine Menschenverstand, wenn man ihm die teleskopischen und mikroskopischen Entdeckungen der Naturwissenschaft mittheilt. So ist es auch mit dieser meiner Nachricht; sie ist nichts Geringeres

als eine polizeiwissenschaftliche Entdeckung der hohen Regierung in Ansbach. Die Regierung betrachtet, wie der Naturforscher, alle Kleinigkeiten mit bewaffneten Augen. Gensdarmen und Polizeidiener sind ihre Tele- und Mikroskope. Kein Wunder, dass sie Alles anders, Vieles unendlich grösser sieht, als unser Eins mit seinen natürlichen Augen; kein Wunder, dass sie in der Bruckberger Porzellanfabrik den Industrie-Ausstellungs-Palast der Demokratie aus allen fünf Welttheilen, in jedem Fremden, der dort aus- und eingeht, die Londoner Propaganda, in jedem Paar Menschen einen demokratischen Verein, in jedem, wenn auch unter 4, oder höchstens 8 Augen gesprochenen und nichtgesprochenen Worte — Reden an das Volk, in jedem wenn auch noch so unpolitischen Liede antediluvianischer, d. h. vormärzlicher Gesangvereine — Marseillaisen, in jedem Türkenbecher einen Giftbecher, in jedem Kapselscherben ein Barrikadenfragment, in jedem Kaolinkörnchen ein Pulvermagazin — kurz in Nichts Etwas, in Niemand Jemand, und zwar nicht nur so ein unbestimmtes Substantiv, sondern ganz bestimmte, wahrhafte Personen erblickt.

So hat erst vor Kurzem wieder die hohe Polizei, und zwar mit solcher Bestimmtheit, Deutlichkeit und Gewissheit, dass sie den Ortsvorsteher fast zwingen wollte, ihre tele- und mikroskopischen Phantasmen durch sein Vidi zu bestätigen, den „Redakteur L. und den Professor D. aus D.“ leibhaftig hier herumspaziren sehen, obgleich hier selbst die beiden Herren von Niemanden erblickt worden sind.

Doch genug für heute. Nächstens hoffe ich Ihnen den Ausbruch der Revolution oder doch wenigstens einstweilen die Ankunft von Kossuth und Mazzini melden zu können.*)

Feuerbach an J. Schibich**) (Lechwiz bei Znaim in Mähren).

Bruckberg, den 15. Aug. 1851.

Mein lieber Herr Schibich! . . . Die einzige Titulatur, die mir entspricht und die ich gern höre, ist die, welche mir die Bauern

*) Es handelte sich um einen von der Polizei gehetzten Studenten, den F. beherbergt haben sollte. Man mag an jene infame Zeit und die tiefe Erbärmlichkeit der damaligen Regierungen kaum zurückdenken, ohne seine Galle zu spüren. Wurde doch, wie man gelesen hat und noch lesen wird, der „gefährliche“ Feuerbach aus Leipzig ausgewiesen, wohin er sich zu rein literarischen Zwecken begeben hatte!

**) Damals Pädagog, später Oekonomieverwalter.

in hiesiger Gegend geben, die mich schlecht und recht Hr. Feuerbach nennen, gewiss das Wenigste, was man verlangen kann; denn das deutsche „Herr“ hat nichts mit einem französischen Seigneur gemein, ist ein sehr populäres Ding. Eben so unrichtig sind Ihre Vorstellungen über meine äusseren Verhältnisse. Ich bemerke hierüber jedoch auch nur dies Eine. Wäre ich, was Sie nicht bezweifeln, auch nur in einem sehr mittelmässigen Grade, dann, mein Lieber! hätte ich, wenigstens der Quantität nach, auch unendlich mehr geleistet, dann wäre ich längst auf einer Reise um die Welt oder im Schreiben einer Universalgeschichte der Religion und Menschheit begriffen. Aber so! — doch ich spreche über gewisse Dinge mich nicht aus

In Wien können Sie mich allerdings sehen, aber nur in effigie, bei meinem Freunde, dem Professor und Maler Rahl, welcher voriges Jahr bei meiner Abreise von München, aber in aller Eile — mit allen Tugenden, aber auch allen Mängeln, die das Periculum in mora mit sich bringt, mich abkonterfeit hat.*) Ausserdem existirt nach dem Oelgemälde eines andern Freundes, des Malers Fries aus Heidelberg, eine in Frankfurt gemachte Lithographie von mir, die aber besser Ihnen unbekannt bleibt, denn es ist das Bild eines Todten, aber keines Lebenden

Gegenwärtig bin ich wohl mit der Herausgabe eines Werkes beschäftigt, das aber nicht mich und meine Gedanken betrifft, mit der Herausgabe des literärischen Nachlasses meines Vaters, eines, wie Sie wissen werden, berühmten Juristen und Staatsmannes. Diesen Winter gehe ich zu einer neuen Schrift: entweder eine neue übersichtliche Darstellung des Ganzen meiner Gedanken, oder einer Entwicklung besonderer Punkte, die ich noch nicht genügend behandelt habe, oder eine blosse Sammlung von historischen Belegen und Argumenten ad hominem, oder vielmehr ad asinum ... Ihr L. F.

Feuerbach an Fr. A. Brockhaus.

Bruckberg, den 19/22. August 1851.

Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig Wohlgeboren! Schon in den ersten Tagen dieses Jahres habe ich in einem freundschaftlichen Schreiben an Ihren Herrn Sohn Dr. Eduard ein Werk von oder über meinen Vater als den ersten Gegenstand einer mög-

*) Dieses etwas hypergenial aufgefasste Bild befindet sich jetzt im Besitz des „freien deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt a. M.

lichen Verbindung zwischen Ihrem Hause und dem Geiste Feuerbachs in Aussicht gestellt. Endlich bin ich nach vieler anstrengenden Arbeit und oft höchst peinlicher Mühe im Stande, mein damals noch ganz unbestimmtes Anerbieten in ein förmliches zu verwandeln. In der Erwägung, dass der Mensch in seiner Totalität unendlich mehr ist als der Rechtsphilosoph oder gar der Kriminalist, dass die Darstellung von jenem auch diese beiden in sich begreife, aber nicht umgekehrt, dass namentlich mir als Sohn es mehr obliegt, den Menschen, als den Gelehrten in abstracto darzustellen, habe ich vor Allem die Herausgabe des biographischen Nachlasses mir zur Aufgabe gemacht — aber des biographischen Nachlasses im weitesten, umfassendsten Sinne. Meine Absicht war, ein vollständiges und allseitiges Bild von meinem Vater zu geben, jedoch ein rein objektives, nur von seinen eigenhändigen Pinselstrichen zusammengesetztes. Meine eigene Thätigkeit bestand nur in der kritischen Auswahl der einzelnen Bruchstücke, der chronologischen Zusammensetzung derselben zu einem Ganzen, und der Beifügung erklärender, ergänzender oder berichtigender Anmerkungen. Das Werk, das ich Ihnen anbiete, ist daher nichts Anderes als eine — indirekte — Autobiographie — ein Wort, das mir auch für den Titel als das geeignetste erscheint, obgleich der Gebrauch dieses Wortes für eine Schrift, die nur zum allergeringsten Theile aus Selbstschilderungen besteht, die nur eine hauptsächlich aus Briefen, Vorträgen, Gutachten, Gesuchen u. s. w. zusammengesetzte Lebensbeschreibung enthält, eines kurzen Vorwortes zu seiner Rechtfertigung bedürfte

Ein Nebenzweck meines Aufenthaltes in Leipzig im verflossenen Winter war eben so, wie Sie zu besuchen und einen Theil des väterlichen Nachlasses, den ich eben desswegen im Koffer mitgeschleppt hatte, Ihnen zur Ansicht zu überreichen, auch persönlich noch nach vielleicht vorhandenen, der Veröffentlichung werthen Briefen zu fahnden. Aber gerade an dem Tage, wo ich, fertig mit den nachträglichen Veränderungen im Manuskripte meiner Vorlesungen, einen Blick über die Gränzen meiner nächsten Aufgabe und Umgebung hinausrichten und aus meinem Incognito heraustreten wollte, wurde ich von der gränzenlosen Unverschämtheit der Polizei ausgewiesen — und so war nicht nur mein Hauptzweck nur zur Hälfte erreicht, sondern auch alle meine anderen Nebenzwecke vereitelt. Aber trotzdem ist der Mangel an Briefen an seine kriminalistischen Freunde und Feinde kein wesentlicher,

Feuerbach als Kriminalist ist, wenn auch nicht als Kriminal-Rechtslehrer, doch als Kriminal-Gesetzgeber, also in seiner höheren, das allgemeine Publikum interessirenden Rolle, hinlänglich repräsentirt......

Euer Wohlgeboren ergebenster Ludwig Feuerbach.

Feuerbach an J. Schibich.

Bruckberg, den 21. Okt. 1851.

Mein lieber Freund!... Sie wollen von dem Menschen Feuerbach wissen. Wo soll ich aber da anfangen? bei meinen Kinder- und Studienjahren? Das wäre zu weit gegriffen. Ich beginne mit der Zeit, worin ich jetzt lebe, und dem Orte, worauf ich jetzt stehe und gehe. Bruckberg ist ein kleines, in einem anmuthigen aber beschränkten, von Wäldern und Aeckern umgränzten Wiesenthal gelegenes Dörfchen, das aber den grossen Vortheil hat, dass hier kein Pfarrer und keine Kirche ist. Die hiesige Kirche oder Kirchlein hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Blitz vernichtet. Das Gebäude, worin ich lebe und schaffe, ist ein ehemaliges markgräfliches Jagdschloss, seit Ende des vorigen Jahrhunderts aber und noch jetzt eine Porzellanfabrik, deren Besitzer drei noch lebende Schwestern sind, wovon die eine meine Frau, deren oberster Lenker und Leiter mein Schwager ist. Diese Fabrik ist leider! höchst ungünstig gelegen und schwer belastet, ihr Betrieb höchst kostspielig, ihr Ertrag äusserst geringfügig, ihre Existenz, namentlich in Folge der verhängnissvollen Ereignisse von 1848, der österreichischen Bankrotte, der österreichischen Geldpapierlumpenwirthschaft, wodurch noch jetzt die Fabrik an jeden 100 fl. 20—30 Prozent verliert — und leider! steht sie nur mit Triest in Verkehr — sehr prekär. Den fast einzigen Vortheil daher, den ich von ihr habe, ist Holz und freie, weil eigene Wohnung. Diese schöne und geräumige, zum Studiren und Denken trefflich geeignete Wohnung ist es auch, die mich hauptsächlich an B. fesselt.

Meine, selbstgeschaffene, Familie ist sehr klein, besteht nur aus dem Minimum, was zum Begriff einer Familie gehört: einem Mann, nämlich mir, einem Eheweib und einem Kinde, einem Mädchen von 12 vollendeten Jahren, das ich unendlich liebe, aber nach den einfachsten Grundsätzen erziehe, nämlich vor Allem sich

herzlich seines ländlichen Lebens und Sinnes erfreuen, aber auch ernstlich lernen und in den weiblichen Künsten sich üben lasse.

Drei meiner Brüder sind leider! und zwar in den besten Jahren gestorben: der eine ein erfinderischer spekulativer Mathematiker, der andere ein gelehrter Jurist, der dritte, der älteste, der erst vor Kurzem starb, Dichter und Archäolog, ausgezeichneter Kenner der bildenden Künste, Verfasser des „Apoll von Belvedere", ein Mann, dessen Umgang, welchen ich aber wegen der Entfernung der Orte — er war Professor an der Universität Freiburg im Breisgau — leider! nur selten genoss, besonders desswegen für mich interessant war, weil er die Prinzipien meiner Anschauung in ihrer Anwendung auf die Kunst vollständig bestätigt fand, und obwohl oder weil eine reine Künstlerseele, auch mit meiner Religionsphilosophie im Wesentlichen harmonirte.

Mein Vater war auch keineswegs nur Jurist oder Kriminalist, sondern ein legislatorischer und rechtsphilosophischer Kopf, im universellsten Sinne des Wortes. Seine engeren kriminalrechtlichen Prinzipien verwerfe ich, wenigstens so weit, als sich in ihnen nicht der Psycholog, sondern der Jurist ausspricht — denn sie bestehen aus zwei einander ganz widersprechenden Seelen; aber in seinen allgemeinen rechtsgeschichtlichen und rechtsphilosophischen Ideen, die freilich nur in unedirten Fragmenten bestehen, stimmen wir auf eine merkwürdige Weise überein. Daher es Sie nicht wundern wird, dass ich, abgesehen von früherem sporadischen Zeitaufwand, fast ein ganzes ungetheiltes Jahr auf seinen Nachlass, dessen biographischen Theil ich bereits fertig und dem Buchhändler angeboten habe, verwenden konnte. Ich halte aber diesen Zeitaufwand auch schon aus dem Grunde für keinen Verlust, weil ich erkannt habe, wie wichtig das Kriminalrecht oder vielmehr die Geschichte desselben für den Denker und Schriftsteller in meinem Sinne ist.

Meine Lebensweise ist höchst einfach, regelmässig und naturgemäss — alle meine Werke sind Früchte des Tages, des natürlichen, nicht des künstlichen Lichtes, der gesunden Nüchternheit, nicht der Aufregung und Ueberreizung durch Genüsse. Nur zwei Tassen nicht besonders starken schwarzen Kaffees ohne Milch und Zucker trinke ich täglich, eine Morgens, die andere nach Tisch, aber jeder geht voran und folgt nach noch ein Glas kalten Wassers. Erst am Abend, nach gethaner Arbeit, ungefähr nach 8 oder um 9 Uhr,

trinke ich Bier, wobei ich eine Pfeife schmauche, mich unterhalte oder Zeitungen u. dergl. lese.

Aus dieser diätetischen Lebensordnung komme ich nur, wenn ich überhaupt durch besondere Veranlassungen aus meiner Ordnung, meiner Lebens- und Thätigkeitsweise herauskomme. Da haue ich allerdings oft tüchtig über die Schnur, sowohl aus Instinkt als Grundsatz, um durch ewiges Einerlei den Körper nicht zu verwöhnen und verweichlichen, den Geist nicht abzustumpfen, kurz um in das System der Ruhe und Ordnung zeitweise eine wohlthätige Revolution hineinzubringen.

Von jeher habe ich das Leben als einen Feldzug betrachtet, und daher darauf Bedacht genommen, mich auf alle Fälle zu rüsten, mich jeder Witterung ausgesetzt, mich stets so leicht als möglich gekleidet, so viel als möglich den Schwächen meiner Natur nicht nachgegeben, sondern getrotzt, mich daran gewöhnt, alles geniessen, aber auch, wenn es sein muss, entbehren zu können.

Ausser Katarrh und Schnupfen, Rheumatismen, Ohrensausen — namentlich seit den letzten Jahren, aber auch rheumatischer Natur — hat mir in meinem Leben nie etwas gefehlt. Eigentlich krank, bettlägerig krank bin ich nie gewesen. Gleichwohl bin ich nicht robuster, aber auch nicht schwächlicher Natur, gleichwie ich auch nicht grosser, aber auch nicht kleiner Statur, nicht dick, aber auch nicht grade mager bin.

Wein liebe ich sehr, er ist das meiner Natur entsprechende Getränk; aber ich trinke ihn selten. Was meine Tracht betrifft, so hasse ich in dieser Beziehung alles Schlampige, Nachlässige, Schmutzige, Philisterhafte, eben so wie alles Gezierte, Geckenhafte, Modische. Der Frack ist mir unausstehlich, ich trage nur Ueberröcke, am Liebsten kurz, oben geschlossen. Wie meine Schreibmaterialien, namentlich Federn beschaffen sind, können Sie aus den Zügen meiner Hand selbst ersehen. Ich liebe das Schön- oder wenigstens nicht garstig und widerlich Schreiben, aber dieser gute Wille wird meist zu Schanden an dem schlechten Zustand meiner Federn, mit denen Niemand als ich schreiben kann . . .

Daumer war viele Jahre lang mein persönlicher Freund, trotz unserer geistigen und wissenschaftlichen Differenz. Mit dem W. d. Chr. aber und einer Rezension von mir über seinen M a r i e n - k u l t u s, die ich im reinsten Sinne der Freundschaft, aber freilich auch der Wahrhaftigkeit schrieb, er aber missverstand und missdeutete, wurde diese geistige Differenz seinerseits eine persönliche.

Seit der Zeit (1844) wo er seine Schrift gegen mich im „Nürnberger Korresp. v. u. f. Deutschland" auf eine höchst beleidigende Weise ankündigte, habe ich ihn nicht mehr besucht noch gesprochen, ob ich gleich ihm nicht böse bin; denn er ist unzurechnungsfähig, unfrei, Sklave seiner krankhaften Einbildungen, ein pietistischer Naturalist.

Strauss habe ich nur einmal (bei Heilsbronn) besucht, ich glaube 1842. Vischer habe ich auch nur einmal obenhin in Frankfurt gesprochen.

Leben Sie wohl! Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 27. Jan. 1852.

Lieber Schibich! ... Ich gehe damit um, noch eine überzeugend oder vielmehr beschämend klare, mit historischen Beispielen und Entwicklungen belegte Darstellung meiner atheistischen Religionsprinzipien zu geben. Sie sehen hieraus, dass das keine Arbeit für Sie und mich, sondern nur für Andere, eigentlich nur eine Eselsbrücke ist. Gestehen muss ich auch, dass mir schon oft vor Scham die Feder aus der Hand und alle Lust aus dem Herzen entfiel, wenn ich daran dachte, dass ich noch einmal über Dinge schreiben soll, die für den Geist, der eigentlich allein zu berücksichtigen ist, längst erschöpft und abgethan sind. Freilich ermuthigt mich dann doch wieder der Gedanke: dieser Geist ist doch ein zu vornehmer, aristokratischer Geist, namentlich in Dingen, die nicht nur den Denker, den Geist in abstracto, sondern den Menschen überhaupt interessiren; der wahre Geist ist zugleich ein praktischer Geist, aber der praktische Geist ist ein unermüdlicher, langmüthiger, barmherziger Geist.

Damit haben Sie zugleich Ihre Frage: warum ich so viel zitire? beantwortet. Wie wenige Menschen gibt es, die einen Gedanken für sich selbst, ohne Unterlage eines Zitats denken und als wahr, als objektiv begründet begreifen können? Gleichwohl zitire ich immer nur pars pro toto, weil es mir zu langweilig ist nachzuschlagen, oder ich im Augenblicke das Andere, oft das Beste vergessen habe. Dass ich aber so oft Antiquitäten, selbst aus dem Zopfzeitalter zitire, hat darin seinen Grund, dass unsere Gross- und Urgrossväter bei aller Zeremonialität und Formalität ihrer religiösen

Gedanken und Empfindungen, weit offener und naiver sind, als die modernen Galanteriegeister. Adieu! L. F.

Mr. V. Arnould à Feuerbach.

Bruxelles, le 18. Février 1852.

Monsieur Louis Feuerbach! Nous avons bien reçu en leur temps les 12 francs que vous nous avez envoyés pour renouvellement de votre abonnement à la Liberté. C'est avec un véritable bonheur que nous voyons notre oeuvre encouragée par un homme pour qui nous éprouvons tous, avec le plus profond respect, la plus grande admiration, et dont nous sommes fiers de nous dire les disciples.

Il y a longtemps que j'aurais voulu vous accuser réception de votre envoi, mais j'eus désiré, Monsieur, ne pas vous écrire, sans vous donner des nouvelles d'un mouvement qui se fait ici pour offrir au grand Feuerbach un témoignage de l'admiration que ressentent pour lui nos amis de Belgique. J'espère, dans peu, être à même de me faire auprès de vous l'interprète de ce grand et unanime sentiment, aussi honorable pour l'homme, qu'il est consolant pour le philosophe.

Agréez, Monsieur, l'assurance de la haute considération, avec laquelle je suis Votre disciple dévoué. V. Arnould.

Réd. en chef de la Liberté.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Bruckberg, den 22. Febr. 1852.

Mein lieber Kapp! — Wigand drängt mich, noch dieses Jahr mit ihm nach Amerika zu reisen. Er will sich dort erst umsehen, ehe er an eine förmliche Auswanderung denkt. Aber ich armer Teufel, wie kann ich das wagen, bei diesem schlechten Stande des Buchhandels! bei diesen schlechten Aussichten in die Zukunft! Ja, wenn noch die Zeit wäre wie früher! aber jetzt! Ich kann nicht nach Amerika, ohne dort zu bleiben. Und wie kann ich fort, ehe ich den gelehrten Un- und Vorrath ausgeschieden, ehe ich meinen Willen — und ich bin tenax propositi — ausgeführt habe?

Aber freilich, was sind Pläne und Vorsätze? Noth bricht Eisen. Es ist so weit bei uns gekommen, dass man befürchten muss, deportirt zu werden, wenn man nicht freiwillig geht. Es ist jetzt kein Krieg mehr gegen die Konsequenzen, sondern gegen die

antediluvianischen Prämissen der Revolution — gegen die Philosophie, gegen die Intelligenz. Nicht das Frühjahr 1848, Jahrhunderte sollen ausgestrichen werden. Es ist nur noch der Wahnsinn: Facta infecta facere velle, Geschehenes ungeschehen machen zu wollen, der bei uns regiert und herrscht. Mein Abscheu, mein Grausen vor diesen Zuständen, vor diesen erbärmlichen Persönlichkeiten, ist gränzenlos. Wer weiss also was geschieht, ob ich Dich doch nicht selbst dieses Jahr in Amerika sehe? Lebe wohl und grüsse herzlich Deine Frau und Freund Kaufmann von Deinem Lud. Feuerbach.

Sievers in Gotha an Feuerbach.

Gotha, den 28. Februar 1852.

Hochgeehrter Herr! Auf den Resultaten Ihrer Forschung stehend und mit dem Drange, von dem durch Sie gewonnenen Standpunkte aus das menschliche Wesen tiefer zu verstehen, habe ich mich dem Shakespeare zugewandt, demjenigen unter allen Dichtern, der dem spezifisch Christlichen am Fernsten steht, und der Quelle der Erkenntniss, die selbst reiner als das Leben und die Geschichte uns den Menschen vorführt. Ich habe mehr in ihm gefunden, als ich dachte. Nicht nur den Menschen als solchen, oder, weil das ein Unsinn ist, nicht nur den bestimmten Menschen seiner Zeit hab' ich in ihm gefunden, sondern den Menschen der verschiedensten Entwicklungsstufen, von den Römern herab bis in seine Zeit. Das Prinzip wenigstens der verschiedenen Epochen ist jedes Mal in seinen Dramen ausgeprägt.

Ich gehe, hochgeehrter Herr, in meiner Anschauung der Geschichte von dem Hegel'schen Standpunkte aus, insofern nämlich, als ich an dem Fortschritte des Menschengeistes, wenn auch nicht dem unendlichen, festhalte. Aber ich meine, es müsste noch erst Ernst gemacht werden mit diesem Grundgedanken; derselbe müsse ganz bestimmt als eine fortschreitende Umwandlung des Bewusstseins bezeichnet werden, das sich stets ein neues Höchstes, einen neuen Gott erzeugt; die Geschichte müsse psychologisch behandelt werden.

Ihnen sage ich damit freilich nichts Neues, denn eben Ihr Ausspruch, die Religion sei Anthropologie, hat sich für mich in das Obige umgesetzt, die Geschichte sei Phänomenologie des menschheitlichen Bewusstseins. Aber mit dieser Umsetzung ist dann eben

auch die Religion in den allgemeinen Fluss hineingezogen und muss auch historisch-psychologisch behandelt werden.

In meinem „Romeo und Julie", hochgeehrter Herr, habe ich das Prinzip der mittelalterlichen Religion, das zugleich das des gesammten Lebens dieses Zeitalters ist, dargelegt, obgleich freilich seine Wirksamkeit auf dem religiösen Gebiete nur angedeutet ist. Ihnen traue ich die grösste Unbefangenheit fremden Ansichten gegenüber zu, ja ich meine sogar, Ihnen mit der meinigen in die Hände zu arbeiten und zum Ausbau Ihres Werkes mit dem dort Gegebenen beizutragen, obwohl ich auch nicht übersehe, was uns trennt.

Wenn Sie aber meine Schrift der Durchsicht würdigen und die Auffassung des Mittelalters, die in ihr niedergelegt ist, für mehr als ein blosses Paradoxon erkennen, werth ausgeführt zu werden: dann, hochgeehrter Herr, hoffe ich auf einige Zeilen der Ermunterung, in denen ich auch freudig den Rath und Hinweis auf die schwachen Seiten dieser Theorien von Seiten eines älteren, gelehrteren Mannes finden würde, den ich seit meinen Studentenjahren hoch verehrte.

Jedenfalls sehen Sie diese Zusendung als ein Zeichen meiner Verehrung für Sie an. Ihr Sievers.

v. Herder an Feuerbach.*)

Erlangen, den 15. März 52.

Geliebter Freund! Wo böte der scheussliche Zustand, worin sich die arme Menschheit in Deutschland und ganz Europa gegenwärtig befindet, auch nur einen Ast, der sicher genug wäre, um sich daran aufrichten zu können — der leidige Trost der Doktrinären, dass das Elend bald seinen äussersten Grad erreicht haben werde, von dem an der Pendelschwung seinen Rücklauf nehmen müsste, dieser Gemeinplatz ist eben so unwahr, als armselig. Denn bis zu welchem Ungrunde der Erschlaffung und Verthierung die Völker versinken können, lehrt nur zu allseitig und allzeitig die Geschichte!

Bei der mir bewussten Uebereinstimmung unserer Ansichten über diesen Punkt war mir daher die mir vor einigen Wochen in Nürnberg zugekommene Nachricht, dass Du beschlossen habest, nach Amerika zu gehen und dass dieses schon im Laufe dieses Sommers ausgeführt werde, — nichts weniger als befremdend; denn Du magst die Kujonade, mit der man Dich allseitig verfolgt,

*) Siehe I. 368.

dicksatt genug bekommen haben, und da Du das von der Natur Dir verliehene grosse Pfund nicht vergraben, noch weniger versauern lassen darfst, da Dir der deutsche Boden Deine Wirksamkeit verwehrt, so bleibt Dir wohl nichts anderes übrig, als den deutschen Staub von den Füssen zu schütteln, auf so wenig Befriedigung Du auch in dem mehrseitig bornirten Yankeelande wenigstens anfangs wirst rechnen dürfen, und so schmerzlich Dir selbst die Trennung fallen mag.

Mein Egoismus hat indessen nicht ohne Befriedigung aus Deinem Briefe entnommen, dass Deine Reise nach Amerika noch nicht so fest und nahe zu stehen scheint, als man mir gesagt hatte, und das nehme ich dankbar an. Denn für mich hier Zurückbleibenmüssenden wird der Verlust Deines, wenn auch leider noch zu selten genossenen Umganges eine schmerzliche Wunde zurücklassen. Solange es uns daher noch vergönnt ist, einander zu erreichen, sollten wir umsomehr auf — sei es noch so kurze — Zusammenkünfte denken. Zu dem Denkmal, welches Du Deinem edlen Vater gesetzt hast, bringe ich Dir meinen freudigsten Glückwunsch. Das gegenwärtige Erscheinen dieses Denkmals erachte ich in hohem Grade zeitgemäss; denn wohl keine Zeit, als die jetzige schauervolle, hat es mehr bedurft, dass ihr der Spiegel eines für Recht, Wahrheit und Freiheit so hochglühenden, gediegenen Geistes, wie Deines grossen Vaters, vorgehalten werde. Mit Dank zur Vorsehung denke ich an das Jahr 1813 zurück, wo ich das Glück hatte, öfters mit Deinem Vater bei Jakobi zusammenzusein und mich an seinem Glühen für Deutschlands Freiheit zu erheben. Mit grosser Begierde sehe ich Deiner Schrift entgegen. Dass Du eine Stelle in der Vorrede zu meinem Opus, das so schmählich fiasco gemacht hat, für würdig gefunden hast, Dich darauf zu beziehen, freut mich ungemein, und ich fühle mich hochgeehrt, dass Du mich öffentlich als Deinen Freund aufführst. Ich weiss in der Welt keinen lebenden Mann, auf dessen Freundschaft ich stolzer wäre, als auf die Deinige, mein lieber Ludwig. Sei treulich umarmt von Deinem Herder.

Feuerbach an J. Schibich.

Bruckberg, den 22. März 1852.

Mein lieber Schibich! Endlich bin ich dazu gekommen, einige Kardinalpunkte religionsphilosophisch durchzuführen, wenigstens so weit zu treiben, als es meine beschränkten pekuniären und

literärischen Mittel erlauben. Diese Arbeit erfordert nicht nur philosophische, sondern auch philologische Thätigkeit. Man muss das Original selbst lesen, und zu diesem Zwecke es nicht verschmähen, sein Leben von Vorne, d. h. von der Schule — Leben und Lernen ist ja bei uns eins — wieder anzufangen. Du bist Erde und sollst zur Erde werden, heisst der Fluch des Alten Testaments. Du bist Bücherstaub und sollst wieder zu Schulstaub werden, heisst der Fluch des Neuen Testaments.

Doch ich tröste mich damit, dass ich mit diesem Staube nur den Boden dünge, aus dem einst Blumen und Früchte des Lebens spriessen.

Gegenwärtig bin ich über der Homerischen Theologie, um zu beweisen, dass schon der blinde Homer vollständig, nur poetisch es ausgesprochen hat, dass das Geheimniss der Theologie die Anthropologie ist. In dieser meiner Rückkehr zur Kindheit der Menschheit und meiner eigenen haben Sie einen zureichenden Grund von meiner Brieffaulheit, und zugleich ein Bild von mir, vielleicht ein richtigeres als Sie von Wien mitgenommen haben. Denn in den Urstätten der Anthropologie, der Iliade und Odyssee, sieht man nicht nur Blut, sondern auch Thränen fliessen, hört man nicht nur den polemischen Ares brüllen, sondern auch Helden schluchzen und seufzen.

Gleichwohl kann ich Ihnen nicht die fleischliche Ansicht von mir erlassen, wenn Sie es zu einer richtigen Einsicht in mich und meine Philosophie bringen wollen; denn erst dann werden Sie sich überzeugen, welch' ein unendlicher Unterschied ist zwischen dem gemalten oder gedachten und dem wirklichen F., aber zugleich auch überzeugen, dass an mir nichts zu sehen ist, was nicht an jedem Andern, wenn man ihn nur seiner, sei's nun weltlichen oder geistlichen Montur und Dressur entkleidet.

Von der sog. philosophischen Literatur nehme ich gar keine Notiz. Was mir von dieser noch unter die Hände gekommen, ist unter dem L

Von Daumer weiss ich gar nichts, von Vischer auch nichts; von Bayerhoffer nur dass er in Wisconsin Farmer und neulich das Malheur gehabt hat, dass ihm seine Kuh davon gelaufen; von meinem Bruder, dass er sich mit den Sprichwörtern, hauptsächlich Europas, beschäftigt, was er übrigens schon seit mehreren Jahren treibt. Sie sehen, ich weiss nicht viel mehr als Sie, ob ich gleich Theoretiker bin und Sie Praktiker sind.

Sie wollen sich auch aktiv betheiligen, und ich wünschte, Sie könnten es. Aber lohnt es sich der Mühe, jetzt wenigstens, auch nur noch ein vernünftiges Wort zu sprechen? Ist es nicht Weisheit zu schweigen, wo die Thorheit, wenn auch im Gewande jesuitischer Verschmitztheit, das grosse Wort führt?

Lassen Sie getrost der Zeit den Glauben, dass nun auf einmal auf allerhöchsten Befehl der menschliche Geist still steht; lassen Sie nur darüber nicht Ihre eigene Mühle ins Stocken gerathen!

Leben Sie wohl! F.

Feuerbach an Heidenreich.

Bruckberg, den 25. Mai 1852.

Lieber Heidenreich! Hier erhältst Du Moleschotts Schriften. „Die Physiologie des Stoffwechsels" wird natürlich vor allem Deine Augen auf sich ziehen. Lass Dich aber nicht abhalten durch den Titel „für das Volk", und durch den ungeschickten, weniger erleichternden als verwirrenden Gebrauch einiger deutscher Wörter statt der chemischen Kunstausdrücke, auch in die Lehre der „Nahrungsmittel" Deine Blicke hineinzuwerfen. Es wäre mir sehr lieb, Dein Urtheil zu vernehmen. Moleschott ist sehr häufig mit Liebig und Mulder im Kampfe, kein Wiederkäuer, sondern selbständiger Forscher und Denker zugleich. Er ist auf diesem Gebiete der einzige (mir bekannte) radikale und prinzipielle Naturforscher. Nur aus diesem Grunde und aus diesem Gesichtspunkte habe ich auch die Anzeige jener Schrift, die gar nichts anderes sein sollte als eine prosaische Satyre auf unsere bisherige Philosophie, übernommen. Um Dir aber eine kurze Uebersicht über Moleschotts Lehre mitzutheilen, aus der Du zugleich ermessen kannst, ob Du diese selbst des weiteren Lesens für werth hältst, lege ich zugleich bei einen, wahrscheinlich für eine Enzyklopädie oder Zeitschrift geschriebenen Artikel über diese Lehre, den ich vor Kurzem erst von ihm erhielt, und erst diesen Morgen las. Nur kommen einige selbst mir widerliche Popularisationen und Trivialitäten vor, die Du eben überlesen musst. Die Chemie bleibt ewig, wie die Astronomie, eine unpopuläre Wissenschaft. Die Waffe der Analyse wird durch deutsche Namen den Menschen, die Alles nur en gros betrachten, nicht befreundet, nicht näher gelegt. Doch sieh' selbst und lies, oder wirf es weg!

Am Sonntag Morgen bedauerte ich sehr die Einladung Deiner Frau zum Frühstücke auf dem Meinberge nicht angenommen zu haben; aber Mittags bei der schrecklichen Hitze war ich doch sehr froh, dass ich die kühle Nacht zum Nachhausegehen benutzt hatte, so müde ich auch war.

Das Geld bitte ich Dich, bis auf passende Gelegenheit, bei Dir noch zu beherbergen. Dein L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 24. Juni 1852.

Lieber Heidenreich! Ich bedauere, dass Du eine goldene Morgenstunde für mich verwandt hast und zwar zur Widerlegung einer Annahme, die mir nie in den Sinn gekommen ist, da es ja gerade Deine differentia specifica, um diesen scholastischen Terminus zu gebrauchen, dass Du die Medizin, wenigstens theoretisch, auf die Physik und Chemie gründest, und die Lehre der Nahrungsmittel von Moleschott dem Materiale nach nichts anderes enthält, als die Resultate der neuen Chemie über diesen Gegenstand. Für mich, der ich in der organischen Chemie bis auf Moleschott ein Ignorant gewesen bin, war auch seinem Stoffe nach das Buch eine Novität; aber obgleich der Mensch das für ihn Wichtige nur zu leicht und gerne zu einer Wichtigkeit auch für Andere macht, so ist es mir doch nie im Traume eingefallen, Dir, den ich noch aus unseren alten geologischen Zeiten her als einen fixen Chemiker kenne, Dir, dem Verfasser der „medizinischen Physik", meine eigene Unwissenheit aufzubürden, auch nur eine irgendwie wichtige chemische Thatsache als Dir unbekannt anzunehmen. Aber diese Thatsachen hat doch Moleschott so zusammen- und dargestellt, dass die Schrift, obgleich eine rein empirische, doch zugleich eine Schrift von ächt philosophischer Bedeutung ist. Du wirst Dich erinnern, wie Du mir selbst eine ärztliche Rezension vorgelesen, die ein durchaus absprechendes Urtheil über die Schrift als eine pure materialistische enthielt. Und der junge Müller, den ich hier nur als einen Refrain der neuen Prager Schule betrachte und anführe, sprach sich gleichfalls geringschätzig, wenigstens über den praktischen Nutzen der physiologischen Chemie für die Medizin aus. Ich glaube auch in der That, dass zwischen dem Standpunkte des Arztes, der den Organismus als solchen, als lebendiges Wesen vor sich hat, und dem Standpunkte des organischen Chemikers zur Zeit noch eine

nothwendige und ungelöste Differenz besteht und so lange bestehen wird, als nicht der Organismus vollständig in die Chemie, oder diese in jenen aufgelöst, kurz der Organismus vollständig erklärt ist. Was ist denn die Nerventhätigkeit und wie verhält sie sich zu dem „Stoffwechsel", der das Leben ausmacht? Darauf finde ich keine Antwort in Moleschott. Aus diesem allgemeinen Gesichtspunkte wünschte ich auch von Dir die Moleschott'sche Schrift gelesen. Doch lassen wir die „Nahrungsmittel". Es freut mich, dass Dir wenigstens die Physiologie des Stoffwechsels gemundet hat, und ich Dir so auch einmal mit etwas Wohlschmeckendem aufgewartet habe. Die Parallelstellen zu Moleschott in Deiner Schrift habe ich nachgelesen.

Sie sagen allerdings dasselbe, nur dass der grosse kritische Zeitraum von 1836—1851, in dem der Menschengeist eine ganz entschiedene Wendung und Schwenkung gemacht, dazwischen liegt.

Doch ich hoffe morgen das Gespräch mündlich fortzusetzen, wenn nicht wieder, wie vergangenen Samstag, der Regen mich an die keupermerglige Scholle fesselt. Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an Fr. A. Brockhaus.

11. Juni 1852.

Sie erhalten hier, verehrter Herr, die Artikel über meinen Vater und meine Brüder zurück, aber leider nur mit den nothdürftigsten Verbesserungen und Zusätzen, namentlich zu den Artikeln über meine Brüder. Aber wo der Vater schon so viel Platz einnimmt, da bleibt wenig für die Söhne übrig. Zudem habe ich alle auf meinen ältesten jüngstverstorbenen Bruder sich beziehenden Papiere und Notizen weggegeben, so dass ich mich selbst erst zum Behufe eines ausführlichen Artikels in der Ferne nach genauen Angaben hätte umsehen müssen; aber dazu fehlte es bei dem von Ihnen so kurz gestellten Termine und bei meiner mehrmaligen Entfernung von hier an Zeit. Musste ich aber bei dem ältesten Bruder mich so beschränken, so konnte ich auch bei den Anderen, auch bei mir nicht, der Symmetrie wegen, mich ausführlicher aussprechen. Bei mir kommt noch der Grund dazu, dass die gegenwärtige Zeit gar nicht geeigenschaftet ist, zu einem freien und tiefer eingehenden Urtheil über mein eigenes geistiges Wesen und Prinzip. Es ist das Beste, sich hier nur auf ein ganz allgemeines Urtheil und die blosse Angabe der Schriften zu beschränken

L. F.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Bruckberg, den 28. Jan. 1853.

Lieber, theurer Freund! Ich muss auf Deine freundschaftliche, höchst verführerische Einladung, nach Newyork zu Dir zu kommen, wenigstens vor der Hand mit Nein antworten. Ich habe die letzten Jahre, namentlich das letztverflossene, zum Zweck meiner Arbeit für alte und neue Bücher so enorme Summen ausgegeben, nicht minder bedeutende Summen der hiesigen Fabrik vorgestreckt, ohne Aussicht, sie wieder zu bekommen, wenn nicht der Tod ihres pekuniären Vampyrs sie endlich aus ihrem Todeskampf erlöst, überdem gerade zu der Zeit, wo die Lebensmittel bei uns einen ungewöhnlich hohen Preis hatten, über ein Jahr lang einen riesengrossen Hofmeister, der sich übrigens in diesem Sommer — auch ein Beispiel von unsern löblichen Zuständen — einer der ersten und freiesten Köpfe der süddeutschen, nach Emanzipation von der Kirche strebenden Schullehrer — auf eine schauderhafte Weise in unserer Nähe um das Leben gebracht hat, zu ernähren gehabt; ich habe endlich für meine fast schon zur Jungfrau herangewachsene Tochter, welche sich gegenwärtig mit meiner Frau in Nürnberg befindet und dort, ausser Englisch und andern Stunden — horribile dictu — Konfirmationsunterricht — auch wieder ein Beispiel der deutschen Freiheit in religiösen Dingen — für schweres Geld empfängt —: ich habe, sage ich, dieses Jahr so grosse Ausgaben, dass ich auf die Befriedigung der kleinsten, bescheidensten Wünsche, wie viel mehr meines höchsten Wunsches, Amerika aus eigener Anschauung kennen zu lernen, verzichten muss . . .

Die glücklichen Amerikaner, bei denen Time Money ist! Wie zeitgeizig bin ich, und doch habe ich es zu Nichts gebracht! Kein Wunder freilich, da nach dem deutschen Idealismus, der uns noch tief im Fleische steckt, die Zeit ja nichts Reelles ist! — Auch in diesem verflossenen Jahr ereignete sich ein Todesfall in unserer Familie. Meine gute treue Mutter starb in einem Alter von nicht ganz 79 Jahren, aber einen Tod, wie ihn nur der Mensch sich in seinem Leben wünschen kann, einen gänzlich schmerz- und kampflosen Tod, und zwar ohne vorausgegangene Krankheit und Altersbeschwerde . . .

Der Auswanderungstrieb ist bei uns nicht im Abnehmen; im Gegentheil, selbst die jungen Bauernbuben wollen schon hinüberfliegen, ehe sie flügge sind. Ein benachbarter gescheidter Bauer

will alle seine fünf Söhne, so wie sie grösser sind, nach Amerika schicken. Das einzige Gespräch in den abgelegensten Bauernwinkeln ist Amerika, das einzige Buch, das Du zu Deiner Verwunderung in einem Wirthshaus in der Hand eines Bauernknechts oder Herrn siehst, ist ein Buch über Amerika. Ich selbst habe kein anderes Erziehungsprinzip als Amerika . . .

Empfange noch den Dank für Deine Einladung, die mir ein höchst wohlthätiges Zeichen treuer Freundschaft, und die Versicherung, dass ich an Deinem und Deiner Familie Wohlergehen den innigsten Antheil nehme, und diesen Dir noch persönlich bezeugen zu können hoffe. Mit dieser Hoffnung Dein L. Feuerbach.

Jos. Schibich an Feuerbach.

Lechwiz in Mähren, den 6. März 1853.

Ich kam auf meiner Rückreise aus Ungarn in Wien an. Nachdem ich mich von dem Reiseschmutz gereinigt und umgekleidet hatte, miethete ich mir am Kohlmarkt, gegenüber vom Mandarin, einen Comfortable, und trat so eine Entdeckungsreise an. Zuerst begab ich mich in die „Akademie der bildenden Künste“ und fragte dort nach der Adresse des Herrn Professors Rahl, und erhielt zum Unglück, wie sich bald ergab, eine falsche und wieder eine falsche, und so fort, bis ich nach zweistündigem Herumfahren vor einem Hause in der Feldgasse halten liess. Dort erfuhr ich von einem kleinen Manne mit ungeheuer langem Barte — dem Famulus Rahl's —, dass Letzterer nicht zu Hause sei und erst spät Abends kommen dürfte. Meine Betrübniss war gränzenlos! Ich ersuchte den Diener, mir ein Stück Papier zu geben, worauf ich einige Zeilen — die Ursache meines Kommens und das Leid bei meinem Gehen enthaltend — an Rahl schrieb, und während ich den offenen Zettel dem Diener übergab, verdollmetschte ich ihm einen dort gebrauchten Ausdruck: „mein theurer, lieber, guter Ludwig“ damit, dass ich sagte, es betreffe dies den grössten Philosophen, Feuerbach. „Also F. wollen Sie sehen? Ich werde Ihnen das Portrait zeigen.“ Ich bat ihn, aber schnell, mich F. selbst suchen zu lassen; ich habe ihn zwar weder einmal im Bilde noch in Wirklichkeit gesehen, aber ich werde ihn an seinem Kopfe erkennen. — Wir traten in den grossen Saal des Ateliers, es waren nebst anderen Stücken 30 bis 40 Portraits da. — „Der ist's nicht“ sagte ich, — „der auch nicht.“ — „Ach entschuldigen Sie, eben

erinnere ich mich, dass ihn drüben die Schule kopirt.“ — So war auch dieser Reiz, dieses Seelenvergnügen des Selberfindens verloren. Famulus trat bald mit dem Heiligthume ein (— das Wort kommt aus dem Innersten meines Herzens! Wenn's ein Heiligthum gibt, so ist's nur ein solches —) und stellte es auf eine Staffelei. Mein Feuerbach! Wenn ich ein Wort weiter sagen könnte über das, was in diesem Augenblicke in mir war, so wäre dies ein Zeichen, dass ich doch noch Besinnung hatte — aber ich hatte keine! Nur von den ersten Eindrücken ist mir soviel erinnerlich: Die Augen zeigen Spuren eines unendlichen, aber schon überlebten Schmerzes; ich las es denselben ab, dass sie schon Spott, Hohn, Unterdrückung, Verfolgung getroffen, dass sie die finsteren Labyrinthe der Menschengeschichte durchwandelt, dass sie das Elend des Menschengeschlechtes geschaut! Ob sie, ob diese Augen wohl auch schon eine Thräne netzte? — Der ganze Ausdruck des Gesichtes hatte nichts, was man geheimnissvoll nennen könnte, alles ist klar, alles offen — alles licht!

Ich verliess das Haus, sprang in meinen Wagen und fuhr in meine Wohnung, ins Hotel London (dasselbe, wo Blum wohnte und gefangen genommen wurde). Ich war ganz erschöpft; die steyrischen Gebirge hatten mir einen Schnupfen mit seiner ganzen Suite angehängt, das Wetter in Wien war trübe und regnerisch, Typhuskranke in jedem Hause; ich war zu sehr aufgeregt von dem Besuche bei Rahl, mir war unheimlich. — Ich liess warm heizen, las Zeitungen, um Feuerbach und Typhus zu vergessen, ass ein Kotelett und trank eine Bouteille Rothwein auf meinem Zimmer und ging zu Bette. Am folgenden Tage trat ich die Reise nach Znaim an. Von Znaim kam ich hieher nach Lechwiz und hoffte eine Antwort auf meinen Brief aus der letzten Hälfte des Dezembers hier zu finden. — Ich fand sie nicht, ward traurig — und schrieb diese Zeilen! Küsse Sie und die Ihrigen herzlichst. —

J. Schibich.

Feuerbach an E. G. v. Herder.

Nürnberg, den 1. Juni 1853.

Theurer Freund! . . . Ich hoffte gestern, heute vielleicht im Stande zu sein, nach Erlangen zu fahren, um Deinen siebenzigjährigen Geburtstag in Person mitzufeiern. Allein meine Hoffnung

erfüllte sich nicht. Mein Katarrh ist im Gegentheil nur noch schlimmer geworden, so dass ich heute gar nicht ausgehen will. So sehe ich mich denn genöthigt, Dir, statt aus einem fröhlichen und geselligen Glas Wein, aus dem tristen, misanthropischen Tintenfass meine Glückwünsche darzubringen.

So wie sich mein Katarrh gebessert hat, gehe ich nach Bruckberg, um mein Lorchen in der Periode der Wiedergenesung und Auferstehung vom Bette mit überwachen zu können. Bei meiner Rückkunft hoffe ich Dich hier oder in Erlangen wiederzusehen. Dann werde ich Dir auch die Geschichte des englischen Deismus zurückgeben, die ich bereits hier durchgelesen und als ein sehr gutes und interessantes Buch befunden habe, für dessen Mittheilung ich Dir innigst verbunden bin.

Mit der Bitte, mich Deiner verehrten Fräulein Schwägerin, Fräulein Adele und Don Fernando*) zu empfehlen, von Herzen

Dein L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 13. Jan. 1854.

Mein lieber hochverehrter Freund! . . . Ich war fortwährend, bin es noch jetzt, so sehr in meine Studien verloren, dass ich nicht einmal die Zeit oder vielmehr die Freiheit und Musse auch nur zu einem Briefe fand. Nur dieses Buch, dachte ich bei mir, musst Du noch fertig machen, dann kannst Du mit gutem Gewissen und gutem Muthe an deinen Herder schreiben. Aber auf dieses Buch folgte sogleich wieder ein anderes dieses, auf das zweite ein drittes, und so unaufhörlich fort bis in die schlechte Hegel'sche „Unendlichkeit". Noch bin ich mitten in dieser schlechten Unendlichkeit, oder, wenn Du lieber willst, in dieser unendlichen Schlechtigkeit; aber es regt sich nun doch bei mir ein ganz anderes Gewissen, als das szientivische oder literärische — das Gewissen des Menschen, des Freundes, das stärker drückt als die Last unentleerter Folianten . . .

*) Die Schwägerin war die verehrungswürdige Therese Forster, Tochter Georg Forsters, damals 67 Jahre alt, Schwester der schon verstorbenen Louise v. Herder, geb. Huber, welche Mutterstelle bei Herders Kindern vertrat. Adele, die Tochter E. G. v. Herders, heirathete noch 1853 den bayrischen Arzt Dr. Kuby. Don Fernando ist der Petersburger Bibliothekar.

Es ist zwar an sich oder vom astronomischen Standpunkt kein Unterschied zwischen dem alten und neuen Jahre, aber auf unserem armen menschlichen und bürgerlichen Standpunkt ist es doch ein gewaltiger Unterschied, ob Nr. 53 oder 54 auf unserer Stirn geschrieben steht, namentlich wenn man bereits so weit vorgerückt ist wie Du, verehrter Freund! Ich „gratulire“ Niemanden zum neuen Jahre, es würde mir bei jedem Andern als eine leere Formel erscheinen; aber bei Dir drängt sich mir unwillkührlich und herzlich der Wunsch auf, dass es Dein unverkümmertes Eigenthum werden möge. Namentlich wünsche ich Dir, dass Dir die Trennung von Deinen Kindern durch erfreuliche Nachrichten von ihnen erleichtert,*) die Anwesenheit und Gesellschaft aber Deiner verehrten Schwägerin Dir und ihr nicht durch körperliche Leiden verbittert werde. Lebe wohl! Herzlich Dein L. Feuerbach.

Derselbe an denselben

16. Juni 1854.

Mein lieber hochverehrter Herder. Erschrick nicht, wenn Du diese Hand erblickst, im Gedanken, dass auch die übrigen zu ihr gehörigen Körpertheile, die Füsse, die Gurgel, der Kopf, kurz der ganze Kerl schon wieder zu Dir in das Haus komme. Ich will nur ein wenig aus der Ferne mich darnach umsehen, ob die Wunden, die ich Deinem ruhegewöhnten Herzen im Hause geschlagen, die Lücken, die ich in Deinen Weinkeller gebracht, die Lache, die ich in meiner Schlafstube durch das Verschütten — ich weiss selbst nicht ob des Wasserglases oder eines andern Geschirres — verursacht, kurz ob alle die unsaubern Bier- und Weingeister, die ein sensualistischer blasphemischer Philosoph in einem germanisch-christlichen Hause zurücklässt, bereits exorzirt und verschwunden sind. Ich fürchte, Du selbst bist diesmal endlich zum Kreuz gekrochen; ich fürchte, das erste und letzte Kreuz, das Du in Deinem Leben gemacht, hat mir gegolten.

Ich verliess Bruckberg in der grössten körperlichen und geistigen Verstimmung, in einer fieberartigen Aufregung . . . Aber gleichwohl

*) Adele war ihrem Manne nach Pirmasens gefolgt; Don Fernando aber wegen seines „in politischer Beziehung bethätigten Verhaltens, im Interesse der Universitätsstudirenden“ aus Erlangen und dem Vaterhause ausgewiesen. Er studirte Botanik und Gärtnerei in Zürich, nachdem man ihn, den geprüften Rechtskandidaten, von der Amtspraxis ausgeschlossen! So verfügt von Pascha Reigensberg. —

ist mir die Partie, trotz oder vielleicht eben wegen ihrer krassen Widersprüche mit meinen Lebensgewohnheiten, vortrefflich bekommen. Ist es bei Dir ebenso, denn durch mich bist Du doch aus dem gewohnten Mass gerissen worden, so bin ich zufrieden.

Für Deinen Lukrez bin ich Dir schon jetzt, wo ich ausser der Einleitung nur einige hundert Verse gelesen, höchst dankbar. Es ist dies eine Uebersetzung sans pareille; der Text ist aber nicht von Creech, den ich in Nürnberg gekauft, sondern ein späterer, viel kritischerer, wie ich bei dem wenigen Gelesenen mich überzeugt habe, von Wakefield.

Vergiss nicht, dass ich nur Dir zu Liebe, oder richtiger nur zu Dir, zu Deiner Studirstube, als einer heiligen Kapelle aus der alten guten Zeit der deutschen Literatur, nach Erlangen gewallfahrtet bin, vergiss also nicht über dem Erlanger Feuerbach

Deinen Bruckberger L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 3. Januar 1855.

Hochverehrter Freund..... Seit ich das letzte Mal bei Dir war, bin ich, unvermeidliche Gänge nach Ansbach abgerechnet, nicht von hier fortgekommen, stets beschäftigt mit meiner neuen Schrift, die gleichwohl nichts wesentlich Neues bringen wird, sondern nur Beweise, ausführliche, historisch und philosophisch erörterte Beweise des längst in Jugendfrische Gesagten. Aber was Anderes könnte man der jetzigen abergläubischen und aberwitzigen Menschheit bringen wollen? Gegen die Geistlosigkeit, die sich als Geist, als Geist der Wahrheit und Menschheit gebärdet, kann dieser Geist nur in der Form anspruchsloser Geistlosigkeit zu Felde ziehen.

Büchernoth treibt mich nun aber doch bald vielleicht von hier fort, und dann werde ich nicht unterlassen, mich persönlich nach Dir umzuschauen. Ein Sporn zu diesem für einen Landmann ritterlichen Unternehmen ist mir auch Moleschott's treffliche Schrift: Georg Forster. Ich will seine würdige Tochter, ich will Dich, den Geistes- und Blutsverwandten unserer ehrwürdigen Menschen- — nicht Kirchenväter, wieder sehen. Dein L. Feuerbach.*)

*) Im letzten Briefe an Herder (22. Febr. 1855) bietet Feuerbach dem Freunde, der zu seiner Tochter in Rheinbayern zu ziehn gedachte, seine Hülfe bei Veräusserung der Bibliothek an. Der Brief traf den Freund auf dem Todesbette, auf welchem er den 26. Febr. verschied.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.*)

Bruckberg, den 20. Mai 1853.

Verehrter Herr! Der Gegenstand, den Sie in Ihrem mir trotz seiner irrigen Ortsbezeichnung richtig und rechtzeitig zugekommenen Briefe zur Sprache bringen — ein Gegenstand, der mir nicht nur als Denker und Mensch überhaupt, sondern auch insbesondere als Sohn eines Hauptkriminalisten, dessen sämmtlicher gedruckter und schriftlicher Nachlass in meinen Händen ist, unendlich nahe liegt — würde längst von mir zum Gegenstande einer selbständigen Abhandlung gemacht worden sein, wenn ich Zeit und Raum dafür gefunden hätte. Aber seit mehreren Jahren beschäftigt mich, wenn auch nicht gerade eine förmliche Religionsgeschichte, doch eine religionsgeschichtliche Darstellung und Durchführung einiger im Wesen der natürlichen und christlichen Religion ausgesprochenen Gedanken, welche alle meine Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, so dass ich alles Andere, was sich nicht unmittelbar auf diese Arbeit bezieht, nicht nur äusserlich, sondern auch in meinem Kopfe bei Seite legen muss. Gleichwohl ist aber dieser Gegenstand nicht nur indirekt und implicite, sondern auch ausdrücklich bei verschiedenen Gelegenheiten von mir bedacht und besprochen worden, ausser in den Schriften, die Sie kennen, besonders, obwohl kurz, in meinen Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, in der letzten Abhandlung vom Jahre 1846. Desgleichen, wenn auch nicht namentlich, doch dem Wesen nach, in meinen Aphorismen wider den Dualismus des Leibes und der Seele, im II. Bande meiner Gesammtschriften. Der Punkt, den Sie in dieser Frage besonders hervorheben, scheint mir übrigens erhebliche Schwierigkeiten nicht darzubieten. Ich erinnere an ein berühmtes Beispiel aus der Geschichte der Philosophie, nämlich an den Magnet, der, wenn er Bewusstsein oder Gefühl hätte, auch glauben würde, dass er von selbst oder mit Freiheit sich stets nach dem Norden richte, weil diese Richtung eben seiner Natur entspricht, er keine derselben entgegengesetzte Richtung oder Neigung habe, also sich nicht genöthigt oder gezwungen fühle. Der Mensch fühlt sich frei, weil jede Bestimmung, die ihn zu dieser oder jener Handlung, dieser oder jener Unterlassung bewegt, selbst eine durch seine individuelle Natur bestimmte ist.

Der letzte Punkt in der Reihe der auf mich einwirkenden

*) Diese Briefe sind, mit Ausnahme eines einzigen, von dem Hrn. Empfänger in der Wigand'schen „Deutsche Warte" zum Abdruck gebracht worden.

Ursachen ist doch offenbar der Punkt meiner Erzeugung und Geburt. Ich bin dieser Mensch nur als erzeugt von diesen Eltern, in dieser Zeit, an diesem Orte u. s. w. Ich wäre ein ganz Anderer, von anderen Eltern, unter anderen Umständen u. s. w. erzeugt. Ich bin mit Nothwendigkeit so, wie und der ich eben bin. Aber diese Nothwendigkeit ist ja Eins mit mir selbst, meiner Individualität, meinem Wesen, folglich für mein Gefühl Freiheit; denn nur das von mir Unterschiedene, vielmehr das mir Widersprechende, das mich Beeinträchtigende gibt mir das Gefühl der Unfreiheit. So fühlen wir uns unfrei in einer Gesellschaft, die unserem Wesen, unseren Neigungen, Gewohnheiten u. s. w. widerspricht, in der wir uns in einem fremdartigen Elemente befinden, in der uns folglich nicht wohl ist. Freiheit ist die Heimat des Menschen, oder richtiger umgekehrt: die Heimat des Menschen ist seine Freiheit; da, wo ich zu Hause bin, eigentlich und bildlich, da bin und fühle ich mich frei. Nun sind aber die Bestimmungen oder Antriebe zu meinen Handlungen, selbst wenn sie in äusseren Ursachen ihren Grund haben, heimische — es ist kein fremdes, anderes Wesen in und bei mir zu Gaste, der Treiber und der Getriebene sind nicht zwei verschiedene Wesen — wie sollte ich mich also unfrei fühlen? Wenn ich in der Wahl oder Kollision zwischen zwei Dingen mich befinde, ich zuerst schwanke, welches von beiden ich ergreifen soll, so werde ich mich schliesslich doch immer für das entscheiden, was meinen vorherrschenden Neigungen, meinen charakteristischen, mein individuelles Wesen ausmachenden Eigenschaften am meisten entspricht, und folglich mich frei fühlen, obgleich (oder vielmehr vielleicht gerade desswegen weil) ich nothwendig mich so entscheide. Hinterdrein (vielleicht selbst im Moment der Entscheidung) kann ich mir freilich auch einbilden, dass ich anders handeln kann oder anders hätte handeln können, als ich gehandelt habe, und diese Einbildung, diese Vorstellung, dass man das Gegentheil von dem thun könne, was man wirklich und nothwendig thut, ist es auch, worin die gewöhnliche Vorstellung der Freiheit wurzelt. Das wirkliche Gefühl der Freiheit ist nichts Anderes als das Gefühl der Gesundheit, des Wohlseins, d. h. der Harmonie irgend einer Bestimmung, Handlung, Entscheidung oder Zustandes mit meinem individuellen Wesen. Bei der Freiheitsfrage muss man vor Allem nicht von dem einseitigen Gesichtspunkte der Moralität oder moralischen Freiheit ausgehen, und ebensowenig die Nothwendigkeit auf eine mechanische, gleichförmige, abstrakte reduziren.

Die äusseren Ursachen, denen ich mein Leben und Wesen verdanke, sind meiner Individualität entsprechende; es haben mich nicht andere Menschen überhaupt, sondern diese Menschen, die ich eben desswegen als meine Eltern von Anderen unterscheide und bevorzuge, gezeugt; es hat mich nicht die Sonne oder Natur überhaupt, nicht die afrikanische Sonne, sondern die in Deutschland scheinende Sonne, die in Deutschland herrschende Natur, vom ersten Punkte meiner Existenz an umfangen, es sind also nicht despotische, fremdartige, gegen mich feindselige, sondern vertraute, meiner Individualität zusagende, ja mit ihr identische Wesen oder Mächte, die auf mich einwirken. Kurz, das Gefühl der Freiheit, dessen Gegenstand nicht die phantastische Chimäre des Allesthunkönnens, sondern etwas Wirkliches ist, ist nichts Anderes als das Gefühl der Harmonie des Menschen mit der Natur, des Menschen mit dem Menschen, des Menschen mit sich selbst. Frei fühlt sich und ist der Mensch nur da, wo er gern ist und in dem, was er gern thut. Dieses Thun, dieses Sein ist freies, weil mit meinem Wesen harmonisches, desswegen aber auch innerlich nothwendiges. Nichts ist trüglicher und willkürlicher als die Auslegung der Menschen von ihren Gefühlen! Und wie Vieles bilden sie sich ein zu fühlen, was sie nicht fühlen, gar nicht fühlen können. Wer die Unsterblichkeit glaubt, fühlt sie. Aber wer kann wirklich fühlen, was gar nicht oder wenigstens noch nicht ist. — Entschuldigen Sie diese wenigen und ungenügenden Zeilen mit meiner Arbeit.

Ergebenst Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 23. Juni 1853.

Verehrter Herr! Unangenehme Vorfälle haben mich 14 Tage lang nicht nur von meiner Arbeit, sondern auch von meiner hiesigen Wohnstätte entfernt gehalten und nöthigen mich, nächstens wieder auf einige Tage mich von hier zu entfernen, so dass ich erst bei meiner Rückkehr meine Arbeit wieder vornehmen kann und mittlerweile Zeit zur Fortsetzung des mit Ihnen begonnenen Themas habe. — Die Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen erstreckt sich keineswegs auf Alles ohne Unterschied. Die Nothwendigkeit erstreckt sich nur auf das Nothwendige, Wesentliche, Hauptsächliche, nicht auf das Gleichgültige, Unwesentliche, Zufällige. Ich

wähle zum Beispiel die niedrigste, alltäglichste Nothwendigkeit, die Nothwendigkeit der Nahrung. Diese Nothwendigkeit erstreckt sich nur auf die Speise überhaupt, aber nicht gerade diese oder jene Speise, so lange ich wenigstens gesund bin; aber die Gesundheit ist doch offenbar der normale Gesichtspunkt, von dem man überall ausgehen muss. Ob diese oder jene Speise, ist mir gleichgültig, ich verlange nichts weiter als die generelle Eigenschaft, dass sie für den Gaumen und Magen eines Kulturmenschen geniessbar ist. Wenn mir in einer Restauration die Speisekarte gereicht wird, so werde ich mir allerdings die Speise auswählen, die mir am liebsten ist; ist diese aber bereits vergriffen, so werde ich mir über den Verlust kein graues Haar wachsen lassen, sondern irgend ein anderes Gericht auswählen. Wer sich so zur Speise verhält, ist frei, wenigstens in dieser Beziehung. Wer aber nur auf gewisse ausgesuchte Speisen versessen ist, wer ausser sich und unglücklich ist, wenn er diese nicht hat, wer dieser einseitigen Richtung und Neigung sein Vermögen, seine Gesundheit, seinen Verstand u. s. w. aufopfert, der *ist* unfrei, aber *fühlt* sich unfrei nur so lange noch andere Neigungen und Interessen in ihm rege sind und, wenn auch erfolglos, gegen die Herrschsucht seines Leckermaules sich auflehnen. Wenn aber wirklich der Fress- oder Sauftrieb zur „charakteristischen, sein individuelles Wesen ausmachenden Eigenschaft“ eines Menschen geworden ist, dann zweifle ich, dass er sich als „Sklave“ seiner Leidenschaft „fühlt“, dann behaupte ich vielmehr, dass er sich nur frei fühlt, wenn er frisst und säuft, unfrei und unglücklich, wenn er Nichts zum Fressen und Saufen hat. Ein Mensch, dessen Wesen wirklich im Saufen aufgeht, dessen wesentliches Prädikat: der Säufer ist, hat auch längst seine Vernunft versoffen — er ist bei sich, bei Geist, bei Kraft und Leben nur beim Trunk — er kann nicht sein ohne zu trinken — er ist „toujours besoffen“. So gestand ein Wüstling und Liebling Karl's II. von England auf seinem Todtenbette, dass er fünf Jahre lang toujours besoffen gewesen sei. Es ist nicht selten, dass Menschen eine mit ihrem übrigen Wesen gar nicht zusammenstimmende Neigung zu einem Laster haben, von der sie sich eben desswegen als Sklaven fühlen, weil sie sich mit ihrem sonstigen Wesen, ihren anderen Neigungen und Trieben im Widerspruche fühlen. Solche sind aber auch, wenn auch nicht von Grund aus zu heilen, doch zu mässigen, wenn zur gehörigen Zeit die richtigen Heilmittel angewendet werden; denn die Lehre von der menschlichen Freiheit gehört zur Arzeneimittellehre. Der wahre

Sklave dagegen fühlt sich nicht als Sklave, wie im Politischen so im Moralischen.

5. Juli.

Diese schon vor einigen Tagen hingeworfenen, aber durch meine abermalige Entfernung unterbrochenen, dann aus Missfallen an dem Niedergeschriebenen und der Ueberzeugung, dass solche Gegenstände sich nicht für Briefe eignen, ad acta gelegten Zeilen schicke ich Ihnen nun doch, um Ihnen wenigstens meinen guten Willen zu zeigen. Ich füge denselben nur noch den Satz bei: wer sich als Sklave fühlt, fühlt sich unglücklich, ärgert, empört sich über seine Herrschaft, bestrebt sich das lästige Joch abzuschütteln und beweist eben durch diesen Widerwillen, dieses revolutionaire Bestreben, dass diese oder jene Neigung oder Leidenschaft nicht seine charakteristische oder wesentliche, mit ihm in Eins verschmolzene Eigenschaft ist. Und überlasse die Folgerungen daraus und Ergänzungen, vielleicht auch Berichtigungen dazu Ihrem eigenen Verstande. Ergebenst Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 22. Juli 1853.

Verehrter Herr! Erst gestern und nach langen und verschiedenartigen Unterbrechungen zum Gegenstande meiner Arbeit zurückgekehrt, und von der bei mir so äusserst seltenen und schnell vergehenden Lust zur eigentlichen schriftstellerischen Behandlung eines Themas ergriffen, beschränke ich mich, um diesen günstigen Moment nicht zu verlieren und doch zugleich Sie nicht lange warten zu lassen, auf eine kurze Erwiderung der Hauptpunkte Ihres Briefes. Ich bemerke zunächst, dass Ihre Ausstellung an dem von mir gebrauchten Beispiele mit dem Säufer richtig ist, dass ich dasselbe nicht unverkrüppelt und unbeschädiget aus dem Kopfe auf's Papier gebracht habe, dass aber meine Beschränkung der Nothwendigkeit auf das Wesentliche keineswegs im Widerspruche mit meinem früheren Briefe steht, weil, wenn wir auch Alles aus Nothwendigkeit thun, wir doch nicht Alles mit gleicher Nothwendigkeit thun, dass wir verschiedene Grade der Nothwendigkeit zu unterscheiden haben — Nothwendigkeit hängt ja mit Noth, Bedürfniss, Verlangen zusammen und Noth bricht Eisen — dass gegen die dringendere Noth, das mehr Nothwendige, das minder Nothwendige verschwindet, dass selbst in der äusseren Natur schon die niedere Nothwendigkeit

von der stärkeren aufgehoben wird, z. B. von der chemischen Wahlverwandtschaft, von der Adhäsion z. B. des Wassers am Glas, die Nothwendigkeit, mit der es ausserdem mit sich zusammenhängt und sich im Gleichgewichte erhält; dass aber eben in der Unterordnung des im minderen Grade Nothwendigen unter das Nothwendigere und Nothwendigste die Gesundheit, Weisheit und Freiheit des Menschen besteht. Doch betrachten Sie diese flüchtige Bemerkung als ungeschrieben oder doch, da sie nun einmal geschrieben ist, als nicht nennens- und dankenswerth.

Von der eigentlichen philosophischen Literatur der Gegenwart, nach der Sie sich erkundigen, nehme ich nur sehr wenig Notiz, weil ich nur wenig Bücher lese, aus denen ich Etwas lerne oder für meine Arbeiten brauche, zu diesen Büchern aber nicht die unserer jetzigen „Philosophie" gehören. Das Beste, was jedoch noch in dieser Literatur geleistet wird, betrifft die Geschichte der Philosophie. Hierüber, namentlich über die Geschichte der Philosophie seit Kant, sind mehrere Schriften erschienen, so von Chalybäus in Kiel, Fortlage in Jena (erst dieses Jahr, glaub' ich), Schaller, Geschichte der Naturphilosophie, II. Band, worin natürlich aber auch auf das ganze System eines Philosophen Rücksicht genommen wird.

Nun zu Ihrer zweiten Frage Bruckberg hat allerdings Wirthshäuser, aber das für Sie geeignete Wirthshaus ist allein mein Wohnhaus, wo Sie mir und meiner kleinen, aus meiner Frau und meiner 14 jährigen Tochter bestehenden Familie herzlich willkommen sein werden. Ergebenst L. Feuerbach.

Feuerbach an Otto Wigand.

Bruckberg, den 30. Juli 1855.

Lieber Freund! Ich benutze die Absendung der musikalischen Werke meines Freundes Maier in Ansbach an Sie, um meine mündliche Empfehlung desselben schriftlich zu erneuern, um Sie um Ihre Verwendung für ein Ihrer Verwendung vollkommen würdiges, musikalisches Talent, oder vornehm gesprochen, Genie zu ersuchen. Sie thun mit der Erfüllung dieser Bitte nicht nur ein Freundeswerk, sondern zugleich auch ein christliches, biblisches Werk. Es heisst ja in der Schrift: Ihr sollt das Licht nicht unter den Scheffel stellen. Maier ist aber ein unter den Scheffel gestelltes, an einen obskuren Ort versetztes Licht, ein Mensch, der ebensowenig nach Ansbach gehört als Musiker, wie ich nach Bruckberg als Denker.

Machen Sie also, mein lieber Wigand, dass dieses Licht auf den Scheffel einer Leipziger Buch- und Musikalienhandlung gestellt werde und so aller Welt in die Augen leuchte, in die Herzen brenne. Maier ist ein Schüler Spohr's, ein Bekannter Liszt's, ein Mann von dem reinsten, unverdorbensten, musikalischen Geschmack, inniger Verehrer der alten, klassischen Meister, namentlich Mozart's, gleichwohl kein Nachahmer derselben, sondern durchdrungen von der Nothwendigkeit einer Neugestaltung der Musik aus eigener, nur durch die alten Meister gebildeten Brust und Kehle.

. . . . Doch eines grossen Bockes bekenne ich mich schuldig: ich habe dem Rehbocke noch nicht Ihren Freundschaftsgruss ausgerichtet, werde aber ihm diesen noch heute Abend unter der Gestalt eines Salats oder Klees zu Herzen, oder was hier eins, zu Magen bringen. Vorgestern war mein 51. Geburtstag. Ich wurde reich beschenkt; ich erhielt von Künstlerhänden eine schöne Tyroler Landschaft. In dem letzten Aphorismus von mir in Ihrer Zeitschrift habe ich zum Schrecken der gelehrten Pedanten einen Erinnerungsbock erkannt. Es war nicht Penelope, sondern die Eurykleia, die Haushälterin, die den Ulysses an dem Barte erkannte. Wählen Sie einmal aus meinen Xenien einige bittere Pillen aus, wenn diese anders die Polizei passiren. Ihr Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Bruckberg, den 12. Dezember 1856.

Lieber Wigand! Sie müssen wenigstens das noch einmal hören, dass ich für meine neue Schrift keinen andern Verleger als Sie im Munde und in petto gehabt habe. Was die Honorarforderung betrifft, so warten Sie, bis die Stunde der Entscheidung gekommen; denn es ist ein selbst in meinen Schriften, ich glaube im Curriculum vitae, ausgesprochener Grundsatz und mehr, Charakterzug von mir, dass ich mich nicht eher über etwas entscheide, als bis der Zeitpunkt und mit ihm die Nothwendigkeit der Entscheidung gekommen ist. Dass diese Stunde aber auch nach „18 Monaten" noch nicht gekommen, ist kein Wunder, wenn Sie meine Isolirtheit und verzweifelte Büchernoth bedenken, bedenken, dass ich z. B. die zur gründlichen sprachlichen Kenntniss Homers unerlässlichen sog. Venetianischen Scholien, horribile dictu erst dieses Frühjahr, wie ich, glaube ich, Ihnen selbst schon geschrieben, erhalten habe, nicht zu erwähnen, dass mir viele andere Hülfsmittel, wie z. B.

die Anmerkungen Nitsch's zur Odyssee, auf dem Antiquarien-Wege — leider muss ich die wohlfeilsten aber langsamsten Wege aufsuchen — erst diesen Sommer und Herbst in die Hände gekommen sind. Ist das nicht zum Desperatwerden? Muss man nicht alle Lust verlieren, wenn alle Augenblicke bloss aus Mangel an Brennmaterial die Maschine stille stehen muss? Doch die Stunde der Entscheidung naht, d. h. die Stunde der Vollendung. Also warten Sie noch so lange, ehe Sie nichts mehr von meiner Schrift hören wollen. Ich sage nur soviel im Voraus: Ich habe in meinem Kopfe für das Ganze nie mehr verlangt, als die Kosten für die Bücherausgaben der 6 auf meine Schrift verwandten Jahre, um die Kosten für eine ebensoviele Jahre entbehrte Reise herauszuschlagen. Gewiss eine sehr bescheidene Rechnung! Doch wie gesagt, ich kann und mag nicht rechnen und fordern in endgültiger Weise, als bis ich ans Ende, ans letzte Punktum meiner Schrift gekommen.

Ihre Bitte kann ich leider nicht erfüllen, da ich weder Daguerrotype, noch eine Photographie von mir besitze. Ihr Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Brighton, England, Frühjahr 1857.

Lieber Freund! Verschiedene jüngere Leute tragen sich schon seit 48 mit dem Plane einer Revue. Sie sollte erst in Berlin mit der „Reform“ vereinigt werden. Die Ereignisse vom November 1848 vereitelten dies. Dann ist es unterblieben, weil die Urheber des Planes zu sehr an die Zuschauerrolle gewöhnt sind. So hab' ich es endlich selbst unternommen und hoffe, dass die Sache gelingt. Wahrscheinlich lesen Sie wenig von dem elenden Zeuge, welches die Tagespresse zu Wege bringt. Wenn man es aber auch gelegentlich liest, so spürt man einen empfindlichen Aerger, dass man ein Zeitgenosse dieser Menschen ist. Wir brauchen unsere eigene Zeit, unsere eigene Erscheinung, und müssen die wahre Aristokratie gegen diese Lumperei geltend machen; sonst scheint es, dass sie uns begraben hat, wie sie es denn fortdauernd unternimmt zu thun.

Ich habe seit 48 nichts von Ihnen gehört oder gesehen. Hier ist man leicht zum Anachoreten gemacht, wenn man nicht besondere Ausgaben für die Theilnahme an dem Treiben der Deutschen machen will. Erst in der letzten Zeit hab' ich dies gethan, und dies hat mich zu dem Entschlusse gebracht, den ich Ihnen hier

mittheile. Lassen Sie mich bald von sich hören. Hoffentlich sind Sie und die Ihrigen wohlauf! Empfehlen Sie mich allen freundlich! Sie haben hier einen Verehrer in Prof. Long, der Ihre Bücher in London gefunden und sie mit dem grössten Enthusiasmus gelesen hat. Er ist ein gelehrter Philologe und nicht leicht zu befriedigen, da er gleich strenge gegen den Inhalt und gegen die Form ist. Ich habe sehr bei ihm gewonnen, dass ich Sie kenne und ihm einen Brief an Sie versprochen, wenn er mal des Weges käme. Von ganzem Herzen der Ihrige Arnold Ruge.

Feuerbach an Ruge.

10. April 1857.

Lieber Freund! Ihr Rundschreiben traf hier gerade an demselben Tage ein, an dem ich das Manuskript eines neuen Werkes, betitelt: „Theogonie, nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Alterthums“, die Frucht sechsjähriger Studien, dem Wigand zum Verlage und Drucke überschickt hatte. In diesem seligen Momente des Fertig- und Ledigseins von einer vieljährigen Gewissenslast, erfreut zugleich, dass meiner auch noch in der Ferne als eines Lebenden gedacht wird, sagte ich in Gedanken Ihrer Einladung unbedenklich zu; nachdem aber an die Stelle dieses seligen Freiheitsgefühles das Gefühl jener Leere und Unbestimmtheit getreten war, die man nach Beendigung einer konzentrirenden Arbeit empfindet, war ich lange unentschlossen, was ich thun, ob ich mit Ja oder Nein auf Ihre Anfrage antworten sollte. Endlich bin ich, um Sie nicht länger warten zu lassen, entschlossen, u. zw. zu einem, wenigstens provisorischen, Nein. Ich sage: provisorischen, weil ich zu einer Sache, die noch nicht ist, die ich nicht vor Augen habe, weder Nein, noch Ja entschieden sagen kann. Von jeher war ich überdem zwar ein sehr fleissiger und immerwährender Student, aber ein sehr fauler und nur momentaner Skribent, bin es aber jetzt, aus sehr begreiflichen Gründen, in bei weitem höheren Grade, so dass nur die Freude an den Leistungen Anderer mich zu thätiger Theilnahme bestimmen und zu entsprechender Thätigkeit verleiten könnte etc. Kurz, ich kann mich keiner Zeitschrift versprechen, ehe ich sie gesehen und lieb gewonnen habe. Homo sum, sensualistischer Mensch. Von der Differenz zwischen uns erwähnte ich nichts, weil sie ohne Einfluss auf mein provisorisches Nein, da wir, wenn auch in den Wegen

und Ausgangspunkten verschieden — ich gehe wesentlich von der Naturwissenschaft aus — doch in Ziel und Zweck unseres Lebens und Strebens einig sind. L. F.

Heinrich Benecke an Feuerbach.*)

Varzin, den 11. November 1856.

Hochgeehrter Herr Doktor! Gönnen Sie mir nur das Vergnügen, für dieses Mal meinen Brief direkt an Sie zu richten, und wenn ich Sie mit meinem werthlosen Geschwätze auch immerhin auf Augenblicke störe, so soll mich dies doch weniger bekümmern, als wenn ich Sie überhaupt nicht mehr stören könnte. Ich bin ja der böse Mensch, der Sie todt sagte; doch glauben Sie mir, geehrter Herr Doktor, dass ich Sie mit Freuden wieder unter den Lebendigen begrüsse. Nach dem Erfolge beurtheilt, erscheine ich natürlich als ein gränzenloser Narr; aber Sie sollen selbst entscheiden, ob ich, wie jeder Andere, der die Nummer 129 der „Literatur des Auslandes" gelesen, zu einem anderen, als dem bewussten Resultate kommen konnte. Ein Franzose, St. René-Taillandier, hat ein Buch geschrieben über die Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart; in diesem sagt er, auf die neueste Philosophie kommend: „Ludwig Feuerbach hat sich zurückgezogen". Hierauf bezieht sich dann eine Anmerkung des Redacteurs J. Lehmann in Berlin: „Herr T. scheint nicht zu wissen, dass Ludwig Feuerbach vom Schauplatze dieser Welt durch einen höheren Richter abberufen worden!" Lässt diese Redeweise auch nur den geringsten Zweifel über die Mittheilung zu? Ueberdies ist mir von Berlin her bekannt, wie wohlunterrichtet sonst dieses Journal ist; auch kenne ich Joseph Lehmann persönlich als einen durchaus vorsichtigen und ernsten Mann. — Darauf hin schrieb ich nach Bruckberg und, weil ich an Bruckberg durch grosse Lebenserinnerungen gefesselt, so war die lebhafteste und herzlichste Theilnahme ganz natürlich. — Hiezu kommt ausserdem, dass ich, nach Hinterpommern verschlagen, von der lauten und intelligenten Welt

*) Dr. H. Benecke, einer jener „jüngern Freunde" Feuerbachs im Norden, hat sich durch seine treue und liebenswürdige Anhänglichkeit an seinen grossen Lehrer, bis über das Grab, ausgezeichnet. Er verfasste ein herrliches Feuilleton für die Wiener „Presse" (14. Dez. 71), und ein zweites in demselben Blatte beim Tode Feuerbachs (Sept. 1872). Seine Briefe aus dem Dezennium 1850—60 folgen hier hintereinander.

weitab liege; ich musste glauben, eher für einen Nachzügler, als für einen falschen Propheten gehalten zu werden.

Hochachtungsvoll Heinrich Benecke.

Feuerbach an H. Benecke.

Bruckberg, den 28. November 1856.

Verehrter Freund! Es ist kein Wunder, dass ich bereits zu den Todten gerechnet werde. Ich bin ja schon längst von den deutschen Theologen und Philosophen „widerlegt", das heisst auf deutsch geistig todt geschlagen; nun hängt aber bekanntlich in Deutschland das Leben, die Physik, sammt allen ihren Kräften und Stoffen, nur vom Geiste, scilicet den deutschen Kanzel- und Kathedergelehrten ab; also bin ich natürlich oder vielmehr logisch nothwendig auch physisch todt. Todt nennen die Menschen den, der kein Lebenszeichen mehr von sich gibt — die gemeinen Menschen den, der nichts mehr von sich sehen und hören lässt, den sie nicht mehr handeln sehen, sprechen hören; die Gelehrten, namentlich in Deutschland, wo der Sensualismus eine Chimäre, den, der nichts mehr schreibt, den sie sich folglich nicht mehr mit der Feder thätig denken können.

Nun habe ich aber seit vielen Jahren nichts mehr geschrieben; ein Mensch, der aber keinen Tropfen Tinte mehr verspritzt, der hat auch keinen Tropfen Blut mehr für Gott, König und Vaterland zu verspritzen, also — oder anders und spekulativ ausgedrückt: „Die Identität von Denken und Sein ist das innerste und höchste Wesen der deutschen Philosophie, des deutschen Geistes überhaupt." Was das Gebet der Gerechten nicht vermag, das vermag der Gedanke der Philosophen. Die deutschen Frommen haben mich längst „todt gebetet", leider ohne Erfolg; nun haben aber die spekulativen Philosophen mich todt gemacht, ergo bin ich auch todt. Sie sehen, dass ich die Nothwendigkeit meines Todes selbst a priori deduzire und dass ich daher über Ihren Nekrolog nicht im Geringsten mich verwundern oder gar entsetzen konnte. Wie wünschte ich auch anderen Todten, dass sie so noch nach ihrem Tode lebten, wie ich, so noch über die Theilnahme der ihnen nachfühlenden Ueberlebenden sich erfreuten, so noch an den Blättern und Blumen ihrer Gräber sich ergötzten! Wie gern würden sie für solchen Tod das Leben hingeben, das ihnen einst von der Kanzel vorgepredigt, vom Katheder vordemonstrirt worden ist! —

Meine Frau und Tochter grüssen Sie durch mich freundlichst und wünschen nebst den übrigen Schlossbewohnern, Sie einmal wieder hier persönlich begrüssen zu können. Auch ich schliesse mich diesem Wunsche an und bezeuge Ihnen zugleich unter der Versicherung meiner Verehrung mit dem einzigen in Deutschland privilegirten und authentischen Lebensorgan und Lebenszeichen, der Feder, dass ich mich schreibe L. Feuerbach.

NB. Ein deutscher Gelehrter kann selbst nicht seinen Namen unterzeichnen, ohne eine Anmerkung darunter zu setzen. Ich bemerke daher, dass ich noch nie mit solchem Schwunge meinen Namen geschrieben habe. Aber es galt ja auch nicht mein Todes-, sondern mein Lebensurtheil zu unterzeichnen L. F.

H. Benecke an Feuerbach.

London, den 15. Mai 1858.

Hochgeehrter Herr Doktor! Die von sämmtlichen Feuerbachs bisher erschienenen Bücher finden sich hier vor; mit besonderem Interesse aber verglich ich die Essences of Christianity, translated by Mr. Evans, in Chapmann's Quarterly Series, No. 6, mit dem Bruckberger Originale H. B.

Leipzig, den 24. November 1858.

Hochgeehrter Herr Doktor! Erinnern Sie sich noch eines gewissen K. Lüdeking? Er hat im „Jahrhundert", einer Hamburger Zeitschrift, eine Reiseskizze über „Ludwig Feuerbach" veröffentlicht, die zuerst in einem in St. Louis erscheinenden Journale erschien. Ich nehme an, dass Ihnen das „Jahrhundert" nicht zugehen wird und werde mir demzufolge erlauben, Ihnen morgen per Kreuzband die betreffende Nummer zuzuschicken. Ich könnte viel darüber sagen, aber nur das Eine: nach Lüdeking haben Sie Ihre schriftstellerische Thätigkeit mit der „Theogonie" abgeschlossen. Ist dies mit so absoluter Bestimmtheit vorauszusagen, verehrter Herr Doktor? Ich wollte, ich wäre bei Ihnen in Bruckberg, um diesen Ihren Entschluss mit lebendigen Worten zu bekämpfen; denn — erst vor Wochen kamen mir zum ersten Male, nachdem ich die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" durchgemacht, die Triarier in die Hände, ein Schriftchen, dessen Verfasser ich gerne durch Sie erführe. Durch ihn wurde mir von

Neuem klar, was ich sonst bei mir selbst gedacht hatte: es fehlt nicht, als Ersatz für das viele, das durch Sie der Welt abhanden gekommen ist, an den herrlichsten ethischen Gedanken in Ihren Werken; aber es fehlt noch eine anthropologische Ethik, als ein Ganzes für sich. Verehrter Herr Doktor, Sie sollten schweigen wollen? Wer will da reden? Ludwig Feuerbach, wie ich ihn aus seinen Schriften erkenne, ist nicht bloss der beredte und scharfe Kritiker, — er wird und muss auch, so lange noch ein Blutstropfen in ihm ist, den Tempel zu erbauen suchen, in dem nach seinem Evangelium die Menschen sich erbauen. Die Bausteine liegen massenweise zerstreut, aber nur der Meister kann sie zusammenfügen Ihr H. B.

Leipzig, den 17. Dezember 1858.

Sehr geehrter Herr Doktor! Noch muss ich Sie fragen, ob Sie „Arnold Ruge's Briefe über die Theogonie“ zufällig gelesen haben, die sich gleichfalls im „Deutschen Museum“ vorfinden. Wenn nicht, so werde ich sie Ihnen bereitwillig schicken, da ich im Besitze der Nummern bin; ich habe sie nur nicht augenblicklich zur Hand. Sonst ist mir eine Kritik der „Theogonie“ nicht vorgekommen.

In London haben Sie in der Person des Rev^d. Dr. Cappel, meines dortigen Beschützers, einen warmen und treuen Freund. Kommen Sie jemals dorthin, so beglücken Sie den Mann mit einem Besuche; er wohnt Dalston Rise, opposite 15 and 16. Ich stehe mit Dr. Louis Cappel, einem frischen, trefflichen Menschen noch in Korrespondenz; er hat mir, wenngleich persönlich Ihnen nicht bekannt, einen Gruss an Sie aufgetragen. Sie wie ganz Bruckberg herzlich grüssend, verbleibe ich in Hochachtung und Ergebenheit Ihr Sie verehrender H. B.

Berlin, den 26. September 1859.

Hochverehrter Herr Doktor! ... Das „Gift“ Ihrer Philosophie, einziger Herr Doktor, hat sich vielleicht in Preussen am allermeisten durchgefressen und manchen klaren Kopf gemacht, was jetzt schon Früchte trägt; ich habe darin manche interessante Erfahrung gemacht Ihr H. B.

Berlin, den 24. Juni 1860.

Hochverehrter Herr Doktor! Die Welt sollte endlich einmal wieder ein Novum von Ihnen zu sehen bekommen; es will mir ganz so vorkommen, als seien Ihre Ideen von Gott und Unsterblichkeit, von Himmel und Hölle, in den Köpfen der sogenannten Gebildeten leidlich verarbeitet worden. Ein Jeder hat nur noch nicht den Muth, damit hervorzutreten; unter vier Augen geben die Herren Pastores gerade so viel zu, als die Mediziner und Juristen. — Es wird mich ungemein interessiren, von Ihren literarischen Absichten etwas zu erfahren ... Ihr H. B.

Feuerbach an W. Bolin.*)

Bruckberg, den 16. Nov. 1857.

Mein lieber jugendlicher Freund! Sie wollen von mir wissen, ob der bewusste „Gegenstand, eine gründliche Ueberarbeitung vorausgesetzt, an die Oeffentlichkeit zu treten verdiene“. Unter „Gegenstand“ kann ich nichts andres verstehen und werden auch Sie nichts andres verstehen als die Fabula, den so zu sagen geschichtlichen oder mythischen, in dürren Worten erzählbaren Inhalt, — die griechischen Götter versammeln sich zu einem Diner, invitiren dazu den Jehovah, dieser erscheint, verliebt sich etc. Mir gefällt nun aber der Gegenstand, wie ich schon in meinem letzten Brief andeutete, nur bis zu diesem Punkte, wo Jeh. mit der Venus in Berührung kommt, — die Sache lediglich vom poetischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Dieser Bund des abstrakten Denkwesens mit dem Geschlechtswesen ist der eigentliche Knoten des Stückes; aber gerade die Lösung, die Entwickelung dieses Knotens, stellt für mein Gefühl nur einen Konflict der Poesie und Historie dar. Statt frei poetisch diesen Knoten zu lösen, nehmen Sie zu der dogmatischen Finte der Beschattung im Geiste Ihre Zuflucht und lassen neben der Macht der Liebe zugleich die Macht des Ehrgeizes, des monotheistischen Autokratismus, bestimmt von historischen Reminiszenzen, eine Rolle im Jeh. spielen, während doch Jeh. schon

*) Wilh. Bolin kam als 22jähriger junger Mann im Sept. 1857 zuerst nach Bruckberg, wo er seinen Besuch im folgenden Jahre zweimal erneuerte. Auch auf dem Rechenberge war er in den 60er Jahren dreimal Feuerbachs willkommner Gast.

aufgehört hat, Jeh. zu sein, nachdem ihn der „Venusschmatz“ gebrandmarkt hat. Ein Franzose, wie z. B. Parny, der bekanntlich in seiner „Guerre des Dieux“ die Maria in eine ähnliche Berührung mit Apollo, wenn ich mich recht erinnere — es sind vielleicht 28 Jahre her, dass ich diese Schrift gelesen — gebracht hat, würde den Knoten auf obszöne Weise gelöst haben. Sie haben diese Klippe vermieden, sind aber dafür auf eine andere gerathen. Kurz, der Gegenstand von dem bezeichneten Wendepunkte an gefällt mir nicht und erscheint mir daher nicht für die Veröffentlichung geeignet. Ich spreche aber dieses Urtheil nur als ein subjektives aus, und zwar aus den schon in meinem früheren Brief ausgesprochenen Gründen. Ich wiederhole aber den einen, damit Sie ihn in Zukunft nicht ausser Acht lassen, obgleich er an sich ein höchst gleichgültiger, nichts desto weniger für den Leser und Kritiker erheblicher Punkt ist. Ich meine die Beschaffenheit Ihres Manuskripts, das durch die prosaischen Schwierigkeiten des Lesens oder vielmehr Zusammenlesens der einzelnen Worte und Verse dem Leser den poetischen Genuss verbittert. Ein Werk, namentlich ein poetisches, muss aber schon äusserlich den Stempel der letzten Hand, der Vollendung an sich tragen, wenn es nicht verstimmen soll. Sollte aber mein Urtheil nicht nur ein subjektives sein, sondern auf objektive Gültigkeit Anspruch machen, so werden Sie sich hoffentlich desswegen nicht ein graues Haar wachsen lassen. Die ersten Aeusserungen unserer Talente sind stets zugleich nur die Entäusserungen unserer Fehler. Wer nicht den Muth hat, seine Fehler zu erkennen, und auch nicht die Kraft über sie sich zu ärgern und betrüben, der hat auch kein Recht und keine Aussicht, sich über seine einstigen Tugenden zu freuen. Wer sich namentlich als Jüngling nicht Nichts sein kann, der wird sicherlich als Mann nie Anderen Etwas sein. Und wer nicht über dem, was er erst zu machen hat, das was er bereits gemacht hat mit leichtem und frohem Sinn vergisst, der gehört in eine Petrefaktensammlung, aber nicht in das Reich der lebendigen Wesen. Darum vorwärts, nicht rückwärts geschaut! Zum Teufel mit der Vergangenheit, zum Himmel mit der Zukunft! „„Ich werde sein, der ich sein werde.““ „Ja wohl: ich werde sein was ich sein will, zu sein wünsche — dieser hoffnungsreiche Wunsch ist der einzige ewige Gott der Menschheit“, sagt p. 86 der neuesten Theogonie Verfasser.

Bruckberg, den 9. Febr. 1858.

Mein lieber Herr Bolin. Man hat mir oft vorgeworfen, dass ich ein aphoristischer Schriftsteller sei, mag sein; aber ich bin wenigstens kein aphoristischer Mensch, Denker und Studirer. Im Gegentheil: ich treibe und studire Alles in absatzlosem, ununterbrochenem Zusammenhang; ich kann nichts Neues anfangen, als bis ich das Alte — wenn auch nur bis zu einer mir vorgesetzten Gränze — vollendet habe. Zu dieser Eigenschaft gesellt sich nun noch als Bundesgenossin die Einförmigkeit des Landlebens, das keinen Wechsel kennt als den des Wetters und der Jahreszeiten. Kein Wunder daher, dass ich so äusserst schwer zum Schreiben, namentlich aber zum Briefschreiben komme; denn was sind Briefe anders als aus dem Zusammhange des Lebens und Denkens herausgerissene Aphorismen? Nun giebt es freilich kein Leben, sei es auch ein noch so abgeschiedenes und uniformes, wo nicht der Mensch gewaltsam aus seinen Planen, Studien und Gedanken herausgerissen wird; aber diese Risse sind die unvermeidliche Folge von der Kette der Nothwendigkeit, die Eins mit dem Anderen verbindet, und mit der Nothwendigkeit kämpfen selbst nicht die Götter, wie viel weniger die Menschen. Und so ist denn auch bei mir eigentlich nur das Band der Nothwendigkeit das Band meiner Korrespondenzen. Ich schreibe nur, wo und wann ich schreiben muss. Daher habe ich auch Ihre früheren Briefe gleich beantwortet, weil hier Antwort Nothwendigkeit war, wenn auch nur moralische, nicht aber Ihren letzten, obgleich so innigen und anziehenden Brief, weil kein bestimmtes Objekt zur Antwort nöthigte.

Allerdings anerkenne und befolge ich, auch im Briefschreiben, die Empfindung als eine Nothwendigkeit, und diese drängte mich zur Beantwortung desselben; aber sie wurde durch eine stärkere Empfindung verdrängt. In derselben Woche nämlich, in welcher ich Ihren Brief erhalten, verlor ich durch den Tod meinen besten und ältesten Freund, den als Arzt, Naturforscher und Mensch gleich ausgezeichneten Dr. Heidenreich in Ansbach. Seit seinem Tode habe ich mich nur mit seinem Geiste, seinen medizinischen und naturwissenschaftlichen Schriften nebst den dazu erforderlichen Studien beschäftigt, und so über dem Todten die Lebendigen vergessen. Auch jetzt ergreife ich nur die Feder, um Ihnen zu sagen, warum ich so lange nicht geschrieben, warum ich so wenig schreibe, damit Sie meinem längern Stillschweigen nicht falsche Gründe unterlegen.

Hoffentlich treffen diese Zeilen Sie noch an Ort und Stelle. Wenn Sie mir wieder einmal schreiben, so bitte ich Sie nur schlecht und recht ohne weitere Prädikate auf der Adresse meinen Namen zu setzen.

Mit dem Wunsche, dass Ihre Plane und Entwürfe gedeihen mögen, Ihr L. F.

Bruckberg, den 26. März 1858.

Mein lieber Herr Bolin. Ihr letzter Brief war Wasser auf meine Mühle, denn er dreht sich um einen Gegenstand, um den sich jetzt die gesammte Kleinwelt oder Kleinstadt der gegenwärtigen deutschen Philosophie (sit venia verbo) dreht; aber nicht wie diese philosophischen Petit-Maîtres, nämlich wie jenes bekannte „Thier auf dürrer Haide", — sondern wie ein junges Pferd, das von der dürren Haide weg seine gesunden Glieder und Sinne der „schönen grünen Weide" zustreckt. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie die Halbheit verwerfen, die das idealistische Genie Fichtes meistern und der Verirrung zeihen will. Die Kantische Philosophie führt mit unvermeidlicher Nothwendigkeit auf den Fichte'schen Idealismus oder — so sonderbar es auf den ersten Blick scheint, aber die Kantische Philosophie ist ein Widerspruch — auf den Sensualismus. Die erste Konsequenz gehört der Vergangenheit, der Historie an — aber die meisten Gelehrten und Philosophen haben nur vergangene Gedanken im Kopf —, die zweite Konsequenz gehört der Gegenwart und Zukunft an, wenn wir anders, wie wir nun einmal in allen Stücken gewohnt sind, an eine historische Erscheinung, die nicht nur aus der Tinte und Schule, woraus die gelehrten Schulmeister Alles erklären und ableiten, sondern auch aus der Natur, dem Leben, dem Blute stammende Entwickelung der Geister anknüpfen wollen. Und allerdings ist Kant vor Allen dieser Ehre würdig, denn Hegel und Schelling sind zuletzt doch nur mystifizirte, durch den Absolutismus der Idee des einseitigen Idealismus scheinbar entkleidete Kantianer. Ich nannte Ihren Brief aber auch desswegen Wasser auf meine Mühle, weil ich im Spätherbst des verflossenen Jahres selbst mit dem Gedanken einer Schrift über Kant mich beschäftigte und desswegen diese alte Bekanntschaft meiner Jugend und Mannheit erneuerte. Ich wurde aber in diesen Gedanken unterbrochen, theils durch den erwähnten Tod meines Freundes H., theils durch das Studium der neuesten physio-

logischen Werke über die Sinne. Ob ich von da wieder zu Kant zurückkehren werde — wahrlich ein grosser Rückschritt — steht noch dahin.

So sehr mich aber Ihr Brief interessirt und erfreut hat, so hätte ich doch beinahe wieder — aus den bekannten, obgleich noch lange nicht genug bekannten und entwickelten anti-epistolarischen Gründen — mit meiner Antwort den rechten Zeitpunkt versäumt und Sie von Berlin abreisen lassen, ohne Ihnen Glück auf Ihre Reise zu wünschen und als die wohl für beide Theile schicklichste und sicherste Zeit Ihrer Hierherkunft die Zeit Ihrer Rückkehr zu bestimmen. Doch alle Vorausbestimmungen aus weiter Ferne sind im menschlichen Leben gewagt und unsicher, namentlich für einen Reisenden wie Sie. Ich überlasse daher die näheren Bestimmungen Ihnen. Leben Sie wohl! L. Fb.

Bruckberg, den 4. Juni 1858.

Ihrem Wunsche gemäss, lieber Freund, melde ich Ihnen nach Hamburg, dass ich Sie um Mitte Juli — gleichgültig ob einige Tage früher oder später — hier erwarte. Ich habe zwar selbst, jedoch nur meiner Tochter zu Liebe, eine kleine Reise vor; aber ich werde sie entweder vor oder nach dieser Zeit machen. Wenn Sie von München aus ohne Umschweife hieher kommen wollen, so fahren Sie mit der Eisenbahn bis Gunzenhausen, von da mit der Post oder dem Omnibus bis Ansbach, von wo aus nur noch 3 Poststunden bis hieher sind. Ich bedauere nur, dass Sie nicht schon jetzt hieher kommen können, jetzt, wo die Blüthenfülle und das üppige Wiesengrün die Blössen des menschlichen Eigennutzes verdecken, die zur Zeit der Getreidereife so sehr in die Augen stechen. Doch mir und den Meinigen sind Sie jederzeit herzlich willkommen. L. Fb.

Bruckberg, den 30. Nov. 1858.

Mein lieber Herr Bolin. Es ist bereits über ein Vierteljahr, dass Sie mir von Hamburg aus geschrieben, und gewiss werden Sie längst einer Antwort von mir mit Ungeduld entgegengesehen haben. Aber was für Sie spät und lange, ist für mich sehr früh und kurz; denn ich pflege Briefe, die nicht eine augenblicklich zu erledigende Angelegenheit betreffen, die nur einen geistigen Zusammenhang fortsetzen, nur ein Surrogat der Konver-

sation sein sollen, nur von Jahr zu Jahr oder höchstens von einer Jahreshälfte bis zur andern zu schreiben.

Ich bin nicht nur, wie ich Ihnen, glaube ich, schon schrieb, an ein ununterbrochenes und zusammenhängendes, sondern auch an ein zurückgezogenes Denken und Leben so sehr gewöhnt, dass mir der Aphorismus eines Briefs ausserordentlich schwer fällt. Meine Gesinnung ist zwar human und gesellig, aber meine Feder höchst widerspenstiger und ungeselliger Natur. Es gibt genug Leute, bei denen Lernen und Lehren, Empfinden und Sprechen, Denken und Schreiben identisch ist. Ich gehöre aber nicht zu diesen Glücklichen. Ich muss erst genöthigt oder in Affekt versetzt werden, um meiner Feder eine Zeile, meinem Munde ein Wort zu entlocken. Die alten Philosophen und Physiker hatten einen Horror vor dem Vacuum überhaupt, ich habe einen Horror vor dem leeren Papier. Schreiben ist wohl für den Leser ein Gewinn und Bedürfniss, aber für den Schreiber selbst ein Luxus und Verlust; denn was er schreibt, das weiss er ja schon, das hat er in sich selbst. „Kurz ist aber das Leben und lang die Kunst.“ Man kann daher nicht viel genug lernen, aber nicht wenig genug schreiben. So denke ich als Schriftsteller, so als Briefsteller. So müssen auch Sie von mir denken und nach diesen Gedanken Ihre Erwartungen einrichten, wenn es gleich an sich eine unbillige Forderung ist, dass Sie, ein junger Mann, mit mir, der ich den grössten und wichtigsten Theil des Lebens, den Sie erst vor sich haben, bereits hinter mir habe, dieselben rigorosen, kurzen, resignatorischen Gedanken haben sollen.

Allein ich verlange sie ja auch nur in Beziehung auf mich selbst. Vergessen Sie vor Allem nicht, um Ihre Erwartungen auf das Minimum herabzustimmen — ich selbst hätte eigentlich damit beginnen sollen —, dass ich ein Landmann bin, wenn auch nicht de jure, doch de facto, wenn auch nicht der Beschäftigung, aber doch dem Orte und status quo nach. Aber der Landmann bringt nur Früchte hervor, die langer Zeit zu ihrer Reife bedürfen. Auf und vom Lande kann man zur Noth wohl Bücher, aber keine Briefe schreiben. Zum Briefschreiben fehlt der Reiz des Wechsels der Novitäten und Animositäten des Stadtlebens. Die Städter machen sich gegenseitig Visiten in ihren Häusern — und was sind Briefe anders als schriftliche Visiten? — der Landmann aber hat sein Haus nur für sich selbst; was er für Andere ist und hervorbringt, was Andere interessirt von ihm zu wissen und zu haben,

das bringt er auf den öffentlichen Marktplatz. So ist es auch mit mir, nur dass mein Markt, den ich übrigens auch nur selten betrete, die Literatur ist. Weil ich nun aber doch, im Widerspruch mit meiner Denk- und Lebensweise, eine Visite Ihnen abstatte, so sei auch Einiges erwähnt, was zu einer solchen sich eignet. Seit Sie von hier fort sind, bin ich nirgends hingekommen als zweimal nach Nürnberg, einmal Geschäfte halber, das andere Mal, um mit meiner Frau und Tochter einer hochgeschätzten Freundin und ihrer Tochter, die aus Amerika zum Wiedersehen ihrer leidenden Mutter herübergekommen war, einen Besuch zu machen. Das war im August, und im nächsten Monat darauf, am 13. September, ist auf ihrer Rückkehr nach Amerika diese liebenswürdige junge Freundin nebst ihrem reizenden 5jährigen Kinde bei dem verhängnissvollen Brande der Austria — man weiss es nicht — vom Feuer verzehrt oder vom Meere verschlungen worden. Wenige Wochen nach der Kunde von diesem Ereigniss folgte die unglückliche Mutter — eine nicht nur persönliche, sondern auch geistige Freundin von mir — der unglücklichen Tochter und Enkelin ins Grab nach. Bei diesem Brande verunglückte auch noch ein anderer jüngerer Freund und Zuhörer von mir, der Dr. Friedländer, weiland Privatdozent in Heidelberg. Dieses schreckliche Ereigniss, so fern von hier vorgefallen, ist doch mir und den Meinigen so nahe, so zu Herzen gegangen, dass es jetzt noch alles Andere aus den Gedanken und aus der Feder mir verdrängt. Und so sei denn auch nur Dieses erwähnt! Leben Sie wohl! Und schreiben Sie mir von Ihrem Leben, Ihren Beschäftigungen, Ihren Planen und Aussichten für die Zukunft. Ihr freundschaftlich ergebener L. F.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, Freitag den 17. Dezemb. 1858.

Mehr denn einmal, mein theuerer väterlicher Freund, habe ich während der vier Monate meines Hierseins Ihnen schreiben wollen. Doch blieb es immer nur beim Gelüste, beim Vorsatz, der heute erst seine Erledigung findet, und zwar durch Ihr liebevolles Schreiben vom 30. November veranlasst, wofür ich hiemit meinen herzlichsten Dank abstatte.

Anfang September hier angekommen, widmete ich mich ganz Ihnen. Auf Ihre Anregung hin las ich Knapp's meisterhafte Rechtsphilosophie, sodann weihte ich mich mit neuer Liebe Ihren

Werken. Schon lange hatte ich mich auf die Wiederaufnahme dieses Studiums gefreut, jetzt eben bin ich bei Ihrem Bayle. Mitten in dieser Beschäftigung wurde mir durch die in No. 43 des „Jahrhunderts“ mitgetheilte Reiseskizze von Lüdeking unser erstes Zusammentreffen äusserst lebhaft ins Gedächtniss gerufen, so dass ich im Geiste meinen Besuch bei Ihnen wiederholte und somit Ihnen noch näher kam, als ich's überhaupt diese Zeit hindurch gewesen. — Mit nächstem Jahre denke ich eine gute Uebersicht der Naturwissenschaften zu gewinnen, von denen ich bisher nur genascht und genippt, obwohl auch diese erneute Bekanntschaft bei mir, als Mittel zur besseren Einsicht in Ihre Schriften, nur sekundäre Bedeutung hat . . .

Wir werden noch manchen Brief wechseln, ehe ich von Ansbach aus den anmuthigen Weg zu Ihrem gastlichen Hause wieder einschlagen kann. Hier liegt mir ob, den Doktorhut zu erwerben. Um diese geschmacklose Kopfbedeckung ist mir's wahrhaftig ebenso wenig, als um den abgeschmackten Titel zu thun. Doch heischen das meine Verhältnisse, denen ein abhängiger Mensch wie ich Rechnung tragen muss. Zu meinem Spezimen habe ich mich noch nicht entschlossen, natürlich muss es aber so neutral im Wesen, als mässig im Umfange sein, und wird wahrscheinlich z. B. Börne's Aussagen über und gegen Göthe betreffen; doch habe ich, wie gesagt, noch keinen festen Entschluss gefasst, obwohl es mein nächstes Ziel angeht.

Behalten Sie lieb Ihren Wilhelm Bolin.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, Mittwoch den 30. März 1859.

Mein lieber, hochgeehrter Freund! Als ich Ihnen im vorigen Dezember auf Ihr freundliches Letztes dankend antwortete, äusserte ich vielleicht, dass ich abermals von Schopenhauer Notiz genommen, eigentlich nur, um dem Manne gerecht zu werden. An der Quelle selbst zu schöpfen, gebrach es mir an Zeit; ich begnügte mich daher mit Frauenstädt's begeisterter Darstellung. So klar mir diese originelle Anschauung ward, so bin ich doch nicht bekehrt, und werde mich an die Schriften des Meisters selbst erst dann wagen, wenn ich überhaupt einsehe, dass ich mehr zum Philosophen, als zum Dichter tauge; — denn natürlich gehe ich in dieses „Theben mit hundert Thoren“ (wie er seine Philosophie

nennt) mit eben den Absichten hinein, wie des Odysseus Holzpferd nach Ilion.

Mit ganzem Herzen stimme ich Ihrer Aussage über Schopenhauer bei: er ist ein ganzer, gesunder, kräftiger Denker, „ein frischer Quell", wie Sie ihn nannten. Aber was soll uns der Buddhismus, was der erneute Zwiespalt von Erkenntniss (Vorstellung) und Ding an sich (Willen)? Unwillkürlich treibt es mich zum Protest, namentlich gegen die nur theilweise Anerkennung von Raum, Zeit, Kausalität, Geschichte u. s. f. Ich würde mir die Sache überaus leicht machen, wenn ich es hier nicht mit einem ehrlichen Denker zu thun hätte, der keine feigen Konzessionen macht, sondern für die Wissenschaft und aus Liebe zu ihr forscht und wirkt. Mit seinem Buddhismus halte ich ihn für den mit Fichte und Schelling auf gleicher Stufe stehenden wissenschaftlichen Interpreten der romantischen Schule. Dieser war das Mittelalter nicht gemüthlich genug, und so begab sie sich in den Orient. Da und nur so kann ich mir Schopenhauers geschichtlichen Zusammenhang mit seiner Zeit und Bildung denken, und so rächt sich denn auch an ihm der von ihm verläugnete, zum blossen Hirngespinnst herabgewürdigte Zusatz von Raum und Zeit. Und nun bin ich beim Nervus meines Schreibens: ich möchte Ihnen meine Bedenken gegen Schopenhauer's und Kant's Beweise, dass Raum und Zeit nur unserer Erkenntnissweise zukommen, zur geneigten Begutachtung vorlegen.

Die theologisirenden Denksünden unserer Vorfahren werden an den Nachkommen schwer heimgesucht. Gewohnt, eine andere Welt, ein Etwas über der zudringlichen sinnlichen Realität zu denken, kann man, auch als entschiedener Atheist, wie Schopenhauer, die Spuren dieser verkehrten Denkweise nicht los werden, und konstruirt sich eine transzendentale Welt oder auch nur ein solches Prinzip. Ich kann mir und ihm nicht helfen und muss den Willen für das seiner Persönlichkeit beraubte, naturalisirte, kosmologisirte Ich des von Schopenhauer verspotteten Fichte erklären.*) Auch er ist ein Kantianer, auch er arbeitet mit vergangenen Gedanken. Wohl aber bildet er durch seine genaue Stellung zur Natur den Uebergang von Kant zu Ihnen, wohin auch die anderen Verzweigungen der Philosophie führen, die Ihnen durch die Geschichte nahestehen. Aber sie bleiben Kantianer, weil undankbar gegen

*) Vortrefflich, ist bereits nachgewiesen worden und soll abermals zur Geltung gebracht werden. D. H.

die Sinne. Im Schopenhauer kommt die ganze sinnliche Wirklichkeit auf dem Wege der reinsten Erfahrung zur Geltung; aber dennoch ist sie ihm nicht Realität, welche er nur dem dahinter spukenden Ding an sich = Willen vindizirt. Der ganze Idealismus von Cartesius bis auf unsere Tage scheint mir als positives Resultat den Beweis zu liefern, dass wir, um über die Welt zu denken, sehr gut ohne Aristoteles und den lieben Gott fertig werden können. Indem man erklärt, die äussere Welt sei nur Produkt der Sinne, erklärt man indirekt, dass nur die Sinne uns die äussere Welt zugänglich machen.

In einem Ihrer früheren Briefe bezeichneten Sie den Uebergang von Kant zu Fichte u. s. w. als historisch und gewesen; den Weg von Kant zum Sensualismus als Aufgabe der Gegenwart und Zukunft. Sollte dieser Uebergang einfach in der Gewissheit beruhen, dass die uns durch Erfahrung offen liegende Welt, die sinnliche Natur selbst, das Ding an sich sei? Während dieses bei Kant unerforschlich blieb, wird es in Schopenhauer's Willen eine materielle, wenigstens durchaus empirische Empfindung und sinnliche Wahrnehmung. Jedenfalls muss dieser Wille — Ding an sich — die Form der Vorstellung annehmen,*) in die Erscheinungswelt sich herablassen, um sich als seiend zu behaupten und zum Selbstbewusstsein zu gelangen. Wenn ich mir diesen Zwiespalt genau betrachte, so erscheint mir das mysteriöse, undefinirbare Ding an sich als die letzte theologisirende Täuschung des Denkens. Der Kantianismus sei denn der Erlöser, der die Erbsünde auf sich genommen — trotzdem verdanken wir ihm die wiederhergestellte reine Erfahrung Wilhelm B.

Feuerbach an W. Bolin.

Bruckberg, den 13. Juni 1859.

Mein lieber Herr Bolin. — Es sind diese Zeilen vielleicht die letzten, die Sie von mir erhalten. Sie wissen, ich bin kein Misanthrop, aber ein Misograph. Il est nécessaire de penser, aber es ist nicht nothwendig, nein, es ist überflüssig zu schreiben, insbesondere Briefe zu schreiben, namentlich wenn man ein Denker ist, und noch dazu seine wesentlichen Gedanken, die man der Menschheit schildert, bereits ausgesprochen hat. Die Welt hat mich eben so

*) Hat ihm schon! D. H.

wohl als Mensch von frühester Jugend an, wie als Schriftsteller von den ersten Zeilen an, die von der Zensur gestrichen oder, bereits gedruckt, konfiszirt wurden, nur auf mich selbst zurückgewiesen, meinem von Hause aus freien und rücksichtslosen Geiste widernatürliche Schranken auferlegt und dadurch mich zu einem epistolarischen und literarischen Pessimisten gemacht. In diesem Jahre habe ich noch dazu in Folge meines unseligen Zusammenhanges mit der hiesigen Fabrik, auf der, wie das Volk sagt, ein markgräflicher Fluch, in Wirklichkeit ein romanhaftes Unglück lastet, so viel Trauriges und Störendes, ja meine ganze materielle und geistige Existenz Gefährdendes erlebt, dass mein Hang und Wunsch nur noch gnostische Σιγή ist. Wie passt aber zu solcher Stimmung der thé-dansant eines Briefwechsels? — Doch ich bin, sage ich mir selbst opponirend, nicht Orientalist, sondern Germanist, nicht Spiritualist, sondern Sensualist, und der Sensualist hat nicht nur Nerven zum Empfinden und Leiden, sondern auch Nerven zur Bewegung und Muskeln zur Thatkraft, zur Ueberwindung niederbeugender Lasten. Im Bewusstsein und Besitze dieser Widerstandskräfte habe ich denn auch trotz und mitten in den traurigen Erlebnissen und erschütternden politischen Ereignissen dieses Jahres die Vorbereitungen und Anfänge zu einer neuen schriftstellerischen Arbeit getroffen, desswegen auch diese Zeilen an Sie nicht als mein kategorisches, sondern nur als mein mögliches Ultimatumbezeichnet.

Dem was Sie in Ihrem Brief über Raum und Zeit sagen, stimme ich vollkommmen bei. Mir sind übrigens die philosophischen Vexirfragen über Raum und Zeit so in abstracto betrachtet, wie von Kant und anderen, todtzuwider, — todtzuwider meinem realistischen Sinn, statt vom Räumlichsein des Menschen seine Vorstellung oder Anschauung, umgekehrt von dieser jenes abzuleiten. Aber das ist eben das πρῶτον ψεῦδος der modernen Philosophie, dass sie beim Bewusstsein das Wissen allein hervorhebt und zum Primitiven macht, das Sein zum Abgeleiteten, oder gar wie Cartesius mit dem Denken und Wissen für ein und dasselbe hält, als wäre nicht das Denken eben die Thätigkeit eines seienden, eines lebendigen, eines individuell sinnlichen Wesens. Doch ich bestätige, was ich im Briefeingang gesagt. Wie überflüssig ist es in einem Brief, d. h. im Stillen, zu sagen, was man schon laut und öffentlich gedacht und gesagt hat!

Von Schopenhauer habe ich seitdem weiter nichts gelesen als ein paar Sätze, die in einem Schriftchen über Goethes Faust von ihm

angeführt wurden, die mich aber gar nicht für ihn einnahmen, die vollkommen bestätigen, was Sie von ihm urtheilen, die ganz orientalischen oder vielmehr mönchischen Geist athmen. Sie handelten von der Geschlechtsliebe, der Menschenzeugung, der poenit. prim. coitus. Aber er hat über dieser mönchischen Pönitenz des alten, baroken, eben so freigeistischen wie superstitiösen Plinius, von dem er diesen Satz zur Bestätigung seiner Ansicht anführt, vergessen den andern, ich glaube aristotelischen Satz: omne animal post coitum triste, — ein Satz, der ihm eine physiologische, sehr natürliche Erklärung von der Stimmung des Menschen nach dem Begattungsakt an die Hand gegeben hätte. Fürwahr eine traurige Philosophie, für welche die Schöpfung des Menschen keine Ursache der Lust und Freude, sondern der Reue und Trauer ist. Uebrigens ist Niemand mehr als ich davon entfernt, die unendliche Misère des menschlichen Lebens zu verkennen und die Wahrheit der poenitentia coitus in unzähligen Fällen zu läugnen. — Ich glaube, dass in unserer Zeit der Weltgeist nicht auf Seiten der Poesie, sondern der Philosophie, versteht sich der empirischen, naturwissenschaftlichen steht, und dass das Individuum sich darnach zu richten und zu bilden hat. Die Meinigen, die wie ich wohl sind, denken Ihrer freundlichst. Leben Sie wohl! L. Fb.

Feuerbach an Gymnasialdirektor Dr. Fr. Kapp (Vater).

Bruckberg, den 24. Okt. 1857.

Verehrter Freund! Ὦ μοι ἐγὼ δειλός! Wie gross ist bei mir die Kluft zwischen Denken und Schreiben! Schwieriger als Odysseus seinen Leib aus der Meerfluth ans Land, bringe ich aus dem Innern meine Gedanken aufs Papier. Wie oft und wie innig habe ich seit meiner Rückkunft von Hamm an Dich, an Ida und Deine Enkel gedacht! Wie treu jeden Zug Deiner aufopfernden, liebenswürdigen Gastfreundlichkeit, jedes interessante Gespräch, jede Spazierfahrt, jedes Glas köstlichen Weines in dankbarer Erinnerung mir vergegenwärtigt! Und wie ausführlich diese Erinnerung in Worte gefasst! Aber leider! immer nur in meinem Kopfe, nur immer in mir, für mich selbst, nicht für Dich. Und doch ist es mit den Gedanken, namentlich brieflichen, wie mit gewissen Speisen; sie müssen, wenn sie nicht ihren Werth und Geschmack verlieren sollen, auf der Stelle gegessen werden, d. h. an den Ort ihrer Bestimmung kommen, so wie sie an dem Ort ihrer Zubereitung fertig sind.

Dies gilt auch von den Briefen, die ich Dir längst in Gedanken geschrieben, und zwar um so mehr, als die angenehmen Eindrücke gänzlich verdrängt worden sind durch die letzten traurigen Nachrichten aus Hamm, so dass ich jetzt die Feder ergreife, um statt freudigen Dankes nur mein tiefstes Bedauern über den jammervollen Zustand Deines verehrten Schwiegersohnes auszudrücken und Dir so zu bezeugen, dass ich nicht nur im Guten und Angenehmen Dein mitgeniessender, sondern auch im Schlimmen und Traurigen bin Dein mitleidender Freund L. Feuerbach.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 20. Okt. 1859.

Lieber Kapp! . . . Für jetzt nur ein Wort, nicht ein Werk herzlichen Dankes für Deinen vortrefflichen Steuben! Ich habe zwar bis jetzt nur die ersten und letzten Kapitel gelesen, aber doch genug gelesen, um zu erkennen, dass Du Deinen Helden nicht als Genre-, sondern als Historienmaler aufgefasst und dargestellt, dass Du Deinen Gegenstand mit eben so grosser sachlicher Gründlichkeit und Objektivität, als stylistischer Angemessenheit behandelt hast. Es ist ein grosses, ein, wie die Zukunft beweisen wird, geschichtliches Verdienst von Dir, dass Du den hochmüthigen Amerikanern auf eine so würdige Weise die Verdienste der Deutschen um ihre Unabhängigkeit zu Verstand und Gemüthe bringst, und so ihnen Respekt vor ihren ältern Brüdern einflössest — eine Wirkung, die, wenn sie auch nicht bis zum amerikanischen Pöbel unmittelbar durchdringt, doch nicht verfehlen wird, indirekt wohlthätigere Folgen zu haben für die deutschen Auswanderer, als etwaige Massregeln vorsorglicher und vormäuliger Regierungen

Die Fabrik fällt in die Hände ihrer Gläubiger, und zwar ihres schlimmsten Gläubigers, eines 85jährigen — Ehrenmannes, der seit 40 Jahren durch einen, meinem längst verstorbenen Schwiegervater in einer schwachen Stunde abgelockten, objektiv gänzlich unberechtigten Leibrentenvertrag der Fabrik allen Nahrungsstoff ausgesogen hat, und nun, nachdem er sie zu Tode gehungert, die Wuth seiner Habsucht an den von diesem Todesfall Betroffenen auslässt. Und so bin denn auch ich, dessen Frau schon seit 1848 nicht einmal die Zinsen von ihrem mütterlichen Voraus bezogen, der ich selbst nie etwas von der Fabrik genossen, ja sie durch bedeutende Geldvorschüsse, die nun auch alle zum Teufel sind, unterstützt habe,

in die Noth und Schmach eines Banquerottes hineingezogen. Ob dieser Nürnberger Shylock an mich und meine Sachen sich halten kann, darüber sprechen sich die Juristen widersprechend aus. Ich kann es mit meinen Rechtsbegriffen nicht zusammenreimen, denn ich gehöre zu den Erben des Präs. v. Feuerbach, nicht zu den Erben Löw's, auf deren Immobilien und Mobilien er rechtlich Ansprüche machen kann. Sollte aber die schmutzigste und rechtloseste Habsucht so viel Recht haben, auch mein vom Vater ererbtes, grösstentheils aber selbsterworbenes Eigenthum anzugreifen, so appellire ich an die Oeffentlichkeit, so mache ich in einer eigenen Schrift rücksichtslos diese unheilvolle Geschichte bekannt, und will dann sehen wer Recht hat, ob ich, der Vertreter der Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, oder die Rechtsanwälte der Hab- und Selbstsucht

Was die deutsche Politik betrifft, so heisst es hier bekanntlich: quot capita, tot sensus. Und doch wird Deutschland nie unter Einen Hut kommen, kommt es nicht unter Einen Kopf — aber wohl nie unter Einen Kopf kommen, als bis Einer das Herz hat, mit dem Schwert in der Hand zu behaupten: Ich bin das Haupt Deutschlands! Aber wo ist dieser Bund von Herz und Kopf? Preussen hat wohl den Kopf, aber nicht das Herz; Oesterreich wohl das Herz, aber nicht den Kopf...

Dein Freund L. Feuerbach.

Feuerbach an Direktor Kapp (Vater).

Bruckberg, den 3. Nov. 1859.

Verehrter Freund! Längst habe ich Dir geschrieben, aber leider nur im Kopf, nicht mit der Hand, die doch das einzige Organ ist, womit der Kopf sich in die Ferne erstreckt. Es ist diese österreichische Langsamkeit der Hand in diesem Falle um so unverzeihlicher, als Du meinem Kopfe die Ehre eines geistigen Marschall Vorwärts angethan, und so den mächtigsten Hebel im Menschen, den Egoismus, in Bewegung gesetzt hast. Und zwar nicht den schlechten, verwerflichen, sondern den nothwendigen, gerechtfertigten Egoismus; denn wer sollte nicht berechtigt sein sich zu freuen, wenn er, bisher entweder gänzlich ignorirt, oder, was noch schlimmer ist, verurtheilt vom Unverstand oder Uebelwollen, endlich das Urtheil eines Kenners vernimmt? Und das ist Dein Urtheil über meine Theogonie.

Die Bedeutung zwar, die Du mir auf Grund dieser Schrift im Verhältniss zu Andern gibst, lasse ich dahin gestellt, weil ich nicht gewohnt bin, mich mit Andern zu vergleichen, also hierüber kein Urtheil habe, wenigstens kein solches, welches im eigenen Ego das Wort des Alter ego bestätigt findet. Aber was Du über die Bedeutung meiner Schrift im Verhältniss zu meinen frühern Schriften, namentlich zum Wesen des Christenthums, über ihren Unterschied, ihren Vorzug vor demselben aussagst, das nehme ich mit Freuden und ohne Beschränkungen an und auf; denn es fällt hier das Urtheil des Selbstbewusstseins, der eigenen kritischen Selbsterkenntniss, mit Deinem Urtheil zusammen. Meine Theogonie verhält sich zum W. d. Chr., wie der Mann zum Jüngling, der Meister zum Schüler, wie das: Es ist Tag, zu dem: Es wird Tag, wie die faktische Gewissheit und Abgemachtheit (s. v. v.) der Poesie zur Beweisvermittlung der Philosophie.

Und doch versetzen die Leute, selbst angebliche Freunde, wie z. B. Ruge in seinen mich gänzlich verkennenden Briefen im Prutz'schen Museum, diese Schrift zurück auf den Standpunkt von 1841, erblicken in ihr nichts als „Variationen eines im W. d. Chr. abgedroschenen Thema's“. Wie kann man aber auch diese Schrift beurtheilen, wenn man von den Quellen absieht, woraus sie geschöpft ist, und nicht wie Du mit den gehörigen Sach- und Fachkenntnissen ausgestattet ist!

Lebe wohl! Dein ergebener Freund L. Feuerbach.

Moleschott an Feuerbach.*)

Mainz, den 30. März 1850.

Hochgeehrter Herr! Sie werden in diesen Tagen durch meinen Verleger, Herrn Enke in Erlangen, ein Exemplar meiner „Lehre der Nahrungsmittel, für das Volk“ erhalten oder erhalten haben. Wenn ich diese Gelegenheit benutze, um daran meinen aufrichtigen, hochachtungsvollen Gruss zu knüpfen, so geschieht es nicht, um mein Büchelchen zu bevorworten. Denn ich bin ehrlich genug, Ihnen die Hoffnung auszusprechen, dass Sie meine Schrift als eine von den Blüthen werden gelten lassen, in denen sich die alle neuere Wissenschaft drängende, schwellende Knospe

*) Die folgenden kerngediegenen und eben so herzinnigen Briefe Moleschotts werden dem Leser eine ganz besondere Freude bereiten.

Ihres Prinzips entfaltet. Und ich schmeichle mir, einen praktischen Griff gethan zu haben, indem ich dazu einen Gegenstand benutzte, der so vielfach und innig mit den mächtigsten Interessen der Zeit verwebt ist.

Ihren umfassenden Arbeiten gegenüber kann ich es nicht wagen, mich mit der Bitte um eine Rezension an Sie zu wenden. Dessenungeachtet erlaube ich mir auszusprechen, wie unendlich es mich freuen würde, wenn Sie Lust und Gelegenheit finden sollten, das Verhältniss meiner Arbeit zu den allgemeinen ethischen Fragen öffentlich zu besprechen. Die negative Kritik, die in Ihrem Wesen des Christenthums so gewaltig Bahn gebrochen hat, wird erst dann ihre allgemeine Anerkennung finden, wenn an die Stelle der veralteten Satzungen ein positives Wissen getreten ist, das, wie alles wahre Wissen, zugleich frei macht und den Forderungen des Gefühles genügt. Ich hoffe dazu durch meine Darstellung einen kleinen Beitrag geliefert zu haben, den ich als einen ersten kleineren Versuch zur Anthropologie überhaupt betrachtet wissen möchte. Gerade desshalb schien mir das Vehikel so passend, weil es mir möglich macht, die kitzlichsten Fragen so organisch mit täglichen Bedürfnissen zu verbinden, dass man mich beim ersten Male wenigstens unbefangen lesen wird.

Genehmigen Sie die herzliche und aufrichtige Versicherung der vollkommensten Hochachtung und freundschaftlichen Gesinnung Ihres ergebensten Jak. Moleschott.

P. S. Ich schreibe aus Mainz, wo ich bei meinem Schwiegervater, Dr. Strecker, die Ferien zubringe. Am 10. April kehre ich nach Heidelberg zurück.

Heidelberg, den 11. November 1850.

Mein lieber, hochverehrter Freund! — Denn, wie kann ich Sie noch anders nennen, seitdem mir Freund Hettner in Gegenwart unserer Frauen Ihren Aufsatz: „Die Revolution und die Naturwissenschaften“ vorgelesen hat? Glauben Sie aber nicht, dass dieser Aufsatz in meiner Brust das Freundschaftsgefühl erst erweckt hat. Das Gefühl erfüllte mich schon, als ich kaum die Schule verlassen, gepflegt von meinem Vater und Moritz Fleischer in Cleve, den Sie aus den „Hallischen Jahrbüchern“ kennen — unbedingt einem Ihrer wärmsten Verehrer. Als mir die Sehnsucht vieler Jahre endlich befriedigt wurde, als ich Sie zum ersten Male im Kapp'schen Garten von Angesicht zu Angesicht sah, da kannten Sie mich noch

nicht. Ich traf Sie das erste Mal gerade nicht in gesprächiger Laune und hatte zu viel Ehrfurcht vor dem Manne, der die alte Welt, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reichende, vernichtet, um mich mit vorlauter Begeisterung hinanzudrängen. Nachher sah ich Sie selten. Mein Handbuch der Diätetik sperrte mich in mein Zimmer, und wenn ich mich erholen wollte, eilte ich nach Mainz zu meiner Braut, bei der ich Ihnen nicht untreu zu werden brauchte. Und dennoch blieb der Augenblick nicht aus, in dem auch Sie meine Verwandtschaft mit Ihnen fühlten. Ihnen ist er vielleicht entschwunden — mir musste er unendlich viel wichtiger, er wird mir ewig unvergesslich sein. Es war an einem Abende bei Kapp. Beim Nachtessen sass ich Ihnen gegenüber und hatte lange — indem ich andere Gespräche führen musste, — mit halbem Ohre Ihrer Disputation mit Ihrem Nachbar, dem Studiosus Hirsch, gelauscht. Hirsch machte Ihnen physiologische Einwürfe, — es waren Fetzen aus Henle's Anthropologie. Henle, ein umgekehrter Ketzer, läugnet den grössten Gedanken, den wir bisher aus unserem positiven Wissen abstrahiren können — er läugnet, dass die Funktion wie die Form unabänderlich bedingt werde durch die Mischung. „Die Knochenzähne der Raubthiere und die Hornbarten des Wallfisches hätten ja beide die Aufgabe, die Speisen zu zerkleinern."!!! Was Wunder, dass ein trotzdem so geistreicher Führer den begabten Jüngling irregeleitet und diesen zu der Meinung verführt hatte, er könne Ihnen einige materielle Thatsachen entgegenhalten. Ich zeigte dem Hirsch, wie er die Thatsachen zum Theil vereinzelt, zum Theil in falschem Zusammenhange aufgefasst habe. — Den anderen Tag sagten Sie der Johanna Kapp, Sie müssten mich besuchen und mich öfters sehen. Leider reiste ich wenige Tage später ab, und ich bin darum gekommen.

Ist es nicht, als hätten Sie mich dafür entschädigen wollen, dass ich es aus ihrem Munde nicht mehr hören konnte, wie auch Sie mich als Ihren Freund anerkennen? Ich weiss es, Sie erwarten keinen gewöhnlichen Dank von mir. Aber Sie wissen, wie Alles in mir jauchzt, dass Sie das Beste, was ich geben kann, in dieser Weise gelten lassen. Sie wissen, wie es mich erheben und begeistern muss, mich so verstanden zu fühlen; denn ich bin unbefangen genug, mit stolzem Bewusstsein zu gestehen, dass ich weiss, wie Sie Aehnliches fühlten, als Sie mein Buch zum ersten Male gelesen. Ohne dieses Bewusstsein gäbe es ja keine siegende Produktivität. Sie haben mir in Ihrem Aufsatze, den Hettner wie ich

zu Ihren charakteristischsten Arbeiten zählen, einen Zauberspiegel vorgehalten, der alle Strahlen, welche ich zu einem Büschel vereinigt hatte, noch tausendfach konzentrirt. Bisher war mein Buch wiederholt von praktischer Seite besprochen — die Würdigung der inneren Tendenz konnte ich nur bei Ihnen finden. Sie kennen aus eigenen Studien die Naturgesetze und die Philosophie — und gewiss hat Niemand auch mit so vielem historischen Rechte den ganzen spekulativ-dogmatischen Plunder von sich geworfen, um es mit lauter Stimme zu verkünden, dass die einzigen Ideen Naturgesetze sind. Und unsere Natur besteht nicht aus Gemälden, Bäumen, Menschen, Sternen — sie ist die Welt.

Auch Humboldt und die Fanny Lewald schrieben mir entzückt über das Buch — allein das weiss ich, einen zweiten Leser wie Sie kann ich nicht finden. Die Stellen, die Sie aus meinem Buche hervorgehoben, sind gerade Diejenigen, welche ich Freunden speziell bezeichne, bei denen ich mir eine solche Führung erlauben kann. Kurz, ich habe das Beste erreicht, was ich erreichen konnte, den Beifall des Mannes, der uns die Bahn geebnet hat, um in der Naturwissenschaft die Menschwerdung der Philosophie zu bewirken. Sie haben zuerst das knechtische Verhältniss aufgehoben, in dem man die Empirie an das zweifelhafte Licht einer spekulativen Philosophie hinanhielt. Sie haben es zuerst verkündet, dass die begriffene Natur Eins ist mit dem Reiche der Ideen — Sie haben nicht bloss den theologischen — Sie haben auch den philosophischen, den wissenschaftlichen, kurz allen Dogmatismus vernichtet.

Die Naturwissenschaft umfasst für uns auch die Aesthetik. Das wahre Kunstwerk gehorcht denselben Gesetzen innerer Naturnothwendigkeit, wie jede Naturerscheinung. Darum enthält auch unsere Naturwissenschaft die höchste und reinste Moral. Sie schafft nicht nur den freien, den sittlichen, sie schafft auch den schönen Menschen. Ihre Frucht ist die vollendete *καλοκ᾽αγαθία.*

Ich hielt es bewusst für meine Aufgabe, ein Werk zu liefern, in welchem das Naturgesetz als Idee, als sittliche Bestimmung, als höchste Bedingung der Schönheit erschiene. Sie erklären mit der genialsten Kühnheit meinen Versuch für gelungen — ich habe mein höchstes Ziel erreicht.

Jetzt darf ich Ihnen im Geiste die Hand drücken, lieber, verehrter Feuerbach, — ich weiss jetzt, Sie erkennen mich als Ihren in begeisterter Hochachtung ergebenen Freund Jak. Moleschott.

P. S. Hettner grüsst Sie herzlichst. Er versprach mir, mir durch Brockhaus ein paar Abdrücke von Ihrem Aufsatze zu verschaffen. Ich wünsche vor allen Dingen, dass mein Vater Ihren Aufsatz liest, da in Holland die „Blätter f. litt. Unt.“ nicht aufzutreiben sind. Es ist sehr anzuerkennen, dass Brockhaus den Aufsatz gedruckt hat. J. M.

Heidelberg, im Juni 1852.

Hochgeehrter Freund! Endlich bin ich so glücklich, Ihnen meine Arbeit vorlegen zu können, in der ich den Kreislauf des Lebens mit allen seinen Folgen, Gedanken und Willensäusserungen auf naturwissenschaftlichem Boden, für Alle verständlich, zu schildern versucht. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss wird Ihnen zeigen, wie tief ich mich in ein Feld hineingewagt habe, das eigentlich erst durch Ihre Kritik urbar wird.

Ich bitte Sie nicht um eine Anzeige meines Buches. Sollten Sie sich jedoch angeregt fühlen, irgendwo ein öffentliches Wort darüber zu sagen, so bitte ich, mir das Organ, welches Sie dazu wählen, zu bezeichnen, damit ich die Anerbietungen minder Befugter mit der Hinweisung auf das von Ihnen zu Erwartende beantworten kann. An stürmischem Tadel wird es nicht fehlen, und Herr Rudolf Wagner nebst Freunden haben dafür gesorgt, dass mich beim Schreiben der Gedanke nicht verliess, dass Lautreden noththut. Ihr herzlich ergebener Jak. Moleschott.

Heidelberg, den 12. Juli 1852.

Mein lieber, innig hochverehrter Freund! Seit einigen Tagen habe ich Ihr werthvolles, Ihr herrliches Geschenk bis zu Ende genossen, und ich passte nur auf diese Stunde, um Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen.

Ich danke zunächst im Namen des Herzens. Denn wahrlich, es war mir eine Herzensfreude, einen so tiefen Blick werfen zu dürfen in die gemüthlichen Ursachen so gewaltiger geistiger Bewegungen. In diesem Sinne habe ich von den Briefen Ihres vortrefflichen Vaters einen Eindruck genommen, der mir für's Leben bleiben wird, und Sie, mein verehrtester Freund, haben diesem Eindruck durch Ihr Vorwort mit seiner tiefen Wärme und seiner körnigen Schlagfertigkeit einen Grundstein gelegt, der sich selbst zu einem logischen Denkmal erhebt.

Nun aber habe ich Ihnen auch im Namen des Kopfes eine Klarheit zu verdanken über Dinge, die bei mir noch im allertiefsten Dunkel verhüllt lagen. Die Memoiren und Vorträge sind, wie immer die Arbeiten eines genialen Kopfes, eines ganzen Mannes, durch die unwiderstehliche Deutlichkeit ausgezeichnet, durch welche sie ungesucht den höchsten Grad von Popularität gewinnen. Ich finde in dem Nachlasse Ihres Vaters alle Materialien zu einer vortrefflichen Rechtslehre für das Volk. Daher verdanke ich Ihrer freundlichen Vermittlung die ersten Aufschlüsse über das konkrete Wesen des Rechtes, über die eigenthümlich neuen Gedanken des Code Napoléon, über den Unterschied zwischen Recht und Zucht, über das eigentliche Wesen der Polizei — wo sollte ich aufhören?

Zu allem diesem habe ich in dem Werke über Kaspar Hauser die wichtigsten Thatsachen gefunden, mit denen ich zu gehöriger Zeit zu wuchern hoffe, und die ich schon jetzt für meine anthropologischen Vorlesungen ausbeuten konnte. Ich kenne Niemanden, der wärmer als Sie die Freude des Lernens verherrlicht hätte. Niemand wird besser als Sie die herzinnige Freude würdigen können, welche Sie durch Ihr Geschenk bereitet haben Ihrem dankbaren Freunde Jak. Moleschott.

P. S. Ihre Sendung hat eine kleinere von mir gekreuzt. Mein Brief war längst vor Empfang Ihrer Gabe geschrieben. Leben Sie recht wohl. J. Moleschott.

Heidelberg, den 9. Oktober 1853.

Verehrtester Freund! Schon hundertmal habe ich Ihnen aus vollem Herzen gedankt für Ihr werthvolles Geschenk, das mich seitdem bereits so oft erbaut hat. Und ich entschuldige mich weiter nicht, dass ich diesem Dankgefühle nicht früher mit der Feder Worte lieh, weil meine Empfindungen und Gedanken Ihnen in diesem Punkte so bekannt sind, dass es keiner Worte bedarf. Nur das Eine kann ich nicht unterdrücken, dass es mich mit rührendem Stolze erfüllt, aus Ihrem Exemplare lernen zu dürfen, und ich spreche das mit freiem Gemüthe aus, weil ich mich fest darauf verlasse, dass Sie sich für den Augenblick keine Verlegenheit durch Ihre Freigebigkeit bereitet haben.

Mit grosser Freude haben wir in jüngster Zeit die Erscheinung des Nachlasses Ihres Bruders begrüsst. Ich habe sein Leben meiner Frau vorgelesen. So innig und vom reichsten Verständnisse milde begeistert, und so wahr zugleich, wird selten eine Frau das Leben

Ihres Mannes geschrieben haben oder schreiben. Wie schön ist die Stelle von der „trotzenden Kraft“ und dem „begehrenden Selbstbewusstsein“! S. 2. In den Italienischen Briefen habe ich geschwelgt in der künstlerischen Fülle, mit der sich ein edles Gemüth entfaltet. Warum müssen wir Anderen von ihm so viel, und warum musste er selbst verhältnissmässig so wenig geniessen!

Ich habe die Ferien hier in gedeihlichem Fleisse verlebt, in der Mikroskopie viel Neues gelernt, über Menschenracen studirt, und mich in der Mathematik geübt. Wegen des letzteren Faches muss ich es oft beklagen, dass ich nicht in der Schule die Einsicht besass, die ich jetzt habe. Indess verzweifle ich nicht, wenn ich beharrlich fortfahre, das Ziel zu erreichen, das ich für unerlässlich halte. Ich muss aber mit den Stunden geizen.

Viel Freude macht mir meine Untersuchung über den Einfluss des Lichtes auf den thierischen Organismus, indem sich aus den jetzt vor mir liegenden Zahlen deutlich herausstellt, dass der Einfluss des Lichtes die Menge der ausgeschiedenen Kohlensäure vermehrt.

Wie gerne würde ich einmal in Ihre Werkstatt schauen. Aber auch daran verzweifle ich nicht, wenn auch die nächste Zeit dazu noch so wenig Aussicht bietet. Es werden sich doch einmal die Verhältnisse so gestalten lassen, dass ich eine freie Reise machen kann, und dann geht es auf einmal zu Ihnen, zu Hettner, zu meinem Schwager Ule, und meine Frau bringe ich dann mit, die sich gewiss mit der Ihrigen und Ihrer Tochter ebenso leicht verständigen wird, als sie sich mit Ihrem Wesen bereits verständigt hat.

Kennen Sie eine Familie Sattler auf der Mainburg bei Schweinfurt? Dort lebt eine Frau, die über 60 Jahre alt ist und selbst auf dem Krankenlager Trost aus Ihren Schriften schöpft. Eine solche Frau lässt auf ihren Mann schliessen. Mit herzlicher Verehrung Ihr Jak. Moleschott.

Mainz, den 19. März 1854.

Mein hochverehrter Freund! Seit vier Tagen bin ich mit Frau und Kindern in Mainz bei meinen Schwiegereltern, um mich von den übermässigen Anstrengungen des Semesters zu erholen. Jetzt endlich komme ich dazu, den in meinem Herzen niemals veraltenden und desshalb, wie ich hoffe, auch in Ihren Augen nicht verspäteten Dank für Ihr werthvolles Geschenk abzustatten.

Wenn ich Ihre Schriften lese und wieder lese, dann beherrscht mich auch der Gedanke, wie all' das philosophische Geschwätz der Nachkömmlinge einer durch Sie überwundenen Periode so jämmerlich ist, dass man gar keine Lanze mehr dagegen brechen mag. Was ich davon höre und sehe, nöthigt mir immer ein unbehagliches Achselzucken ab. Nach meiner Meinung kann es sich nur noch um geschichtliche Aufgaben handeln, wenn von reiner Philosophie die Rede ist. Am empfindlichsten entbehre ich eine vergleichende Geschichte der Religionen und Philosophien, die sich nicht blos in den Gränzen unserer Kultur bewegt, sondern die Entwicklung aller Racen umfasst. Eine solche Arbeit wird nothwendig gefordert durch den anthropologischen Standpunkt, auf den Sie unser Jahrhundert zu vollem Bewusstsein hingeführt haben. Hätten wir nur viele Reisende wie Georg Forster gehabt, die mit so viel Tiefe als Unbefangenheit das Menschliche, wie es sich in den allgemeinsten Anschauungen und doch so konkret entfaltet, aufzufassen vermochten; nachher würden die von Ihnen geöffneten Augen nicht fehlen, um in den reinen Baustoffen die gewaltige und doch so einfach fortschreitende Entwicklung zu erblicken, die wir jetzt nur ahnen können. Mir scheint es, dass die Anthropologie nicht zu ihrem Abschlusse gelangen wird, so lange nicht die vergleichende Religionsgeschichte, vergleichende Sprachwissenschaft, vergleichende Ethik u. s. f. uns von all' den engherzigen Vorstellungen befreien werden, in denen wir gefangen sind, wenn wir jenseits des Ganges, Aegyptens und des atlantischen Meeres keine geschichtlich merkwürdige Menschheit mehr sehen wollen. Wir brauchen aber wohl noch hundert Forster und hundert Röth, um dieses Ziel zu erreichen. Einstweilen bleibt es belohnend genug, die zerstreuten Thatsachen, die wir kennen, zu einem Bilde zu gestalten, dessen Züge für sich selbst sprechen. Ich bin dem Engländer Prichard zu dem wärmsten Dank verpflichtet für die nüchterne Zusammenstellung des Materials, aus dem sich schon so wichtige Gesetze herauslesen lassen. Allein zur Erkenntniss solcher Gesetze hat sich der rücksichtsvolle Engländer fast nie herausgearbeitet.

Wissen Sie, dass eine englische Uebersetzung Ihrer Werke angekündigt ist? Ich sah es neulich in der Westminster Review. Ich baue gute Hoffnungen darauf; denn ich weiss aus Erfahrung, dass es Engländer gibt, die Sie verstehen. — Auf Ihre neue Arbeit bin ich ausserordentlich gespannt, und ich hadere mit dem Schicksale, das mir nicht erlaubt, mit Ihnen mündlich zu verkehren. Ich

fürchte, das dauert so lange, bis meine Anthropologie in der Welt ist; dann muss es möglich gemacht werden, und ich trete dann gelehrig vor die Schranken Ihres Gerichtes. — Noch einmal sage ich Ihnen den herzlichsten Dank Ihres Moleschott.

Heidelberg, den 20. November 1854.

Mein hochverehrter Freund! Von ganzem Herzen freue ich mich, dass meine Arbeit über Forster mir eine bestimmte Veranlasssug gibt, Ihnen zu sagen, mit wie dankbarem Herzen ich Ihrer gedenke, und noch inniger würde ich mich freuen, wenn ich Sie dadurch bewegen könnte, mir wieder einmal Nachricht von Ihnen zu geben. Wenn Sie wüssten, wie jeder Strich Ihrer Feder, jeder Gedanke Ihres Hirns, jeder Schritt Ihres Lebens mich interessirt, dann würden Sie mich vielleicht etwas weniger karg halten.

Mir geht es gut, sehr gut. Zwar kann ich nicht leugnen, dass der Abschied von meiner Lehrthätigkeit und von einigen guten Schülern anfangs mit grosser Aufregung für mich verbunden war, da ich dem Lehren mit Leib und Seele anhing. Allein der Abschiedsschmerz wurde bald überwunden von der Freude über die Ablösung von einem so feigen, charakterlosen, geistesträgen Lehrkörper, wie sie jetzt an unseren Hochschulen ein im Zimmer eingesperrtes Pflanzenleben führen. Man kann aus einer solchen Scheidung nur geläutert hervorgehen. —

Ich werde vor der Hand hier bleiben, in meinem Laboratorium fortarbeiten, meine Untersuchungen veröffentlichen, meine Anthropologie schreiben, und vor allen Dingen viel zu lernen suchen. Bin ich in etwa drei Jahren mit meinen nächsten Aufgaben fertig, dann widme ich mich nicht mehr ausschliesslich der Wissenschaft, sondern dem werkthätigen Berufe des Arztes, den ich schon früher mit Liebe pflegte, vor Jahren aber aufgab, weil ich mich nicht genug erstarkt fühlte, um in beiden Richtungen selbständig zu arbeiten. Jetzt hoffe ich, es zwingen zu können, zumal in einer grossen Stadt. Gegen das Universitätsleben hatte ich schon lange einen grossen Ekel und für jetzt sogar einen unüberwindlichen. Ich bin indess durch Erfahrung genug gewitzigt, um zu wissen, dass man desshalb nicht gut für sich sagen kann, dass man nie wieder dazu zurückkehrt, und ich kann mir eine Umgestaltung unserer Hochschulen denken, nach der es wieder wünschenswerth wird, auch innerhalb der Marken des Staates ein Lehramt zu be-

kleiden. Jetzt preise ich mich glücklich, wie Sie, der charakterlosen Kaste nicht mehr anzugehören.

Die Darstellung meines Forster, desjenigen Schriftstellers, bei dem ich seit dem Jahre 1845 am meisten Anregung, Trost und Erbauung gesucht habe, bildete einen sehr wohlthätigen Uebergang zu meinem neuen Leben. Ich bin fest überzeugt, dass Sie meine Vorliebe für diesen Mann theilen. Ihr aufrichtiges Urtheil darüber, ob Sie finden, dass ich ihn richtig gefasst habe oder nicht, wird für mich den allerhöchsten Werth haben, das wissen Sie. Schreiben Sie mir's gelegentlich. Aber vor allen Dingen, liebster Freund, sagen Sie mir, wie Sie leben, was Sie arbeiten? — In herzlichster Verehrung Ihr getreuer Jak. Moleschott.

Zürich, den 27. Mai 1858.

Hochverehrter Freund! Durch allerlei Wechselfälle bin ich bis auf den heutigen Tag verhindert worden, Ihnen den Dank, den ich für Ihre „Theogonie“ im Herzen hege, auch schriftlich auszusprechen. Zunächst hielt mich sehr wider Willen eine Ueberlast der Arbeit davon ab, Ihr lehrreiches Buch zu studiren, und ich wollte nicht schreiben, bevor ich es durchgearbeitet hatte. Dann war ich lange im Zweifel, ob meine Zuschrift Sie auch wie bisher in Bruckberg finden würde. Mir wurde nämlich erzählt, dass Sie entschlossen seien, in New-York Ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Und als endlich, trotzdem meine Zweifel nicht beseitigt waren, die dritte Auflage meines „Kreislaufes“ auf dem Tische lag, um mit einigen Worten des Dankes an Sie abzugehen, hatte ich, in der Mitte des Herbstes vorigen Jahres, das Unglück, meinen innig verehrten Vater zu verlieren und in ihm den Freund und Führer meiner Jugend und meiner reiferen Jahre, der mir Ihr „Wesen des Christenthums“ zuerst in die Hand gegeben.

Dieser Schlag hat mich tief niedergebeugt; den ganzen Winter über war ich froh, wenn ich der vielen Arbeit gegenüber, die jeder Tag von mir verlangte, Widerstandskraft genug besass, um wenigstens in meinem Berufe keine Pflicht zu versäumen. Kurz, ich konnte durchaus keine Stimmung finden, um einen freundschaftlichen Brief zu schreiben. Wenn ich in dieser Abspannung und Niedergeschlagenheit, hochverehrter Freund und Lehrer, eine Nachlässigkeit gegen Sie beging, die oft meinem Herzen drückend war, so hoffe ich dadurch allein einigermassen Ihre Absolution verdient

zu haben, dass ich stets mit vollem Vertrauen auf Ihr menschliches Verzeihen rechnete.

Also mein Dank kommt spät, so spät, dass ich bekennen muss, nicht mehr unter dem frischen Eindrucke Ihres Buches zu stehen, zu spät, um Sie noch in der ersten Entbindungsfreude zu begrüssen. Allein es war mir eine erquickende und doch auch eine aufregende Arbeit, Ihr Werk zu studiren, und ich habe diessmal besonders viel für den täglichen Hausgebrauch in meinem geistigen Leben daraus gelernt. Ich habe meine rechte Freude daran, zu bedenken, wie unbequem dieses Buch Ihren Feinden sein muss, da Sie in so konkreter Weise und mit so fester Hand die Entwicklungsgeschichte ihrer heilig gehaltenen Wahnvorstellungen gezeichnet haben, und wenn mir auch der eine und der andere blasirte Freund Ihrer Richtung begegnet ist, der bei aller Anerkennung Ihres Buches meinte, auf diesem Felde kenne er Sie schon, so bin ich doch fest überzeugt, dass Sie mit dieser konkreten Ausbildung und ins Einzelne gehenden Durchführung Ihrer Anschauung einen praktischen, höchst wirksamen Meistergriff gethan haben, dass Ihr Buch einen klassischen Platz behaupten wird in der Schatzkammer, mit welcher Sie die anthropologische Philosophie begründet und bereichert haben. Möge Ihnen Lust und Kraft gegeben sein, recht bald mit einem ähnlichen Werke vom Stapel zu gehen.

Mit wahrer Spannung erwarte ich die bestimmte Nachricht, dass Sie nach wie vor in Deutschland weilen. Der Gedanke, dass Sie in Amerika weilen könnten, Sie, für den Deutschland kaum deutsch genug ist, um Ihr Schaffen zu begreifen, ist mir geradezu unerträglich. Lassen Sie bald von sich hören.

Leider trete ich so gut wie mit leeren Händen vor Sie, indem ich Ihnen nur Altes in erneuerter Form bringe. Ich erlaube es mir in der Erwägung, dass es Ihnen bei Ihren inhaltsschweren und umfangreichen Studien vielleicht mühsam ist, die naturwissenschaftliche Literatur in allen Zweigen zu verfolgen, so dass die eine oder die andere Erweiterung für Sie Interesse hat. Als Freund wage ich es sogar, Sie darum zu bitten, das neue Vorwort an Liebig im „Kreislaufe“ zu lesen. Es ist gewiss nicht unnütz, wenn wir von einander wissen, wie wir uns wehren gegen die Schmähungen derer, die die Welt für mächtig hält und die doch mit so stumpfen Waffen, wie Schimpf und Schmähung, kämpfen. In unwandelbarer Verehrung Ihr Jak. Moleschott.

Mr. L. Tilliard à Feuerbach.

Heidelberg, le 14 Janvier 1858.

Monsieur, J'ai des excuses à vous faire, d'avoir attendu si longtemps, pour vous remercier de l'envoi gracieux que vous m'avez fait de votre livre. Heureusement les hommes de votre trempe unissent toujours l'indulgence et la bonté dans les rapports aux nobles qualités de l'esprit qui les distinguent. Soyez assuré, cependant, que j'ai senti tout le prix de votre don et que ce volume qui vous a coûté un long et pénible travail, m'est devenu doublement précieux. Mon temps a été pris par les premières publications de la Revue germanique, vous savez mieux que personne de combien de soins il faut entourer ces nouveaux-nés de la pensée. C'est la première fois d'ailleurs que votre Allemagne se trouve en possession d'un organe public en France, et, à la honte de mon pays, je suis obligé de dire que nous sommes condamnés, nous les fondateurs, à une foule de réserves et de ménagemens. La terre de Voltaire, de Diderot, de Jean-Jacques, n'est plus le pays de la vraie liberté. La pensée, la litterature, la philosophie, y sont devenues esclaves aussi bien que les moeurs et les institutions. Ce qu'il y a de fière hardiesse dans le génie allemand, lui semble étrange et lui fait peur.

Il nous faut atténuer avec prudence l'éclat de l'intelligence de Kant, de Fichte, de Hegel; et pourquoi vous le dissimuler, de la vôtre surtout, Monsieur, pour que les yeux de nos Argus n'en soient point offensés. Là où la parole devrait suffire, il est nécessaire de recourir avec précaution au savoir faire, à la ruse même. C'est une douleur pour moi d'avoir à employer vis-à-vis de vous des excuses de ce genre; mais vous les comprendrez.

Je vous remercie donc avec une effusion plus vive encore, maintenant que vous savez les causes de mon retard. Je ferai mes efforts pour conserver, dans mon appréciation, le caractère que vous avez donné à votre oeuvre. La critique, seule digne de ce nom, est celle qui sait maintenir son indépendance, sa sincérité et sa justice. Elle ne doit prêter attention ni aux petits usages, ni aux mesquines hyprocrisies, ni aux pauvres convenances que notre société aime tant à respecter. La vérité et l'art, voilà ses uniques préoccupations. Appelée à surveiller les oeuvres de l'esprit humain, elle doit remplir sa mission en philosophe, en artiste, en soldat, et, s'il en est besoin, en martyr, et supposé qu'une divergence

d'opinion vienne nous séparer à certains momens, je suis convaincu que sous ce rapport nous resterons toujours unis.

J'ai le bonheur de voir souvent M^{me} votre belle-soeur, et nous parlons de vous. Il est des personnes inconnues qui intéressent davantage que bien des gens de connaissance, et quand il existe une sympathie d'intelligence, on ressent un charme réel à s'entretenir d'elles. Je me trouve dans cette position à votre égard, Monsieur, et si je dois à ma bonne fortune de vous rencontrer quelque jour, j'espère vous convaincre de la vérité de mes paroles.

Adieu, Monsieur, et merci de nouveau. Puissiez vous vivre heureux comme je vous le souhaite. Croyez aux sentimens de haute considération de L. Tilliard.

Aus dem Nachlass.

Die Naturwissenschaft und die Revolution.*)

Der selige Minister Eichhorn gab einmal der Königsberger Universität die gnädige Versicherung: dass die königliche Regierung zwar keine mit ihren Grundsätzen in Widerspruch stehenden Religions- und Staatslehren dulden könne, dass sie aber nicht im entferntesten daran denke, mit dieser Beschränkung der philosophischen Wissenschaften auch die Naturwissenschaften beschränken zu wollen. Wenn uns ein anderer preussischer Minister mit dem beschränkten Unterthanenverstand bekannt gemacht, so hat dagegen der Herr Minister Eichhorn bei dieser Gelegenheit — freilich nicht bei dieser allein — den Beweis geliefert, dass es auch einen sehr beschränkten Regierungsverstand gibt. Wie? die Regierung masst sich die Herrschaft über unsere Gedanken und Gesinnungen an, sie schreibt uns vor, was wir denken und glauben sollen, und dennoch erlaubt sie uns den Gebrauch unserer fünf Sinne? Die Regierung steckt ihre Nase in Alles, sie durchstöbert jeden Winkel in unserm Schreibtisch, jeden Wisch in unserm Papierkorb, um selbst noch in den ad pium usum bestimmten Papieren Spuren von Hochverrath auszuwittern, und doch untersucht sie nicht den Inhalt unserer Herbarien, unserer Steinsammlungen, unserer ausgestopften Thiere?**) Die Regierung nimmt dem Bürger seine Waffen, dem

*) Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 268, 8. Nov. 1850.

**) Die Regierungen machen Riesenfortschritte. Wenige Wochen nachdem Dieses niedergeschrieben war, brachten die Zeitungen die Nachricht, dass die preussische Regierung in dem Kopfe eines Hirsches nach dem Entwurf eines furchtbaren Komplots gesucht habe. So verwirklichen unsere Regierungen selbst die tollsten Träume der Phantasie! F.

Schriftsteller seine spitzige Feder, dem Drucker seinen Pressbengel, und doch lässt sie dem Geologen seinen Hammer, dem Anatomen sein Sezirmesser, dem Chemiker sein Scheidewasser? Ist das nicht ein ungeheuerer Widerspruch? Was ist aber der Grund dieser liberalen Gesinnung gegen die Naturwissenschaften? Nur der beschränkte Regierungsverstand, der Nichts weiss von dem geheimen staatsgefährlichen Bunde der Naturwissenschaft mit Religion, Philosophie und Politik. Auf den ersten oberflächlichen Blick erscheint allerdings die Beschäftigung mit der Natur als die allerunschädlichste, ja unschuldigste, die es nur immer geben kann; denn was steht dem Getriebe der politischen Welt ferner als die Natur? Was ist für ein Zusammenhang zwischen den Gesetzen der Natur und den Intriguenspielen unserer Politik, zwischen den Bedürfnissen des Lebens und den Luxusartikeln unserer Staaten, zwischen den Kräften der Materie und den Phrasen unserer Minister und Deputirten? Was kümmern sich die Naturmächte um unsere Gross- und Kleinmächte, unsere Fürsten und Demokraten? Unterscheidet der Floh zwischen fürstlichem und bürgerlichem Blut, der Blitz zwischen einem gekrönten und ungekrönten Haupte? Aber wie das Objekt so das Subjekt, wie die Ursache so die Wirkung. Gleichgültigkeit gegen die politischen Parteien und Händel ist daher die erste Wirkung der Naturwissenschaft. Diese Wirkung passt nun allerdings insofern in den Kram unserer reaktionairen Regierungen, als der Naturforscher nicht gegen sie ist; aber er ist auch nicht für sie, und Das allein macht ihn schon zu einem höchst verdächtigen Menschen; denn unsere Staaten sind ja „gut christlich", sie stützen sich, wenn auch nur mit Bayonnetten, auf die Heilige Schrift, und in ihr steht geschrieben: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich". Die politische Indifferenz ist übrigens auch nur eine vorübergehende Wirkung der Naturwissenschaft; denn die Natur kümmert sich nicht nur Nichts um Politik, sie ist auch das direkte Gegentheil der Politik. Wo Natur, ist keine Politik, wenigstens im Sinne der Dynasten, und wo Politik, nur Unnatur: wie könnte also der Naturforscher bei diesem augenfälligen Kontraste zwischen dem Wesen der Natur und dem Unwesen der Politik gleichgültig bleiben? Der Naturforscher sieht, wie die Natur in einem ewigen Fortschritte begriffen ist, wie sie nie mehr auf eine einmal überschrittene Stufe zurückfällt, nie mehr aus einem Mann ein Knabe, einem Weibe ein Mädchen, einer Frucht eine Blüthe, einer Blüthe ein Blatt wird, wie in der Natur immer

das Alte abstirbt, und zwar nur dazu, um den Dünger für eine bessere Zukunft abzugeben; wie thöricht, wie lächerlich kommen ihm dagegen die reaktionairen Thaumaturgen vor, welche sich einbilden, inhaltsvolle Jahre aus der Geschichte streichen, die Menschen auf einen verlassenen Standpunkt zurückversetzen, Männer zu Kindern wieder machen zu können! Der Naturforscher sieht, wie es in der Natur nichts Isolirtes, nichts Vereinzeltes gibt, wie Alles vielmehr in ihr in einem nothwendigen und grossartigen Zusammenhang steht, wie die Naturwesen sich zwar in verschiedene Klassen abtheilen, aber nur nach begründeten Unterschieden, und wie selbst diese wieder zuletzt in die Einheit des Ganzen sich auflösen; er gewöhnt sich dadurch unwillkührlich, alle Dinge von einem universellen Standpunkte aus zu betrachten, folglich auch an die Politik den grossen Massstab der Natur anzulegen. Wenn er daher einen Blick in die deutsche Politik wirft, ach! wie winzig erscheinen ihm da unsere „grossen Staatsmänner", wie unerheblich die Spielarten der „achtunddreissig deutschen Nationen", die sich auf dem Miste des historischen Rechtsbodens erzeugt haben, wie komisch die zwieträchtige Eintracht der deutschen Fürsten, wie unwürdig das chorburschenschaftliche Wesen und Treiben unserer Partikularisten, wie ungeheuer die Beschränktheit der Politiker, welche einen Staat wie Preussen als einen Grossstaat betrachten und bezeichnen! Der Naturforscher verkennt zwar nicht, dass Preussen in dem kleinen Baden gross gethan; aber wie klein, wie unendlich klein erscheint ihm Preussen und sein Benehmen im Grossen und Ganzen der deutschen Politik! Der Naturforscher ist Grossdeutscher im wahrsten und eminentesten Sinne des Worts. Für ihn existirt kein Lichten- und Lobenstein, aber auch kein Preussen, kein Oestreich, kein Bayern. Der Naturforscher weiss aus der Erfahrung, dass die Farbe das allerwesenloseste Unterschiedsmerkmal. Was anders unterscheidet denn aber zuletzt z. B. den Preussen und Bayern, als die Farben: schwarzweiss und blauweiss? Wie kann also der Naturforscher seinen universellen Sinn und Blick durch diese wesenlosen, willkürlichen, kleinlichen Unterschiede beschränken, wie preussisch oder bayrisch gesinnt sein? Wenn man aber nicht mehr preussisch oder bayrisch denkt, kann man dann noch eine königlich preussische oder königlich bayrische, oder gar fürstlich loben- und lichtensteinische Gesinnung haben? Unmöglich! Der Naturforscher wirft daher mit Cicero's Ausruf über die Politik seiner Zeit: „Sunt omnia omnium miseriarum plenissima", Alles ist aller Erbärmlichkeiten

voll, sehnsuchtsvoll seine Blicke über die blauweissen und schwarzweissen Schlagbäume der deutschen Politik hinüber in die freien Urwälder Nordamerikas, vor dessen räumlicher Grösse allein schon die kleinlichen Massstäbe der europäischen Kabinetspolitik in Nichts verschwinden und findet das Heil nur in der Demokratie.*)

Aber nicht nur Demokrat, selbst auch Sozialist und Kommunist, freilich nur im vernünftigen und allgemeinen Sinne dieses Worts, wird nothwendig der Naturforscher; denn die Natur weiss nichts von den Anmassungen und Fiktionen, durch die der Mensch im Rechte die Existenz seines Nebenmenschen beschränkt und verkümmert hat. Die Luft gehört von Natur Jedem und eben damit Niemanden, sie ist das Gemeingut aller Lebenden; aber die Rechthaberei hat selbst die Luft zu einem Regale gemacht, „der Wind gehört der Herrschaft". Die Natur kennt allerdings das Eigenthum, aber nur das nothwendige, vom Leben unabsonderliche; sie gibt jedem Wesen, was es braucht; sie hat keines zum Verhungern geschaffen. Die Nothwendigkeit der Verhungerung verdankt ihre Existenz nur der Willkühr des Staats, dessen Wesen der „Staat", die Uniform, der Schein, der Tand ist. Der Blick in die Natur erhebt darum den Menschen über die engherzigen Schranken des peinlichen Rechts, sie macht den Menschen kommunistisch, d. h. freisinnig und freigebig. Selbst schon der heilige Anselmus sagt seinem Lebensbeschreiber Cadmerus zufolge, ganz im Widerspruch mit der weltbekannten geistlichen Habsucht, dass nach dem Natur-

*) Diesen Uebergang zur Demokratie hat schon der berühmte Physiolog Haller den jetzigen Naturforschern zur Pflicht gemacht. Haller schrieb drei politische Romane. Der erste handelt von der Despotie oder absoluten Monarchie, der zweite von der konstitutionellen Monarchie, der dritte von der aristokratischen Republik. Was hätte nun nothwendig folgen sollen? „Le tableau d'une démocratie parfaite", wie schon Condorcet in seinem „Eloge de M. de Haller" bemerkt. Aber diese Konsequenz scheiterte an der berner Aristokratie, deren Mitglied Haller selbst war. Der jetzige Naturforscher ist jedoch an diese Lokalschranke nicht mehr gebunden. Er hat den Fehler Haller's gutzumachen. Uebrigens lasse ich nicht umsonst den Naturforscher nach Amerika hinüberblicken, und womöglich selbst hinübergehen; denn es ist noch sehr in Frage, ob Europa, wenigstens in einem voraussichtlichen Zeitraum, einer wahren Umgestaltung und Verjüngung fähig sei. Gewohntes Uebel ist dem Menschen lieber als ungewohntes Neues, wenngleich es ein Gut ist. Ueberdies erfordert eine neue Zeit auch einen neuen Raum. Ortsveränderung gehört zur Sinnesänderung. Auf dem alten Boden haften auch die alten Sünden. Deutschland, oder was Eins ist, Europa in eine Republik verwandeln wollen, kommt mir oft gerade so vor, als wenn man eine Dirne, die schon allen Potentaten gedient, in eine Jungfrau verwandeln wollte. Es gibt keine religiösen, aber auch keine moralischen und politischen Wunder. F.

gesetz (secundum naturalem legem) Nichts dem Einen mehr als dem Andern angehöre, und dass alle Schätze der Welt zum allgemeinen Besten der Menschen erschaffen seien. Das „gute alte Recht“ hat die Menschheit in Noblesse und Canaille, Adel und Pöbel geschieden und zur Rechtfertigung dieser Injurie gegen das Menschengeschlecht den unsinnigen Satz aufgestellt: „Venter nobilitat“.*) Aber die Naturwissenschaft kennt keinen Unterschied zwischen einem adeligen und bürgerlichen Bauch, sie weiss nur von einem allen Menschen gemeinen und gleichen Ursprung. Als einst der Anatom Jodocus Lucius die Lage der Gebärmutter zeigte, sagte er: „Hier lasset uns bespiegeln, wir Menschen, die wir mit unserer adeligen Ankunft prangen und meinen, wir seien besser als Andere, hier ist unsere erste Wohnung zwischen Harn und Koth.“ Solche kommunistische, staats- und rechtswidrige Gesinnungen flösst die Natur ein! Und doch gibt der beschränkte Regierungsverstand die Naturwissenschaft frei und stellt nur die Philosophie unter polizeiliche Aufsicht. Nur die Philosophie! Wie thöricht! Wie unschädlich ist sie, wie arm, wie wehrlos im Vergleich zu den Naturwissenschaften! Wie leicht kann man ihre gefährlichen Wirkungen auf das Publikum verhindern! Was gehört dazu, einen Philosophen zu widerlegen? Nichts weiter als ein Professor der Philosophie, und was ist leichter zu haben als ein solcher! Wenn daher ein revolutionairer Philosoph auftritt, so braucht man nur einen Professor der Philosophie gegen ihn schreiben zu lassen, und der arme Philosoph ist, wenigstens in den Augen des Publikums — aber darauf kommt es allein an, Schein regiert die Welt — mausetodt. Dem Philosophen, dem nur das treulose und vieldeutige Wort zum Organ dient, kann man ja ohne Mühe auch den sonnenklarsten Satz, den unwidersprechlichsten Beweis zunichte machen: man darf nur ein Wort verdrehen, oft selbst nur eine Partikel auslassen, und der ganze Satz löst sich in Unsinn auf. Was sind gegen die festbestimmten und innigen Verbindungen der chemischen Stoffe die losen, flüchtigen Wortverbindungen, die der Gedanke eingeht? Was gegen den soliden Körperbau der naturgeschichtlichen Wesen der papierne Periodenbau, worauf sich der Philosoph stützt! Was gegen die Platinadichte des Natursystems das luftige

*) Da ich hier die Schranken des historischen Rechts zerbreche, so mögen mir es die Herren Juristen, namentlich die christlich-germanischen, nicht verargen, dass ich hier auch dem Venter eine kommunistische, ebensowohl männliche als weibliche Bedeutung gebe. F.

Spinnengewebe der Sprache, worin der Denker sein Wesen entfaltet! Spinne noch so sorgfältig, noch so logisch zusammenhängend Faden an Faden: du vermagst Nichts gegen die Natur der Sprache, du reihst nur Lücke an Lücke, und jede Lücke ist ein Tummelplatz für den Unsinn kritischer Bosheit und Dummheit. Der Philosoph spricht sich ferner nur in allgemeinen und eben desswegen abstrakten Sätzen aus. Sind diese gleich nur von einzelnen wirklichen Fällen abgezogen, so scheinen sie doch nur aus der Luft gegriffen zu sein, wenn man nicht durch den Schein hindurch auf den Grund blicken, das Abstrakte mit dem Konkreten, das Geistige mit dem Sinnlichen verknüpfen kann. Aber wie Wenige vermögen Dieses! Und wie machtlos sind überhaupt abstrakte Wahrheiten! Wie ganz anders ist es dagegen mit der Naturwissenschaft, deren Grundsätze anschauliche Thatsachen, deren Beweismittel sinnliche Instrumente sind. Doch wozu sagen, was schon Andere besser gesagt haben! Condorcet in seinem „Eloge de Mariotte“ sagt:

Les théories nouvelles, les mieux prouvées, font peu de progrès, tant qu'elles ne sont appuyées que sur des principes abstraits; même les meilleurs esprits, accoutumés à certaines idées abstraites, acquises dans la jeunesse, rejettent toutes celles qui ne se lient pas aisément avec les premières, et toutes les vérités spéculatives dont on ne peut leur donner des preuves sensibles, sont absolument perdues pour eux. Ainsi toutes les fois qu'un homme de génie propose des vérités nouvelles, il n'a pour partisan que ses égaux, et quelques jeunes gens élevés loin des préjugés des écoles publiques; le reste ne l'entend point, ou l'entend mal, le persécute ou le tourne en ridicule.

Allerdings greift der Naturforscher nicht direkt, wie der Philosoph, die religiösen und politischen Vorurtheile an, aber man kann kein Glied aus der Reihe der menschlichen Vorstellungen herausreissen oder verändern, ohne damit die ganze Reihe zu verändern. So lange die Phantasie des religiösen Glaubens die Menschen beherrschte, so lange war auch die natürliche Welt eine Fabel- und Märchenwelt. Wer an Wunder in der Bibel glaubt, der glaubt auch an Wunder ausser der Bibel, der hat überall Wunder im Kopfe. Und umgekehrt: wer an keine natürlichen Wunder mehr glaubt, der glaubt auch keine religiösen mehr. Wie wäre es auch anders möglich? Der Boden aller Wunder ist ja die Natur. Freilich kann sich der Mensch mit der Ausrede helfen, dass er nur auf dem Gebiete der Natur, nicht der Religion und Theologie, das

Wunder aufhebe, aber nur eine Zeit lang, endlich siegt doch im Menschen der Einheitsdrang und Wahrheitssinn über den Zwiespalt zwischen einer vernünftigen natürlichen und einer unvernünftigen übernatürlichen Welt. Der erste Revolutionair der neuern Zeit war daher — merkwürdigerweise ein Pole*) — der Verfasser der Schrift „De revolutionibus orbium coelestium", Nikolaus Kopernicus. Kopernicus hat den allgemeinsten, den ältesten, den heiligsten Glauben der Menschheit, den Glauben an die Unbeweglichkeit der Erde umgestossen, und mit diesem Stosse das ganze Glaubenssystem der alten Welt erschüttert. Er hat als ein echter „Umsturzmann" das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst gekehrt, die höchste Sphäre des ptolemäischen Systems, das Primum mobile (die Ursache der täglichen Himmelsbewegung) zum Parterre der Astronomie gemacht, der Erde die Initiative der Bewegung zugeeignet und dadurch allen ferneren und anderweitigen Revolutionen der Erde Thür und Thor geöffnet; er hat dem phantastisch-despotischen Dominium mundi des Mittelalters, welches sich die Erde über die Himmelskörper, der Papst über die Geister, der Kaiser über die Fürsten und Völker, der Mensch über die Menschen angemasst hatte, für immer den Garaus gemacht; er hat den menschlichen Geist aus den epizyklischen Zauberkreisen des verworrenen, widerspruchsvollen Unsinns einer eingebildeten Welt erlöst und zur Anschauung der wirklichen Welt, zur Einfachheit der Natur zurückgeführt; er hat mit frecher Hand die bis auf ihn verschlossene, mit Ausnahme einiger ketzerischer Denker selbst den grössten Geistern des Alterthums undurchdringliche, nur zur Brustwehr der menschlichen Beschränktheit, Gedankenlosigkeit und Gläubigkeit dienende Himmelsveste aufgesprengt, und dadurch den Blick des Menschen bis in die Unendlichkeit des Universums erweitert und dem gesunden Menschenverstand Eingang selbst in den Himmel verschafft. Der Himmel galt sonst in der Religion für den Thron und Sitz der Gottheit, den Wohnort der Seligen, in der Philosophie für das fünfte Element, wo keine Negation, keine Veränderung, kein Entstehen und Vergehen wie auf der plebejischen Erde stattfinden sollte, kurz: für ein heiliges, göttliches Wesen. Aber alle diese süssen, heiligen Vorstellungen und Aussichten, die sich sonst an den Himmel knüpften, hat die moderne Astronomie, deren Urheber oder Anfänger Kopernicus, schonungslos vernichtet. Sie hat

*) Von deutschen Eltern in Thorn geboren. D. H.

zwar die Erde in den Himmel emporgehoben, aber eben dadurch auch den Himmel profanirt, die Himmelsgestirne auf gleichen Fuss mit der Erde gesetzt. Kopernicus ist es, der die Menschheit um ihren Himmel gebracht hat. Wo kein sinnlicher Himmel mehr, verschwindet auch bald der Himmel des Glaubens; denn nur an dem sinnlichen Himmel hatte ja auch der religiöse seinen Grund und Haltpunkt. Mit vollem Rechte wurde das Kopernicanische Weltsystem von den Katholiken als ein ketzerisches förmlich verdammt, von den Protestanten wenigstens theoretisch verworfen, denn es widerspricht der Heiligen Schrift. „Du gründest das Erdreich", heisst es im Psalm, „auf seinen Boden (super stabilitatem suam, wie es in der Vulgata heisst), dass es bleibt immer und ewiglich." „Die Erde bleibet ewiglich", sagt der Prediger Salomo, „die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort." Diese und noch einige andere Sprüche der Bibel hielt man den Kopernikanern entgegen. Was aber in der Bibel steht, muss auch in der Natur stehen. Hat man doch selbst in den Sternbildern die hebräischen Buchstaben gefunden! „Alles, was die Heilige Schrift behauptet", heisst es z. B. in „Theodorici Winshemii novae quaestiones sphaerae" vom J. 1564, „ist unbezweifelbar gewiss. Die Heilige Schrift behauptet aber, dass die Erde fest und unbeweglich sei. Also ruht die Erde in der Mitte der Welt und bewegt sich nicht." Welch eine glückliche Zeit, wo man noch mit Bibelsprüchen den menschlichen Geist bannen, mit Bibelsprüchen den Revolutionen der Erde Stillstand gebieten konnte! Was sind gegen diese Wirkungen des todten biblischen Buchstabens die oratorischen Machtsprüche, womit unsere politischen Schlangenbeschwörer die „lernäische Schlange" der Revolution bezwingen wollen. Und gleichwohl sieht der beschränkte Regierungsverstand nicht ein, dass nicht erst die gottlose Philosophie, sondern schon Meister Kopernicus der Bibel ihre reaktionaire Zaubermacht genommen. Kopernicus hat das körperliche Zentrum der Welt, die Erde, in die Reihe der Irrsterne eingeführt; Kopernicus hat auch das geistige Zentrum der christlichen Welt, die Bibel, in die Klasse der irrenden menschlichen Bücher versetzt. Schwach sind die Gründe, womit die Kopernikaner die göttliche Ehre der Bibel zu retten suchten. Die Geschichte hat sie längst widerlegt. „Der Heilige Geist lässt sich nicht trennen, noch theilen, dass er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren oder glauben lassen." Wo die Bibel keine Stimme mehr in der Astronomie hat,

da hat sie bald auch keine mehr in andern Dingen. Wie verträgt sich denn auch mit einer falschen Astronomie eine wahre Anthropologie oder Psychologie? Wie kann man den Menschen im wahren Lichte betrachten, wenn man die Welt, zu der er gehört, nur nach ihrem Scheine beurtheilt? Doch wozu versteige ich mich bis in den fernen Himmel der Astronomie, um die Naturwissenschaften wegen ihrer revolutionairen Tendenz bei unsern Regierungen zu denunziren? Einen uns weit näher liegenden, eindringlichern und zeitgemässern Beweis von der universellen revolutionairen Bedeutung der Naturwissenschaft haben wir an vorliegender neuer Schrift:

Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk, von Jakob Moleschott. Erlangen, Enke. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift theilt uns mit in volks- oder, was Eins ist, menschenfreundlicher Absicht und Sprache die Resultate der modernen Chemie über die Nahrungsmittel, ihre Bestandtheile, ihre Beschaffenheiten, Wirkungen und Veränderungen in unserm Leibe; sie hat also eigentlich nur einen gastronomischen Zweck und Gegenstand, und doch ist sie eine und zwar im höchsten Grade Kopf und Herz aufregende, eine sowohl in philosophischer als ethischer und selbst politischer Beziehung höchstwichtige, ja revolutionaire Schrift.

Ich beginne meine Denunziation mit der Philosophie und behaupte, dass diese Schrift, obgleich sie nur von Essen und Trinken handelt, den in den Augen unserer supranaturalistischen Scheinkultur niedrigsten Akten, doch von der höchsten philosophischen Bedeutung und Wichtigkeit ist. Ja ich gehe weiter und behaupte, dass nur sie die wahren „Grundsätze der Philosophie der Zukunft“ und Gegenwart enthält, dass wir in ihr die schwierigsten Probleme der Philosophie gelöst finden. Was haben sich nicht sonst die Philosophen den Kopf zerbrochen mit der Frage von dem Bande zwischen dem Leib und der Seele! Jetzt wissen wir aus wissenschaftlichen Gründen, was längst das Volk aus der Erfahrung wusste, dass Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält, dass das gesuchte Band also die Nahrung ist. Wie hat man sich nicht sonst über eingeborene oder von aussen gekommene Ideen gezankt und wie verächtlich auf Die herabgeblickt, welche den Ursprung der Ideen aus den Sinnen ableiteten! Jetzt ist es uns eben so unmöglich von eingeborenen Ideen zu reden, als von eingeborenen Speisen oder von eingeborener Wärme, die auch sonst

unter dem Namen calor innatus eine Hauptrolle in der Naturwissenschaft spielte. Jetzt wissen wir, dass die Respiration die hauptsächlichste Quelle der Wärme, dass die Luft ein wesentlicher Theil unserer selbst ist, dass wir Alles von aussen pumpen, dass wir Nichts zu eigen haben, dass wir als reine Lumpen und Kommunisten auf die Welt kommen, dass gar Nichts in uns ist, was nicht auch ausser uns existirt, dass wir am Ende nur aus Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff, diesen wenigen, einfachen und doch so unendlich verschiedenartiger Verbindung fähigen, diesen geisterhaften, unmittelbar un- und übersinnlichen und dennoch an sich und mittelbar sinnlichen Stoffen zusammengeflickt sind. Wie stimmt aber diese Anschauung des Menschen mit der christlichen Welt- und Menschenanschauung? Denn was ist der eigentliche Kern der christlichen, wenigstens dogmatisch-christlichen Lehre? Der: „dass wir existiren könnten allein mit Gott, auch wenn kein Raum, keine Materie wäre, weil unser Wesen nicht den Begriff der Existenz der äussern Dinge in sich schliesst“, dass der Mensch ein Bild Gottes, d. h. das Wesen ist, welches nur aus sich und in sich, d. h. nur aus und in Gedanken besteht, welches keiner Welt, keiner Natur, keiner Materie zu seiner Existenz bedarf, dass also der Mensch noch existirt, auch wenn sein Leib und die materielle Welt überhaupt zugrundegeht. Und dennoch dulden unsere gutchristlichen Regierungen im christlichen Staate die Naturwissenschaften, insbesondere die allerradikalste, korrosivste und destruktivste Wissenschaft, die Chemie, die längst in ihrem Scheidewasser die Mysterien der christlichen Weltanschauung aufgelöst? Welch' ein ungeheurer Widerspruch! Doch kehren wir wieder von den Thorheiten der Politik zur Philosophie zurück. Wie hat nicht der Begriff der Substanz die Philosophie vexirt! Was ist sie? Ich oder Nicht-Ich, Geist oder Natur, oder die Einheit von beiden? Ja, die Einheit. Aber was ist denn damit gesagt? Die Nahrung nur ist die Substanz; die Nahrung die Identität von Geist und Natur; wo kein Fett, ist kein Fleisch, aber wo kein Fett, da ist auch kein Hirn, kein Geist, und das Fett kommt nur aus der Nahrung, die Nahrung ist das Spinozistische Ἑν και παν, das Allesumfassende, das Wesen der Wesen. Alles hängt vom Essen und Trinken ab. Die Verschiedenheit des Wesens ist nur Verschiedenheit der Nahrung. Schon in der „Offenbarung der Natur und natürlichen Dinge . . . durch den hochgelehrten Hieronymum Cardanum“ heisst es übrigens ganz im Widerspruch mit der Offenbarung der

Bibel, wo dem Edite bibite nur eine frivole Bedeutung gegeben, das Wesen des Menschen als ein vom Essen und Trinken unabhängiges vorgestellt wird: „die Nahrung mögend in alle Naturen die Menschen verenderen. Wölliche nun vil Wildbret und Gewürz in der Speiss brauchen, werden alle grimm und zornig leuth, wölliche kraut essend, werdend milt und zahm.“ Welche dornenvolle Untersuchungen hat nicht das Sein den Philosophen verursacht! Ist es Eines oder Vieles, Eins mit dem Denker oder verschieden von dem Nichts des Gedankens? Unnütze Fragen! Das Sein ist Eins mit dem Essen; Sein heisst Essen; was ist, isst und wird gegessen. Essen ist die subjektive, thätige, gegessen werden die objektive, leidende Form des Seins, aber Beides unzertrennlich. Erst im Essen erfüllt sich daher der hohle Begriff des Seins und offenbart sich die Unsinnigkeit der Frage: ob Sein und Nichtsein identisch, d. h. ob Essen und Hungern identisch ist? Was haben sich nicht die Philosophen mit der Frage gequält: was ist der Anfang der Philosophie? Ich oder Nicht-Ich, Bewusstsein oder Sein? O ihr Thoren, die ihr vor lauter Verwunderung über das Räthsel des Anfangs den Mund aufsperrt und doch nicht seht, dass der offene Mund der Eingang ins Innere der Natur ist, dass die Zähne schon längst die Nüsse geknackt haben, worüber ihr noch heute euch vergeblich den Kopf zerbrecht! Damit muss man anfangen zu denken, womit man anfängt zu existiren. Das Principium essendi ist auch das Principium cognoscendi. Der Anfang der Existenz ist aber die Ernährung; die Nahrung also der Anfang der Weisheit. Die erste Bedingung, dass du Etwas in dein Herz und deinen Kopf bringst, ist: dass du Etwas in deinen Magen bringst. „A Jove principium“ hiess es sonst, aber jetzt heisst es: „a ventre principium“. Die alte Welt stellte den Leib auf den Kopf, die neue setzt den Kopf auf den Leib; die alte Welt liess die Materie aus dem Geiste, die neue lässt den Geist aus der Materie entspringen. Die alte Weltordnung war eine phantastische und verkehrte, die neue ist eine natur- und eben desswegen eine vernunftgemässe. Die alte Philosophie begann mit dem Denken, sie „wusste nur die Geister zu vergnügen und liess darum die Menschen ohne Brod“, die neue beginnt mit Essen und Trinken; die alte Philosophie hatte daher nichts im Kopfe — „Sein und Nichts ist identisch“, das Nichts ist das Infinitum et indeterminatum negans, Dieu est opposé au néant —, denn wo Nichts im Magen, ist auch Nichts im Kopfe. Der Kopf ist das Vermögen,

zu schliessen, aber die Vordersätze, die Elemente zu diesen Schlüssen liegen in den Speisen und Getränken. Der Geist ist Licht, verzehrendes Feuer, aber der Brennstoff ist der Nahrungsstoff. Plenus venter non studet libenter, richtig; aber so lange der Bauch voll ist, so lange hat der Kopf auch Nichts vom Inhalte des Bauchs, Hirn werden die Speisen erst, wenn sie verdaut, wenn sie Blut geworden sind. Der plenus venter ist also ein alberner Einwand. Es bleibt dabei: der Nahrungsstoff ist Gedankenstoff.

Das Gehirn kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen. . . . An das phosphorhaltige Fett ist die Entstehung, folglich auch die Thätigkeit des Hirns geknüpft. . . . Ohne Phosphor kein Gedanke („Lehre der Nahrungsmittel", S. 115 fg.).

Wo hat je ein spekulativer Philosoph daran gedacht? Haben sie nicht alle das Denken aus sich selbst erklärt, den Geist zu einem selbständigen, stofflosen, von aller Materie abgesonderten Wesen gemacht? Haben sie nicht ihr Nichtwissen von den materiellen Grundlagen des Geistes in ein Nichtsein derselben verwandelt? Ist es nun ein Wunder, dass es noch so dunkel in der Welt aussieht, da selbst unsere grössten Denker keinen Phosphor im Kopfe hatten? Ist es ein Wunder, dass die unsinnigste Vorstellung, die Schöpfung aus Nichts sogar zu einem heiligen Glaubensartikel und zum „höchsten Problem der spekulativen Philosophie" wurde? Was heisst denn aber: Die Welt ist geschaffen aus Nichts! anders als: sie ist geschaffen ich weiss nicht woraus? Was heisst also, an eine Schöpfung oder überhaupt Entstehung aus Nichts glauben? Es heisst an die Heiligkeit und Göttlichkeit der Ignoranz glauben, es heisst die Ignoranz an die Spitze der Welt, der Religion und Wissenschaft stellen. Ein Beispiel hiervon haben wir eben an dem Ernährungsprozess. Dass die Speisen Fleisch und Blut werden, wusste man; aber wie? Das wusste man nicht. Wie löste man nun den Widerspruch zwischen dem bekannten Etwas und dem unbekannten Nichts oder dem Nichts der Unwissenheit? Man schrieb dem Leibe unter dem Namen der Lebenskraft ohne Weiteres die Kraft zu, die Speisen in Blut zu verwandeln, d. h. man dichtete dem Organismus, wenn auch nicht mit Worten, doch der That nach, eine aus Nichts schaffende Kraft an, um so die Wunder der christlichen Dogmatik in succum et sanguinem zu vertiren. Aber in der Wirklichkeit verhält es sich ganz anders. Hören wir wie. Ehe wir aber dieses Wie verstehen, müssen wir wissen, warum wir essen und was wir essen oder vielmehr uns aneignen. „Das

Leben ist Stoffwechsel“ (S. 66). Wir empfangen von der Aussenwelt Stoffe und geben sie wieder zurück, nur in anderer Gestalt, scheiden sie aus. Und je mehr oder weniger wir von uns geben, desto mehr oder weniger müssen wir auch zu uns nehmen. Leider ist aber nicht mit der verminderten Aufnahme von Nahrungsmitteln auch eine verhältnissmässige Abnahme der Ausscheidungen verbunden. Wenn wir Nichts zu verzehren haben, verzehren wir uns selbst. Es heisst (S. 62):

Auch wenn wir uns aller Speise und alles Tranks enthalten, hauchen wir Kohlensäure und Wasser aus, die Ausleerungen von Harn und Koth erfolgen nach wie vor, die Haare wachsen, die Nägel verlängern sich, und Schweiss und Schleim entziehen dem Körper von Stunde zu Stunde seine wesentlichsten Bestandtheile. Und wenn die Enthaltsamkeit fortdauert, dann verräth sie sich nur zu bald durch eine beträchtliche Abnahme des Gewichts unseres Körpers.

Ferner S. 63:

Wenn der Ersatz aufhört, während die Ausgaben fortdauern, dann ändert sich alsbald die Zusammensetzung der Gewebe, und das Blut, das nicht nur für die Gewebe, sondern auch für sich selbst einkauft, macht in einigen Tagen oder, wenn es hoch kommt, in wenigen Wochen Bankrott. Denn der Sauerstoff, den wir einathmen, zehrt vom Blut, dessen Einnahmen stocken.

Und S. 49:

Allen Stoffen unseres Körpers wird nämlich Sauerstoff der Luft zugeführt, den wir unablässig einathmen. Kein Stoff aber greift mächtiger als der Sauerstoff in das Werden und Vergehen der organischen Verbindungen ein. Vor der anhaltenden Wirkung des Sauerstoffs hat keine organische Verbindung unsers Körpers Bestand.

Am ersten schwinden unter dem verzehrenden Einfluss des Sauerstoffs die Fette, dann die Muskeln, das Herz, Milz und Leber, am spätesten die Nerven und das Hirn — eine merkwürdige Erscheinung, da sie aus den wandelbarsten Stoffen unsers Körpers, aus Fett und Eiweiss bestehen, eine bis jetzt noch unerklärte Erscheinung, die aber trotzdem das späte Absterben der geistigen Thätigkeit erklärt. Doch die Folgen des Hungerns oder Fastens erstrecken sich noch weiter. Wo die Menge und Mischung des Stoffs, verändert sich auch die Form der Verrichtung.

Denn ein gemeinsames Band hält Stoff und Form und Verrichtung umschlungen . . . Der leichtere Muskel, dessen Fett und

Eiweiss geschwunden ist, erscheint als welkes Fleisch, das sich langsam zusammenzieht. Das Herz ist träge, die Zahl der Pulse in der Minute beträchtlich vermindert... Kleine Reize haben grosse Wirkung. Das Licht thut wehe, ein stärkerer Schall wird unerträglich, eine Berührung erweckt Zorn... In schlafloser Nacht quält den Hungernden die Gier, der mächtige Hebel so vieler Leidenschaften. Wer zu Aas und Leichen, zum Fleisch seiner Freunde oder zu seinem eigenen Körper greift, der beweist mehr als die Einbildungskraft der Dichter sich vorstellen kann . . . Von keinem Triebe wird die Macht des Geistes trauriger besiegt. Der Hunger verödet Kopf und Herz . . . Der Hungernde fühlt jeden Druck mit Zentnerschwere, darum hat der Hunger mehr Empörungen verursacht als der Ehrgeiz unzufriedener Köpfe . . . Kalt und starr, die Muskeln zuckend in gelähmten Gliedern, seufzend, mit trübem Auge, abgestumpfter Empfindung, bethörtem Urtheil kämpft der Gepeinigte den Todeskampf, dem häufig eine Ohnmacht sein Ziel steckt, bisweilen aber rasendes Irrereden vorausgeht. (S. 66–68.)

Dies das Gemälde von den schrecklichen Folgen des unbefriedigten Hungers, Dies der Grund des Nahrungsbedürfnisses, Dies auch der Grund, warum die neue Weltweisheit nicht mehr das Nichts im Kopfe, sondern das Nichts im Magen — ein sehr reelles, weil empfindliches Nichts — zu ihrem und der Welt Prinzip macht.

Wenden wir uns nun zu den appetitlichen Gegenständen, womit wir unsern Hunger stillen. Die Natur hat reichlich für uns gesorgt. Alle drei Reiche der Natur liefern uns Nahrungsmittel oder vielmehr Nahrungsstoffe, wie der Verfasser die Bestandtheile derselben nennt. Dieselben bestehen nämlich: 1) aus anorganischen, 2) organischen stickstofffreien und 3) organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen. Die chemischen Grundstoffe oder Elemente der Nahrungsstoffe aber sind — wenigstens die wichtigeren —: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Silicium, Eisen, Mangan, Fluor, Chlor, welche zehn Grundstoffe vorzugsweise dem Mineralreiche angehören; ferner: Phosphor, Schwefel, Sauerstoff, welche ungefähr gleich oft in der organischen und unorganischen Welt vorkommen; endlich: Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, welche in allen lebenden Wesen vorkommen, während sie in sehr vielen Mineralien fehlen, und daher im engern Sinne als organische Elemente bezeichnet werden können. Die anorganischen Nahrungsstoffe sind näher: Chlornatrium, welches unser Koch- oder Steinsalz ist, Chlorkalium, eine dem Kochsalz sehr ähnliche Verbindung, ferner

Salze der Alkalien d. h. Salze im chemischen Sinne, Verbindungen von Säuren: hier die Schwefelsäure, Kohlensäure und Phosphorsäure, mit Basen: hier den Alkalien, nämlich dem Kali und Natron; dann Erdsalze, z. B. schwefelsaurer Kalk, schwefelsaure Thonerde; endlich ein Metallsalz, das phosphorsaure Eisenoxyd.

Die organischen stickstofffreien Nahrungsstoffe, Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, sind theils Stoffe die sich in Fett verwandeln können, und die desshalb der Verfasser Fettbildner nennt, theils schon gebildete Fette. Die wichtigsten Fettbildner sind das Amylum oder Stärkemehl (wie z. B. die Kartoffelstärke, aus der man den Kleister macht), das Gummi (das in sehr vielen Pflanzen vorkommt, aus manchen von selbst ausfliesst, und an dem arabischen Gummi sein Musterbild hat), und der Zucker, allgemein bekannt, aber auch als Rohrzucker, was wir hier sogleich bemerken, mit Unrecht allgemein verschrieen, als ob er die Zähne verderbe, da er vielmehr die Bildung der Knochen und Zähne fördert. Die Fette sind: der Oelstoff (Olein oder Elain genannt), der am schwersten in der Kälte erstarrende Hauptbestandtheil aller Oele; das Perlmutterfett, ein leicht erstarrendes Fett, das man in perlmutterglänzenden Krystallen erhalten kann, daher sein Name; der Talgstoff oder das Stearin, das festeste aller Fette, hauptsächlich in Hammel- und Ochsenfett vorkommend.

Die organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe bestehen aus mehr Elementen als die ebengenannten, nämlich aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel und meistens auch noch aus Phosphor. Von diesen kommen hier blos die eiweissartigen Körper in Betracht, also genannt wegen der Aehnlichkeit ihrer Eigenschaften und der Uebereinstimmung in ihrer Zusammensetzung mit dem Hühnereiweiss, keineswegs aber nur, wie der Name den Laien glauben machen könnte, auf die thierische Welt beschränkt, sondern auch in der Pflanzenwelt enthalten unter dem Namen: (lösliches und geronnenes) Pflanzeneiweiss, das sich in sehr vielen Pflanzensamen zeigt, und in allen in der Hitze gerinnenden Pflanzensäften, Pflanzenleim, der sich besonders in den Getreidesamen findet und Kleber (Gluten) heisst, weil er, so lange er feucht, ein klebriger Stoff ist, und Legumin oder (nach des Verfassers Ausdruck) Erbsenstoff, welcher in allen Hülsenfrüchten als Bohnen, Erbsen, Linsen zu Hause ist, und den wichtigsten Nahrungsstoff derselben ausmacht.

Das sind also die Stoffe, die in den Nahrungsmitteln von uns

aufgenommen werden. Wie ist es nun aber möglich, dass sie Blut werden?*) Diese Frage beantwortet sich, wenn wir wissen was Blut ist, und woraus es besteht.

Das Blut ist eine alkalische Flüssigkeit, eine Lösung von Salzen, eiweissartigen Körpern, Fett und Seifen, d. h. Verbindungen der obengenannten Fette mit den Alkalien. Tausend Theile Menschenblut enthalten zwei Theile Faserstoff (ein eiweissartiger Körper, dessen Eigenschaft ist dass er gerinnt, sowie das Blut dem lebenden Körper entzogen wird), 131 Theile sogenannte Blutkörperchen (welche als Bläschen mit rothem Inhalt und weisse körnige Körperchen im Blute herumschwimmen, und in farbige, den Blutfarbestoff enthaltende und farblose Blutkörperchen unterschieden werden, welche beide aber eiweissartige Körper sind), 71 Theile Eiweiss (im engern Sinne), fünf Theile Chlorverbindungen und Salze, worunter das Kochsalz das Uebergewicht hat, zwei Theile Fett, 789 Theile Wasser. Die Speisen werden also zu Blut, weil sie aus denselben Bestandtheilen als das Blut bestehen, weil im Blut nichts Anderes ist als was in den Speisen, und umgekehrt.**)

Dies gilt aber nur absolut oder abstrakt gesprochen. In der Wirklichkeit sind die Speisen, sehr undelikat und inhuman, mit nicht oder höchst schwer assimilirbaren Stoffen vermengt, wie es der Zellstoff der pflanzlichen, die elastische Faser der thierischen Speisen ist, ihre Bestandtheile entweder zwar nicht verschieden von den Bestandtheilen des Bluts, aber doch in einer solchen Form und Verbindung, in welcher sie nicht assimilirbar sind, und daher erst aufgelöst werden müssen, oder verschieden von denselben, in welchem Falle sie nicht nur erst gelöst werden, sondern auch eine Reihe von Vermittelungen und Verwandlungen durchlaufen müssen, ehe sie den Bestandtheilen des Bluts gleichgemacht, und folglich Blut werden können. So wird z. B. das Stärkemehl durch die Einwirkung des Mundspeichels und Bauchspeichels zuerst in Gummi verwandelt, der Gummi in Zucker, der Zucker aber durch die Galle in Milchsäure, die Milchsäure in Buttersäure, welche das erste Glied in der Reihe der thierischen Fette ist. Hierauf eben beruht der

*) Ich beschränke mich hier blos auf die Blutbildung, obgleich die Ernährung im engern Sinne erst nach derselben beginnt. Aber aus dem Blut entsteht ja Alles. Haben wir Blut im Leibe, so fehlt uns Nichts mehr. Gib mir einen Blutstropfen und ich schaffe Menschen. F.

**) Der Satz der alten Philosophen: „Simile simili nutriri, nos ilis aliquibus constamus“, ist demnach ganz richtig. F.

Verdauungsprozess und die Verschiedenheit der Speisen oder Nahrungsmittel hinsichtlich ihrer Löslichkeit, Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit. So heisst es S. 81:

Je leichter die Nahrungsstoffe in den Verdauungsflüssigkeiten gelöst und in Blutbestandtheile umgewandelt werden können, um so grösser ist ihre Verdaulichkeit, denn die Verdauung besteht nicht nur in der Auflösung, sondern in der Umwandlung in die wesentlichen Stoffe des Bluts. Beide Bedingungen sind gleichwichtig. Wenn also zwei Stoffe mit gleicher Leichtigkeit gelöst werden, dann wird derjenige der verdaulichere sein, der mit irgend einem Bestandtheile des Bluts die grössere Aehnlichkeit hat. Ist aber bei zwei Nahrungsstoffen die Uebereinstimmung mit Bestandtheilen des Bluts gleich gross, dann ist der löslichere der verdaulichere.

Ferner S. 83:

Unter den Nahrungsmitteln sind diejenigen am verdaulichsten, welche am meisten leicht löslich und leicht in Blutstoff übergehende Nahrungsstoffe enthalten . . . Nur was als wesentlicher Bestandtheil in das Blut übergeht, ist überhaupt als Nahrungsstoff zu betrachten, darum ein Nahrungsmittel um so nahrhafter, je verdaulicher es ist.

Und S. 76:

In der Sprache des Volks heisst jeder Stoff ein Nahrungsmittel, der Hunger und Durst zu stillen vermag. Die wissenschaftliche Bestimmung des Begriffs der Nahrungsmittel ergibt sich aus der Ursache jener Empfindung. Was dem Blute seine verlorengegangenen wesentlichen Bestandtheile ersetzt, und vom Blute aus den Kreislauf durch die Gewebe beginnt, das ist im weitesten Sinne als Nahrungsmittel zu betrachten. Nahrungsmittel, die dem Blute die Chlorverbindungen und Salze, Fett und Eiweiss wiederersetzen, stillen den Hunger. Der Durst wird gelöscht, wenn dem Blut das fehlende Wasser wieder zugeführt wird.

Nur die Nahrungsmittel, welche aus allen dreien oben angegebenen Gruppen Nahrungsstoffe enthalten, sind daher geeignet, das menschliche Leben in der normalen, gesetzmässigen, dem menschlichen Blut und Wesen gemässen Weise zu erhalten. Wir sehen hieraus, in welchem grässlichen, das menschliche Blut empörenden Widerspruch mit der Ordnung der Natur unsere angebliche sittliche Welt- oder Staatsordnung steht. Die Natur hat verordnet, dass der Mensch stickstoffhaltige Körper verzehre, denn der Stickstoff ist ein wesentlicher Bestandtheil des Bluts, aber die Staats-

ordnung verdammt Unzählige zu Nahrungsmitteln, die dieses wesentlichen Blutstoffs entbehren. Ein solches unmenschliches und naturwidriges Nahrungsmittel ist vor Allem die Kartoffel, wenn sie, wie es bei ärmern Volksklassen der Fall, das einzige oder doch hauptsächliche Nahrungsmittel ist. In seiner gerechten Indignation ruft der Verfasser aus (S. 124 fg.):

Was soll man von einem Nahrungsmittel halten, in dem Eiweiss und Fettbildner gerade im umgekehrten Verhältnisse von den Eiweisskörpern und dem Fett des Bluts vorhanden sind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiss versorgt, so kann es den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft, dem Gehirn weder Eiweiss noch phosphorhaltiges Fett zuführen . . . Träges Kartoffelblut, soll es den Muskeln Kraft zur Arbeit, dem Hirn den belebenden Schwung der Hoffnung ertheilen? Armes Irland! Du kannst nicht siegen in dem Kampfe gegen den stolzen Nachbar, dessen üppige Heerden die Macht seiner Söldner erzeugen! Du kannst nicht siegen, denn deine Nahrung kann nur ohnmächtige Verzweiflung, nicht Begeisterung erwecken, und nur Begeisterung vermag es den Riesen abzuwehren, dem mit reichem Blute Thatkraft durch die Adern rollt.

Wir sehen zugleich hieraus, von welcher wichtigen ethischen sowohl als politischen Bedeutung die Lehre von den Nahrungsmitteln für das Volk ist. Die Speisen werden zu Blut, das Blut zu Herz und Hirn, zu Gedanken und Gesinnungsstoff. Menschliche Kost ist die Grundlage menschlicher Bildung und Gesinnung. Wollt ihr das Volk bessern, so gebt ihm statt Deklamationen gegen die Sünde bessere Speisen. Der Mensch ist was er isst. Wer nur Pflanzenkost geniesst, ist auch nur ein vegetirendes Wesen, hat keine Thatkraft. (S. 101):

Wer kennt nicht die Vorzüge des englischen Arbeiters, den sein Roastbeef kräftigt,. vor dem italienischen Lazzarone, dessen vorherrschende Pflanzenkost einen grossen Theil seines Hanges zur Faulheit erklärt.

S. 119:

Bei ausschliesslichem Genuss von Kräutern wird nicht nur die Muskel kraftlos, sondern auch dem Gehirn wird wenig Stoff zugeführt. Daher ein unentschlossener Wille und feiges Aufgeben der Selbständigkeit bei den Hindus und andern Tropenbewohnern, die sich fast nur von Gemüsepflanzen ernähren.

Daher auch bei uns der Sieg der Reaktion, der schmähliche

Verlauf und Ausgang unserer sogenannten Märzrevolution, denn auch bei uns besteht der grösste Theil des Volks nur durch und aus Kartoffelstopfern. Sollen wir aber desswegen verzweifeln? Gibt es keinen Stoff, der die Kartoffel auch bei der ärmern Volksklasse ersetzen, der zugleich dem Volk männliche Gesinnung und Thatkraft einflössen kann? Ja! es gibt einen solchen Stoff, einen Stoff also, der der Bürge einer bessern Zukunft ist, den Keim zu einer neuen, wenn auch langsamen und allmähligen, aber um so solidern Revolution enthält: es ist der Erbsenstoff. Er zeichnet sich durch seinen Reichthum an Phosphor aus, das Gehirn aber kann, wie wir bereits wissen, ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen; er ist überdem ein eiweissartiger Körper, und zwar ein solcher der nicht nur den Klebergehalt des Brodes, sondern auch den im Fleisch enthaltenen Faserstoff bedeutend übertrifft. — Indess ist es nicht genug, dass wir unter dem Volk, welches ja längst vor der Entdeckung der thierisch-vegetabilischen Substanz der Hülsenfrüchte aus der Empfindung die Wichtigkeit derselben, besonders der Linsen erkannt hat, Propaganda für den Erbsenstoff machen, um durch die Salze und phosphorsauren Alkalien, die in den Hülsenfrüchten in so reichlicher Menge enthalten sind, das faule Kartoffelblut des deutschen Volks wieder in Bewegung zu setzen. Auch wir, die wir unverdienterweise so glücklich sind, nicht allein von Kartoffeln zu leben, müssen die Lehre der Nahrungsmittel zu unserer Richtschnur nehmen, wenn wir einen guten Grund zu einer neuen Revolution legen wollen. Die Diät ist die Basis der Weisheit und Tugend, der männlichen, muskelkräftigen, nervenstarken Tugend; aber ohne Weisheit und Tugend gedeiht keine Revolution. Lassen wir uns daher vor Allem durch die Politik, so niederschlagend und ekelerregend sie auch jetzt ist, nicht den Appetit zum Essen und Trinken verderben, aber mässigen wir den Genuss durch die Kenntniss der Nahrungsstoffe, wie sie uns hier der Verfasser mittheilt, wenngleich uns die Empfindung von ihren Wirkungen längst gesagt hat, was uns die Chemie lehrt. Aber die Aufgabe des Menschen ist eben, den Grund der Empfindung zu entdecken, den Gegenstand der Empfindung zu einem Gegenstand des Wissens zu erheben. Nicht mit Gebet, mit Erkenntniss zu geniessen, ist menschlich. Doch wir können dem Verfasser nicht bis in seine Diätetik und Zergliederung der einzelnen Speisen, Getränke und Gewürze hineinfolgen, empfehlen aber jedem Gelehrten, dem der Mensch mehr ist als das Buch, jedem Künstler, jedem Handwerker, jedem Lehrer,

jedem Vater, jeder Hausfrau dieses Buch als ein unentbehrliches, als ein Buch, welches alle die Bedingungen erfüllt, welche zu einer gesunden, ihrem Begriffe entsprechenden, sowohl leiblichen als geistigen Nahrung erfordert worden.

Zur „Theogonie“.

Ein- und Vielgötterei.

Den Polytheismus aus dem Monotheismus ableiten, ist eben so viel, als wenn man den Menschen vom Abstrakten zum Konkreten, von dem Begriffe der Blume zu der Vorstellung der vielen Blumen kommen lassen wollte. Wenn der Mensch sein Land für die Erde, seinen Berg für den einzigen oder höchsten Berg, den Berg der Berge, seinen Fluss für das Urwasser halten kann, so kann er auch einen Gegenstand der Natur, etwa die Sonne, ausschliesslich als das Factotum der Welt betrachten, so von dem Eindruck derselben, der Macht derselben eingenommen sein, dass alles Andere daneben nichts ist, dass er nur diesem Einen seine Opfer, Gebete und sonstigen Huldigungen darbringt. Aber dieser Monotheismus fällt selbst in das Gebiet des Polytheismus, weil dieser Eine Gott nur Einer neben anderen ist, dem daher andere Wesen, wenn der Mensch zur Einsicht kommt, dass auch sie ein gewichtiges Wort mit drein reden, dass jener Eine nicht Alles thue, sich beigesellen können.

Der eigentliche Monotheismus setzt den Polytheismus voraus. Historisch selbst sehen wir dieses an den Hebräern, den Christen, den Muhamedanern, welche zuerst den Polytheismus hatten, und diesem dann den Monotheismus entgegensetzten. Die Hebräer sind nur desshalb so oft vom Monotheismus abgefallen, weil sie ursprünglich Polytheisten waren, und der Mensch immer zu dem Alten zurückkehrt, wenn er zu etwas Anderem, Neuem herangezogen wird. Wäre dagegen der Monotheismus das Ursprüngliche, so würde der Mensch vom Polytheismns in den Monotheismus zurückgefallen sein; denn das Recht der Antiquität, das Recht der Erstgeburt geht über Alles, namentlich in der alten Welt. Es gibt keine Abfälle, die nicht Rückfälle sind — ausser freilich in der Theologie, in der Alles möglich ist, die die Welt aus Nichts macht, und nun natürlich auch einen Abfall aus Nichts zu Nichts. — Der Mensch fällt ab vom Angelernten zum Angebornen, vom Neuen zum Alten. Wenn der Mensch vom Alten zum Neuen übergeht, so geschieht es nur,

weil jenes sich abgelebt, weil es keine Macht mehr über den Menschen hat; sein Abfall ist nur Rückkehr zu einer seiner Natur entsprechenden Vorstellung. Am deutlichsten sehen wir aus der Polemik der Kirchenväter gegen die Heiden, wie sich der Monotheismus mit Nothwendigkeit aus dem Polytheismus ergibt, in Folge derselben Gesetze der Logik, mit denen sich aus irgend einer Menge gleichartiger Individuen der Begriff der Gattung bildet......

Wo der Mensch viele Wünsche hat, nur in der Befriedigung dieser Vielheit sein Glück findet, wenn er gleich diese vielen Wünsche einem obersten Wunsche unterordnet, da hat er auch viele Götter, wenn gleich mit einem Oberhaupte. Wo dagegen der Mensch nur Einen Wunsch hat, und diesem Einen die vielen Wünsche des menschlichen Wesens nicht nur unterordnet, sondern auch aufopfert, da verwirklicht er diesen absolut monarchischen Wunsch auch in einem absolut monarchischen, monotheistischen Wesen.

„Der Glaube an höhere über der Natur stehende, oder in den Kräften derselben hausende und sie nach Willkür lenkende Wesen wurzelt in der Tiefe des menschlichen Gemüths.“

Ja wohl! aber diese höheren, über der Natur stehenden Wesen sind nur und gar nichts anderes als die Wünsche.

Je grösser die Gefahr, je dringender die Noth, desto stärker, desto konzentrirter der Wunsch. In der Todesgefahr hat der Mensch nur noch den einzigen höchsten Wunsch, sein splitternacktes Leben zu retten, „das reine Sein“ der Philosophen. Deus nudus est, sagt Seneca, ein nacktes Wesen, beraubt des sinnverblendenden Schmuckes und Embonpoints der materiellen Wesen.

Trotz ihrer Vielgötterei rufen die Chinesen doch in grossen Gefahren: Lao — Tien-Sche (O grosser Herr, hilf uns!). Revue de l'Orient, Ausland, August 1844.

Leibnitz und die Wünsche.

Was Leibnitz von dem metaphysischen Gott sagt, dass er gleichsam der Ort der Ideen sei, die Grundlage, das Subjekt, in dem die metaphysischen Begriffe oder Möglichkeiten, die ausserdem nur Einbildungen wären, Existenz haben, realisentur, dasselbe gilt von dem physischen oder lebendigen Gott, dem Gott der menschlichen Wünsche und Begierden. Die Götter sind die Repositorien, die Sammelorte, die Ruhesitze der menschlichen Wünsche, die ausserdem von jedem Windhauch des Zufalls verweht, und in alle

vier Weltgegenden zerstreut, spurlos verschwinden würden. Die Zauberin setzt Himmel und Hölle in Bewegung, greift zu den schauerlichsten Mitteln der Verzweiflung, um das treulose Herz ihres Geliebten zu durchbohren oder wieder an sich zu fesseln. Die Thörin! sie will eine Wirkung ohne die Ursache, eine Folge ohne ihr Prinzip, eine Frucht, aber ohne die Fruchtbäume. Wie ganz anders macht es die Venusgläubige, die sich in ihrer Noth an ein Wesen wendet, das alle Herzen in Händen hat, alle Schmerzen der Liebe mit Leichtigkeit heilen kann und wirklich heilt, wenn sie nur will, an ein Wesen, das die „prästabilirte Harmonie“ der Geschlechter in Person, das von Natur schon der erfüllte Wunsch der Liebe ist, und daher auch jedem Liebeskranken die Erfüllung seiner Wünsche verspricht und verbürgt.

Das Herz — ein Polytheist.

Das menschliche Herz ist ein Polytheist, es hat unendlich viele Wünsche und folglich unendlich viele Götter. Aber wie viele Wünsche, so viele Flüche; wie viele Götter, so viele Teufel; wie viele Vivats, so viele, oder eigentlich noch mehr Pereats. „Diese sollen stehen auf dem Berge Grisim, zu segnen das Volk. Und diese sollen stehen auf dem Berge Ebal zu fluchen.“ 5. Mose 27, 12. 13.

Der Eid.

Der Eid ist eine geistliche Tortur, denn ich will durch die Furcht vor dem Uebel, die ich ihm drohe oder anhexe, wenn er falsch schwört, dem Eidleister eine Wahrheit oder Leistung abzwingen; ich will sein von mir unabhängiges Wissen und Handeln in den Kreis meines Wissens und Handelns hineinzaubern. Was die Zauberei, die Magie, der Natur gegenüber, das ist der Eid dem Menschen gegenüber. Durch die Zauberei macht der Mensch nothwendige Handlungen oder Wirkungen zu willkürlichen, freien; durch den Eid freie Handlungen zu nothwendigen. Durch die Magie will der Mensch die Gesetze, durch den Eid die Freiheit, die Ungesetzlichkeit der Natur aufheben.

Unsterbliche Schatten.

Ein Neuseeländer antwortete auf die Frage: was er unter einem Atua verstehe, — einen unsterblichen Schatten. Ein anderer,

ein alter Häuptling, stellte einem Missionär gegenüber die originelle, kühne Behauptung auf, dass „der Gott des Donners in seiner Stirn sitze.“ (Die Neuseeländer. Nach dem Englischen, Leipz. 1833.) So sind aber die Götter, weil hier ein Wunsch nach Glück nur die unbegränzte Furcht vor Unglück, der wirkliche Wunsch nur ein flüchtiges Tagesgeschöpf ist, das über den Genuss eines Bratens sich selbst vergisst, nicht an die Zukunft denkt und erst wieder mit dem Nagen des Hungers zum Selbstbewusstsein erwacht.

Spinoza's Liebe zu Gott.

Wenn Spinoza von dem höchsten Wesen seiner Philosophie, das er missbräuchlich „Gott“ nennt, sagt, dass der Mensch es liebe, aber nicht von ihm wieder geliebt werde, so ist diese Liebe ohne Gegenliebe eine unglückliche, aber gleichwohl die Unumgänglichkeit und Wahrheit der Selbstliebe darin bestätigt, dass dieses Wesen, welches in den Augen Anderer ein schaudererregendes Unwesen ist, in seinen Augen ein liebenswerthes ist, weil ein seinem Verstande und Wesen entsprechendes, Spinoza also in seinem Gotte wenigstens sich selbst liebt, wenn er auch nicht von ihm geliebt wird — freilich eine trostlose Einseitigkeit, die nicht verfehlen konnte, die Selbstliebe des Menschen auf's heftigste gegen den spinozistischen Gott zu empören. Die vollkommene, die erfüllte, glückliche Selbstliebe ist die Liebe zu einem Wesen, von dem man wieder geliebt wird. Will man daher die Selbstliebe verwerfen, so muss man auch die Gegenliebe und überhaupt die Nächstenliebe verwerfen, und wie Nero den Menschen sammt und sonders nur einen Kopf wünschen, um mit einem gelungenen Streiche für immer der Selbstliebe den Garaus zu machen.

Platon und das Christenthum.

Sehr lehrreich ist, wie Plato im 10. Buch der „Gesetze“ verfährt, um gegen die Atheisten und Materialisten seiner Zeit die Götter zu vertheidigen. Er zeigt diesen Philosophen, wenn man anders Menschen dieses Gelichters mit dem Namen Philosophen beehren will, die Unwissenheit in Betreff der Seele und ihrer Eigenschaften. Sie haben nicht eingesehen, dass die Seele ihrem Ursprunge nach eines der ersten Wesen, dass sie vor den Körpern existirt; wenn aber diese dem Körper vorangeht, muss nicht Alles,

was mit der Seele verwandt ist, früher sein, als das Körperliche? Folglich muss die Meinung und die Voraussicht und die Erkenntniss und die Kunst und das Gesetz vorher existirt haben, und die ersten Operationen und Werke gehören der Kunst. Die Produktionen der Natur und diese selbst sind also später und untergeordnet der Kunst und Intelligenz. Der Unterschied zwischen dem Platonismus und dem Christenthum ist nur, dass was dort Sache der Spekulation, der Auseinandersetzung, hier Sache des Glaubens, d. h. zweifelloser, unbedenklicher Gewissheit, dass was dort genetisch der Philosoph aus sich und seiner Seele herausspinnt, daher nur als Gedanke erscheint, in der Religion und Theologie unmittelbar als ein existirendes, ausgemachtes, absolutes Wesen, welches eben Gott heisst, vorausgesetzt ist; dass das, was bei dem Philosophen, weil ein im Gegensatz gegen den Materialismus ausgesprochener Gedanke, als eine bestreit- und bezweifelbare Meinung erscheint, hier diesen Schein verliert, weil dieser Gegensatz gar nicht vorhanden ist.

Spiritualismus und Sensualismus.*)

System der Rechtsphilosophie von Ludwig Knapp. Erlangen 1857.

Der gegenwärtige Streit zwischen dem Spiritualismus und Materialismus wird aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtet, wenn man sie sich als absolute Gegensätze vorstellt. Der Materialismus ist so alt und weit verbreitet, als die Menschheit, so einleuchtend, wie das Licht, so nothwendig, wie Wasser und Brod, so unentbehrlich, so zudringlich und unabweisbar, wie die Luft. Der Spiritualismus ist nichts andres, als der spiritualistische Materialismus. „Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist der Menschen, ein anderes des Viehes. Und es sind himmlische Körper und irdische Körper.“ Aber gleichwohl ist alles Fleisch, wenn auch nicht einerlei Fleisch, doch immerhin Fleisch, und aller Körper, auch der himmlische, der Gattung nach eben so gut Körper, als der irdische. Nicht ist also aller Materialismus einerlei Materialismus, sondern ein anderer der, welcher den Geist oder die Seele als ein von dem Körper — versteht sich dem Körper, wie er auf diesem Standpunkte bekannt ist und vorgestellt wird — unterschiedenes, ein anderer der, welcher die Seele als ein mit dem

*) „Jahrhundert“, 2. Semester 1858, Nr. 26, S. 410—412.

Körper identisches Wesen betrachtet; aber gleichwohl ist die Seele, welche sich im Leben logisch vom Leibe unterscheidet, um sich im Tode förmlich, d. i. leiblich von ihm zu trennen und in himmlische Regionen emporzuschwingen, auch ein materialistisches, nur phantastisch materialistisches Wesen. Selbst der philosophische Geist der Modernen, wie der Geist des Cartesius, welcher sein Wesen nur in's Denken setzt, ist ein solches phantastisch und versteckt materielles Wesen, da er, obzwar ein dem Gedanken nach vom Leibe unterschiedenes und unabhängiges, doch zugleich der Erfahrung nach ein „mit dem Leibe innig verbundenes, ja gleichsam vermischtes" Wesen ist; denn wer kann mit dem Leibe verbinden, was nicht leiblichen oder doch „gleichsam" leiblichen Wesens ist; wer in Zusammenhang bringen, was nicht an und für sich seiner Natur nach zusammengehört; wer Ungereimtes zusammenreimen, wenn nicht anders die Verbindung von Leib und Seele, Körper und Geist ein Ausdruck der reinsten Verrücktheit, ja Tollheit sein soll? Der gegenwärtige Kampf zwischen Spiritualismus und Materialismus ist daher nur der Kampf zwischen dem alten und neuen, d. h. dem himmlischen und dem irdischen, dem phantastischen und dem realistischen, dem gemüthlichen und dem gesetzlichen, dem willkürlichen und dem konsequenten, dem versteckten und dem offenen, dem unwissenden und dem bewussten, wissenschaftlichen Materialismus. Es ist hier nicht der Ort, diese paradoxe Behauptung allseitig durchzuführen; es werde daher nur ein flüchtiger Blick in das Gebiet geworfen, dem die vorstehende Schrift angehört.

Der Verfasser derselben gründet das Recht, und zwar in allem Ernste und mit schonungsloser Strenge, auf „den naturwissenschaftlichen Materialismus".

Das Recht, das heilige, hochgeborne, allerdurchlauchtigste Recht auf den pöbelhaften Materialismus gründen — welche Verrücktheit und zugleich welche Frivolität! O ihr Herren und Damen von Gottes Gnaden, ihr geistliche und weltliche Herren sammt und sonders, ja selbst auch ihr Handels-, Bürger- und Bauersleute — denn auch ihr habt ja einige, wenn auch nicht wohlgeborne, doch wohlerworbene Rechte — seht, wie hier eure Rechte in den Koth getreten werden; aber seht: das ist das saubere Resultat, das die reifste, aber gottlob auch letzte Frucht des modernen Materialismus, denn jetzt hat er den äussersten Grad des Frevels und Unsinns erreicht. Dass er uns Gott und unsere unsterbliche Seele nimmt, das kann man sich wohl noch gefallen lassen; ohne Gott

und Seele kann man in diesem zeitlichen Leben auskommen; wir brauchen sie ja so nur als Bürgschaft für ein zukünftiges Leben. Ueberdies sind beide ungewiss, wenigstens bestreitbar; aber wer uns unser einzig Gewisses und Unbestreitbares, unser Jus certum nimmt, unser allertheuerstes, herzallerliebstes Recht an die profane Materie entäussert, der nimmt uns unsere Existenz selbst. Fort also mit dem Frevler an den Galgen oder doch wenigstens an den Pranger!

Mit solchem Zeter-Mordio-Geschrei verkündete ein Artikel der löblichen Augsburger Allgemeinen Zeitung die Erscheinung dieser Schrift und zeigte zugleich als Corpus delicti zur Rechtfertigung dieses Geschreis ein Paar aus der Mitte herausgerissene, krassklingende Stellen dem entsetzten Publikum vor. Die Hauptstelle war diese: „Die sittlich zwingenden Affekte bilden das Gewissen, die sittlich zwingenden Handlungen bilden den Rechtszwang, der, gattungsmässig gegliedert, als Staatsgewalt erscheint. Anstatt also das Gewissen als unsichtbares Klopfgespenst, und den Staat unter irgend einem Ideale anzuschauen — wie sie sich von dem Bienenkorb bis zu dem Gottesreich stufen — oder, anmasslich nichtssagend, ihn mit der naturwissenschaftlich als Erklärungsgrund längst abgelegten Redensart des Organismus abzuthun, fassen wir beide Begriffe an den wirkenden leiblichen Gebilden ihrer konkreten Träger und Produzenten an und suchen das Gewissen unter den Leistungen der unbewussten und den Staat unter denen der bewussten Muskelerregungen auf. Ja, da es uns erlaubt sein muss, einen spiritualistisch-phantastisch so vielbeleckten Gegenstand mit den schroffsten Ausdrücken der sinnlichen Erkenntniss zu überstacheln, so dürfen wir sagen, dass die glatten, blassen, weichen, aus strukturlosen Fasern zusammengesetzten und die das Herz bildenden Muskeln des vegetativen Systems, indem sie vorherrschend den Affekten dienen (S. 42), vorherrschend die Moral, — und dass die quergestreiften, rothen, in Primitivbündel gefaserten Muskeln des animalen Systems, indem nur sie die Handlungen vermitteln und auch, im Gegensatz der ersten, allein zu Gerichtsfolge, Landsturm u. dgl. verknüpfbar sind, das Recht vollziehen.“ (S. 156.) Welch' ein querköpfiger rother Materialismus? Wer hat je so was gehört oder gelesen? Was bedarf es mehr als diese eine Stelle, um den Schuft ohne Weiteres dem Henker zu übergeben?

Gleichwohl hat schon im siebenzehnten Jahrhundert — habt Respekt! — ein Comes palat. caes. und Professor primarius et

ordinarius, Herr S. Strykins eine lateinische Schrift von dem Rechte der Sinne, de jure sensuum geschrieben, worin er Alles, was sich im Kriminal- und Zivilrecht über die Sinne zerstreut und gelegentlich vorfindet, zusammenstellt und erläutert, zuerst die juristische Bedeutung der Sinne im Allgemeinen bespricht, hier die Nothwendigkeit der sinnlichen Erkenntniss, die necessitatem Scientiae Sensualis besonders für den Richter hervorhebt, dann die Rechte der einzelnen Sinne, des Auges, des Gehörs, des Getastes, des Geschmacks, des Geruchs abhandelt. Was bedeutet aber das „Recht der Sinne", der „leiblichen Sinne", wie es in einer Notariats-Verordnung des Kaisers Maximilian heisst, anders, als die Sinnlichkeit und Leiblichkeit des Rechtes? Wenn z. B. der Geschmack und Geruch vor Gericht die Aechtheit oder Unächtheit, die Identität oder Verschiedenheit eines Weines, eines Balsams oder sonst eines kostbaren Stoffes bezeugen und so den Streit zwischen Mein und Dein entscheiden, was sagen sie anders aus, als dass es nicht nur überhaupt dingliche, sondern selbst auch schmeck- und riechbare Rechte gibt? Ist aber nicht damit zugleich ausgesprochen und juristisch bewiesen, dass das Subjekt des Rechts, das berechtigte Wesen zwar allerdings ein wollendes und wissendes, aber wesentlich zugleich auch fühlendes, sehendes, schmeckendes, kurz sinnliches, leibliches, materielles Wesen ist?

„Ich will, also habe ich", Volo ergo habeo (Gundling, von Erlang. des Eigenth. ohne Berührung und körp. Bewahr.); aber ich habe nur, weil dieser mein Wille schon das antizipirte Haben ist, weil ich mit dem Willen, in Gedanken schon voraus in Händen habe, was ich nachher wirklich, leiblich in Händen habe oder haben kann. Wo kein körperliches haben Können, ist auch kein rechtliches haben Wollen, sonst könnte ich auch das Eigenthumsrecht von Sonne, Mond und Sternen beanspruchen. „Was an körperlichem Besitz abgeht, ergänzt der Wille, die Absicht, der Geist", aber nur weil umgekehrt, was dem gewollten oder geistigen Besitz mangelt, der körperliche ergänzt. So ergänzt auch der Galgen in der Vorstellung, was demselben in der Wirklichkeit fehlt — nämlich das Dasein an jedem Orte; aber dennoch vertritt dieser ideale Galgen nur die Stelle des materiellen; ausserdem wäre es widersinnig und widerrechtlich, den Dieb anders als in der blossen Furcht und Idee des Galgens zu erhängen. Kurz, das blosse Wollen und Denken reicht nicht hin zur Begründung des Rechts, auch nicht des Eigenthumsrechtes oder Besitzes. Animo et corpore possessio

Staats-Bibliothek Bamberg

acquiritur, heisst es nach dem Römischen Recht im Rechte der Sinne (de effectu tactus in civil.). Und im Naturrechte heisst es schon seit Christ. Thomasius, dem jüngern Zeitgenossen und Geistesverwandten vom Verfasser des Sinnenrechts, wenn auch nicht mit derselben Bestimmtheit ausgesprochen, wie bei Kant: „das Recht ist mit der Befugniss zu zwingen verbunden". Dieser Satz sagt aber nichts anderes aus als: das Recht ist nicht nur mit dem Wollen und der Intelligenz, sondern auch mit dem Corpus, mit dem Leibe in nothwendiger und wesentlicher Verbindung zu denken; das Recht ist das Recht, nicht durch Worte und Gründe, durch Beweise von Intelligenz und gutem Willen, sondern durch physische Gewalt sich geltend zu machen, d. h. das Zwangsrecht ist der handgreifliche Beweis von der groben Materialität und Körperlichkeit des Rechts; Zwangsrecht ist Faustrecht — nur mit dem Unterschied von dem gewöhnlich so genannten geschichtlichen Faustrecht,*) dass hier die Faust das Recht, dort aber das Recht die Faust macht. Was ist aber die Faust, womit der Mensch seine Zwangsrechte geltend macht, selbst das Jus gladii, das Recht über Leben und Tod handhabt, ohne Muskeln? Worin besteht also das Verbrechen unsers Verfassers? Nur darin, dass er an die Stelle der populären Faust den anatomischen Muskel, d. h. an die Stelle des populären und empirischen Materialismus des positiven Rechts den unpopulären, naturwissenschaftlichen, an die Stelle des im Begriffe des Zwangsrechts versteckten, heimtückischen Materialismus des Naturrechts den bewussten freimüthigen Materialismus gesetzt hat. Wenn man freilich die angeführte Stelle so für sich liest, wie sie der löbliche Rezensent perfider Weise hingestellt, losgerissen von den vorausgegangenen, höchst beachtungswerthen physiologisch-psychologischen Erörterungen des Verfassers, wo es z. B. von der Muskelthätigkeit heisst: „jede geistige Mittheilung und Bethätigung ist, in der bewussten, wie unbewussten Form, an die Muskelfaser geknüpft, ohne deren Zusammenziehung es keinen Blick der Liebe, kein Bruderwort der Freundschaft, kein Werk der Kunst und der Wissenschaft gibt" (S. 63), so erscheint diese unmittelbare Verbindung des Gewissens und des Rechts mit dem Muskel als der Ausdruck eines krassen, ja fast verrückten Materialismus. So erschien sie auch mir, dem Schreiber dieses, und da der Mensch immer gleich vom Einzelnen auf das Allgemeine, vom Theil auf das Ganze

*) S. Anselm v. Feuerbach „Revision" etc. II. 111.

schliesst, so verurtheilte ich kurzweg auf den Eindruck dieser Stelle hin die Schrift, ohne sie noch zu Gesichte bekommen zu haben. Als ich aber zufälliger Weise gerade einige Tage nach jenem Zeter-Mordio-Geschrei die Schrift von meinem Buchhändler zugeschickt erhalten hatte, und nun nicht nur die einzelne losgerissene Stelle, sondern das Ganze von Anfang an durchlas, wie bat ich noch während des Lesens den Verfasser um Verzeihung wegen des Unrechts, das ich in meinem Geiste ihm angethan hatte! Wie war ich erstaunt über die Besonnenheit, die Gründlichkeit, die Schärfe, die Originalität, den leider nur in einer zu abstrakten und schwerverständlichen Sprache niedergelegten Gedanken- und Bilderreichthum des Verfassers; aber auch wie erstaunt über das Elend des deutschen Spiritualismus, welcher bedeutungsvolle Worte dadurch zu widerlegen glaubt, dass er sie entweder ignorirt oder bei dem allgemeinen Publikum verschreit.

Dr. Friedrich Wilhelm Heidenreich,

praktischer Arzt, geboren 1798, gestorben 6. Dezember 1857 zu Ansbach.*)

Obwohl die heilige Schrift mit klaren Worten sagt: „der Arbeiter ist seines Lohnes werth", so steht doch die Praxis unserer, der Theorie nach so exakt christlichen Staaten oft genug im schreiendsten Widerspruch mit diesem Bibelspruch — freilich wohl nur aus dem orthodoxen Grunde, weil dieser Ausspruch, wie die inspirationsgläubigen Theologen selbst ausdrücklich bemerken, nicht dem heiligen Geiste, sondern nur dem gesunden d. h. gemeinen Menschenverstand seinen Ursprung verdankt, der christliche Staat aber dem kommunen Rechtsbewusstsein widersprechen, das Credo quia absurdum in ein Volo quia absurdum verwandeln muss. Was aber der Staat dem Menschen versagt, das gewähre ihm die Wissenschaft, die freie selbständige Wissenschaft, und kann sie auch nicht mehr dem Lebenden den Lohn geben, dessen er werth, so gebe sie wenigstens dem Todten die ihm gebührende Ehre. Möge es daher „das Jahrhundert" einem seiner Leser verstatten, in seinen Räumen den Manen eines solchen unbelohnten, obgleich rastlosen Arbeiters im Dienste der leidenden Menschheit und Wissenschaft ein kleines Denkmal zu setzen — ein Denkmal, das zwar der Ausdruck inniger Freundschaft ist, aber einer Freundschaft, die

*) „Jahrhundert" 1858, Nr. 27, S. 421—425.

weiss, dass sie den Freund nur ehrt, wenn sie ihn in seinem Geiste und Sinne ehrt und daher von allem blos Persönlichen absieht, nur hervorhebt, was vom Freunde nicht dem Freunde allein, sondern der Menschheit überhaupt angehört. Zwar bedarf derselbe keines Denkmals von fremder Hand, denn er hat sich selbst genug Denkmale in seinen Schriften gesetzt. Aber da die Aufgabe seines Lebens, die Heilkunst, auch die wesentliche Aufgabe seiner schriftstellerischen Thätigkeit war, da er bei aller Vielseitigkeit seines Wesens und Wissens Alles, was er schrieb und trieb, auf die Medizin als seinen Endzweck bezog, so ist sein Name nur dem ärztlichen Publikum ehrenvoll bekannt. Und doch verdient Heidenreich jedem Freunde der Naturwissenschaft bekannt zu werden; denn so sehr er nur für seinen ärztlichen Beruf lebte und dachte, so sehr er Arzt mit Leib und Seele war, geborner, nicht nur gemachter Arzt, Arzt nicht nur von Kopf, sondern auch von Herzen, aus und mit inniger Theilnahme an der leidenden Menschheit; so war doch seine medizinische Richtung selbst eine universelle, und zwar nicht insofern, als sich sein Wissen, wenn auch nicht, was sich von selbst versteht, seine technische Fertigkeit über alle Zweige der Medizin erstreckte, sondern desswegen, weil die Vereinigung der Physik und Medizin, die Beziehung und Anwendung der allgemeinen Naturlehre auf die Heilkunst, mit einem Worte: die medizinische oder therapeutische Physik — eine neue, noch im Werden begriffene Wissenschaft — der wesentliche und charakteristische Gegenstand seines Geistes war.

„Längst, sagt Heidenreich (Elem. d. therap. Phys. S. 6.), kennt man den Druck der Luft, die Temperatur und Feuchtigkeitssättigung der Atmosphäre, man berechnet die Erzeugung und Konsumtion von Sauerstoffgas in einer gegebenen Gegend, man kennt die geognostische Formation, Elevation u. s. w., lauter Dinge, die überall und zu jeder Zeit uns umgeben — und wie wenig sind solche Verhältnisse, die Elemente unsers Lebens, unser pabulum vitae (Lebensfutter) zur und für die Therapie benutzt! Wie viel liesse sich durch Regulirung der Temperatur der uns zunächst umgebenden Atmosphäre, durch Vermehrung, Verminderung des Luftdrucks, durch Herstellung oder Ableitung der Elektrizität, durch künstliches Klima für unsere Kranken leisten, und wie wenig ist geleistet und geschehen, so dass wir kaum Rudimente, Versuche, Andeutungen kennen! Dennoch scheint die Zeit gekommen, dass die physikalischen Momente, welche die erste Hälfte des Jahrhunderts gefunden und entwickelt

hat, um dessen Mitte und in der zweiten Hälfte nach und nach zu therapeutischer Bedeutung und Wirksamkeit gelangen. Es wird die Zeit nicht mehr ferne liegen, in welcher eine sich selbst bewusste physikalische Therapie eine grosse Rolle in der Heilkunst übernehmen wird... Dazu beizutragen, dieses Bewusstsein zu erwecken, die Nothwendigkeit einer physikalischen Therapie darzuthun und ihre Möglichkeit aus den vorhandenen Rudimenten zu beweisen, ist die Aufgabe" seines Lebens und Denkens, die Aufgabe seiner interessantesten und bedeutungsvollsten Schriften gewesen. Diese sind seine „Elemente einer medizinischen Physik. Erstes Heft. Das Leben der unorganischen Natur", Leipzig, O. Wigand, 1843; ferner: „die physiologische Induktion, ein Beitrag zur medizinischen und Nerven-Physik", Ansbach, Gummi, 1846; endlich die so eben angeführten „Elemente der Therapeutischen Physik", Leipzig, O. Wigand, 1854 — die Krone seiner Schriften, ebenso lehrreich dem Inhalt, als geistreich der Form nach.

Einheit des Menschen mit der Natur, Einheit der Natur mit sich selbst bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Wirkungen und Erscheinungen — diese Idee, „die Idee von der Einheit alles Lebens" ist es, die Heidenreich beseelte, in seinen medizinischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen leitete und bestimmte. Erfüllt von diesem Gedanken, konnte er die bisherige oder vielmehr damalige, die Natur in eine Menge besonderer, noch dazu grossentheils erdichteter Stoffe und Kräfte zersplitternde Physik nicht ohne Weiteres zum Besten der Therapie verwenden; er musste selbst erst in ein therapeutisches, ein kritisches Verhältniss zu ihr treten. Dies geschieht in seinen Elementen der medizinischen Physik; sie enthalten eine „positive Kritik der bisherigen Naturwissenschaft" — eine positive, weil er die Physik nicht nur „von der sie noch belastenden Menge selbstgeschaffener, hypothetischer Stoffe und Kräfte zu befreien", sondern zugleich auch, vollständig mächtig des reichen thatsächlichen Stoffes, eine wirkliche Anschauung „von der Natur der Dinge in ihrer Einheit und Wahrheit" zu geben sucht. Und er findet diese Einheit der verschiedenen Naturerscheinungen oder Naturkräfte, namentlich der Elektrizität, des Magnetismus, der chemischen Verwandtschaft, der Krystallisation, der Schwere selbst, in Licht und Wärme. „Fort mit der Attraktion und Repulsion als eigenen für sich bestehenden Kräften! Der Physiker nimmt nur besondere Kräfte an, wo er sich nicht anders

zu helfen weiss.“ Wärme, als das Alles Ausdehnende, Auflösende, Schmelzende, Verflüchtigende, ist das „generalisirende Prinzip der Natur“, ist Repulsion; sie hält die Atome, wie die Körper auseinander; Licht ist die Ursache ihres Zusammentretens, Licht ist Attraktion, Licht ist „kosmisches Individualisirungsprinzip“. Aber Licht und Wärme, jenes die Ursache des Magnetismus, diese die Ursache der Elektrizität, sind von einander unabsonderlich, wenn sie gleich nicht immer zugleich erscheinen; sie verhalten sich zu einander, rufen sich gegenseitig hervor, wie Aktion und Reaktion — Licht ist Reaktion gegen die Wärme, Wärme gegen das Licht“ — aber beide reduziren sich auf Schwingungen des Aethers und bestätigen so auf eine ebenso den Kopf erleuchtende, als das Herz erwärmende Weise die „Idee von der Einheit im Leben der Natur“.

Mit demselben Lichte und derselben Wärme, womit der Verfasser der Elemente einer medizinischen Physik die Einheit der unorganischen Natur hervorhebt, erfasst und beleuchtet er auch die erhabendste Idee und Errungenschaft der neuesten Zeit, die Idee von der Einheit der organischen und unorganischen Natur. „Lange plagte man sich, sagt er z. B. in einem kurzen Vortrag über „die Bedeutung der medizinischen Physik“, Ansb. 1846, und quält sich zum Theil noch immerfort, die Verhältnisse der Lebenskraft zu verschiedenen dynamischen, chemischen, mechanischen Prozessen des Organismus aufzusuchen und festzustellen, und sonst verdienstliche und geistreiche Werke scheitern im eitlen Kampf des Vitalismus (d. h. der Lehre von einer besondern Lebenskraft) mit dem Chemismus und Mechanismus. Wollte man sich aber zu der Ansicht erheben, dass alles Leben nur ein Einziges, nur Eines sei, nur auf den verschiedenen Stufen seines Erscheinens einmal chemisch, ein andermal mechanisch und noch ein andermal dynamisch sich offenbare, so würde es anders und hoffentlich besser stehen um unsere Physiologie; man würde erkennen, dass die Digestion ein Akt des organischen Chemismus, die Bewegung unserer Gelenke, unser Kauen und Beissen ein Mechanismus, die Perzeption durch die Sinnesorgane eine dynamische Erscheinung sei, man würde einsehen, dass hier eben gerade so und nicht anders das Leben sich offenbare und sich nicht ferner mit vitalischen Theorien und Vermittlungen plagen.“ Doch „bald wird die Zeit kommen, sagt er (Therap. Phys. S. 12), in welcher fast die ganze Physiologie in einer Physik und Chemie des organischen Lebens aufgehen und für das bisher sog. Spezifische oder Vitale nur sehr wenig mehr

übrig bleiben wird, und Pathologie und Therapie nachfolgen müssen, so dass eine therapeutische Physik und Chemie so ziemlich den ganzen Heilapparat ausmachen wird.“ In Folge dieser Ansicht und Ueberzeugung bestand denn auch die theoretische oder rein naturwissenschaftliche Thätigkeit Heidenreichs hauptsächlich darin, zu beweisen, dass es kein besonderes Lebens- oder Nervenprinzip gebe, dass das Wesen der Nerventhätigkeit wie das der sogenannten Imponderabilien auf Oszillationen, Schwingungen, Wellenbewegungen beruhe, dass überhaupt in der organischen Natur dieselben Gesetze wie in der unorganischen gelten und wirken. „Das Schwingen einer Glocke erscheint dem Ohr als Ton, dem Auge als Bewegung, dem Gefühl als Erzittern, und gerade so können Oszillationen überhaupt einmal als Licht, Wärme, Magnetismus, Elektrizität erscheinen, ein anderes Mal das Wesen der Nervenaktion ausmachen.“ (Die physiol. Indukt. S. 20.) Er bleibt aber nicht bei dieser Identität der Nerventhätigkeit mit den Schwingungen der Imponderabilien im Allgemeinen stehen; er sucht zu beweisen, dass es eben so gut eine Nerveninterferenz gibt, als eine Interferenz der Lichtstrahlen, der Schallwellen; er findet wenigstens für die physiologische Thatsache, dass durch heftige mechanische Bewegung oder durch den blossen Willen ein Schmerz unterdrückt oder doch gemildert, umgekehrt durch Schmerz krankhafte Bewegung, also Empfindung durch Bewegung, Bewegung durch Empfindung aufgehoben wird, eine genügende Erklärung nur in einer „wahren neurologischen Interferenz.“ Ja, er glaubt selbst die von der Elektrizität und dem Magnetismus geltenden Gesetze der Vertheilung und Induktion — welches Wort jedoch H. in einem engeren Sinne nimmt, als es gewöhnlich genommen wird — auf die Nervenphysik „übertragen“ und folglich behaupten zu dürfen: „es verhalte sich die Wirkung der Nerven auf Nerven, wie Vertheilung (d. h. wie Erregung der Elektrizität durch Elektrizität, des Magnetismus durch Magnetismus), die Wirkung der Nerven auf andere Gebilde (vorerst die Muskeln) und die Rückwirkung anderer Gebilde (namentlich des Bluts) auf die Nerven, wie Induktion“ d. h. wie Erregung des Magnetismus durch Elektrizität oder der Elektrizität durch Magnetismus. Damit will er aber keineswegs behaupten, dass die physiologische Induktion genau auf dieselbe Art und Weise, wie die physikalische geschehe, denn „die Identität der G e s e t z e der organischen und unorganischen Natur ist noch keineswegs eine Identität der E r s c h e i n u n g e n S. 82, wohl aber, dass sie auf analoge Weise nach dem Gesetze

der physikalischen Induktion geschehe. Und von der Induktion in diesem, den Unterschied der Erscheinungs- oder Wirkungsweise nicht ausschliessenden Sinn nimmt er mit Recht keinen Anstand zu behaupten, dass sie selbst auch „für die psychische Sphäre des Lebens gelte“ S. 98 — ein Satz, der den Verfasser am Schlusse seiner Schrift über die physiologische Induktion auf das peinliche Kapitel von der menschlichen Freiheit bringt und zu dem eben so wichtigen als richtigen Ausspruch veranlasst, dass sich zwischen dem Spontanen, Willkürlichen und Unwillkürlichen im Menschen ebensowenig eine Gränze angeben lasse, als zwischen dem Hirn (dem Organ der spontanen, willkürlichen) und dem Rückenmark (dem Organ der exzitirten, d. h. nur auf Reiz erfolgenden Bewegungen). „Die Rückenmarksstränge verlaufen im Gehirn, das Gehirn setzt sich in das Rückenmark fort, eine definitive Gränze setzt hier nur die Guillotine oder das Henkerbeil.“

Heidenreich hat aber diese seine Ansichten und Beweise von der Einheit des organischen und unorganischen Lebens nicht etwa nur auf die bereits vorhandenen, von Anderen gemachten Entdeckungen und Erfahrungen, sondern auch auf eigene, selbständige Versuche und Beobachtungen gegründet — so denn auch seine ebenerwähnten Ansichten von der physiologischen Induktion. Wir sehen jedoch hier von diesen und andern Versuchen ab, beschränken uns nur auf ein, aber ihn besonders charakterisirendes, von ihm selbst oft und angelegentlichst besprochenes und wiederholtes Experiment. Es bestand dieses darin, dass er, zuerst um zu erfahren, ob, dann, um zu beweisen, dass, wie die thierische oder organische und unorganische Elektrizität die nämliche, so auch der Magnetismus, d. h. der mineralische, nicht der sog. thierische Magnetismus, derselbe im Organischen und Unorganischen sei, dass er also zu diesem Zwecke mit Drathspiralen, die mit Seide umsponnen und zu Leitern des elektrischen Stroms gemacht waren, seine Finger, Hände und Arme magnetisch machte, so dass sie die Pole eines freihängenden Magnetstabes je nach der eigenen erhaltenen Polarität anzogen oder abstiessen, ja durch Vervielfältigung dieser Spiralen seine beiden Arme mit Händen und Fingern „in einen lebendigen, organischen Hufeisenmagnet verwandelte, so dass die eine Hand den Nord-, die andere den Südpol anzog“. Man hat nun zwar die Richtigkeit dieses Versuchs und des daraus gezogenen Schlusses bezweifelt, man hat die Einwirkung auf den Magnetstab oder die Magnetnadel nur auf Rechnung der Induktionsspirale setzen

wollen; aber Heidenreich war ein viel zu umsichtiger und vielseitiger Beobachter und Experimentator, als dass er die Einwürfe seiner Gegner nicht selbst schon während seiner Versuche sich gemacht hätte. Er hat nicht nur den Einfluss der Spirale auf den Magnet in Anschlag gebracht, sondern auch den genauesten Messungen unterworfen, aber gerade dadurch gefunden, dass dieser Einfluss fast um das Doppelte geringer war, wenn die Spirale allein für sich dem Magnete genähert wurde, als wenn der Finger oder die Hand in ihr stak, diese Glieder also nothwendig selbst magnetisch sein mussten. Man sehe hierüber seine Physiol. Indukt. S. 12 und Therap. Phys. S. 120. So lange man daher keine neuen stichhaltigeren Einwendungen vorzubringen weiss, so lange wollen wir uns nicht durch gelehrten Dünkel und Neid abhalten lassen, Heidenreich die Ehre der Entdeckung des Induktions-Magnetismus am menschlichen Körper zuzuschreiben. Er hat um so mehr Ansprüche auf diese Entdeckung, je mehr er von Natur und Charakter zu derselben berufen und befähigt war; denn wer sollte mehr berufen sein, den Magnetismus dem Menschen zu induziren, als wer selbst durch eine besondere Inklination zum Magnetismus sich hingezogen fühlt? Wer befähigter sein, die physische Identität des unorganischen und organischen, also auch menschlichen Magnetismus zu erkennen, als wer im Magnetismus selbst das Urbild seines moralischen Wesens erblickt? „Der Magnetismus", sagt Heidenreich, „wird jedesmal kurz abgethan, nicht aus Mangel innerer, tiefer Bedeutung"; „da er aber in seiner Ruhe und Beharrlichkeit, in seiner stillen Wirkung, z. B. der Erdmagnetismus, nicht mit Blitz und Donner dreinschlägt, wie die Elektrizität, höchstens in stillen Nächten mit strahlendem Licht erglänzt, so mag es ihm leicht ergehen, wie manchem ausgezeichneten Manne, der, seiner inneren Bedeutung sich bewusst, nicht viel Wesens von sich machen mag — dass er übersehen wird." (Therap. Phys. S. 94.) In diesem Schicksal und Wesen des Magnetismus hat er sein eigenes Schicksal und Wesen gezeichnet. Er machte so wenig Wesens von sich, trug so wenig seinen inneren Werth und Gehalt zur Schau, war stets so sehr versunken in die Gegenstände seiner Beschäftigung, dass es kein Wunder ist, wenn ein solcher Mann, der überdies auch darin dem Magneten glich, dass er nicht den Mantel nach dem Winde hing, sondern stets in derselben Richtung beharrte, koerzitiv, stahlfest in seiner Gesinnung, freidenkend in Religion und Politik, rücksichtslos im Ausdruck seiner Ueberzeugung

war, wie sein Schriftchen über das Prinzip der Medizinal-Reform 1850 beweist, trotz seiner vielen Verdienste, trotz seiner interessanten Versuche und Erfindungen, so z. B. seines elektromagnetischen Apparates mit gleichlaufenden Induktionsströmen zweiter Ordnung, trotz seiner medizinischen Leistungen im Leben und in der Literatur, trotz seiner zuerst unternommenen und wohlgelungenen chirurgischen Operationen, wie z. B. der subkutanen Blepharotomie, trotz selbst seiner persönlichen Opfer für das öffentliche Wohl, — beim ersten und zweiten Ausbruch der Cholera in Bayern — ebensowohl vom Staate, als von unsern Akademien und Universitäten übersehen worden ist. Schmerzlich war ihm dieses Schicksal, aber nicht aus gekränktem Ehrgeiz, sondern nur aus dem naturwissenschaftlichen Grunde, weil es ihn in der Befriedigung seines rastlosen Erfindungstriebs hemmte, bei seinen Versuchen und Experimenten lediglich auf seine eigenen Mittel und Kräfte beschränkte. Beklagte er doch auf seinem Sterbebette selbst seinen frühzeitigen Tod hauptsächlich nur desswegen, weil er ihm nicht verstatte, seine Beschreibung eines neuen, von ihm ausgedachten elektromagnetischen Wasserzersetzungs-Apparates zu vollenden. So vollkommen eins war in der Person dieses Mannes der Mensch und der medizinische Physiker, dass er noch mit seinem letzten Schmerze und Hauche die Idee von der Einheit des unorganischen und organischen Lebens bestätigte!

V. Periode.

Von 1860 — 1872.

Die Leidenszeit. Sittliche Probleme, Moralphilosophie. „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit“. Das Fragment. — Krankheit und Tod.

Von der Periode des Leidens zu reden, ist nur noch Pflicht, traurige Pflicht. Der Rechenberg mit all seinen lokalen und ökonomischen Fatalitäten war für Feuerbach ein wahrer Kalvarienberg. An das Marterholz geschlagen, vollendete er das Werk seines Lebens — mit etlichen Kartonzeichnungen und Federrissen.

„Ich komme mir vor wie eine Blume ohne Blumentopf, wie ein Fluss ohne Bett, wie ein Bild ohne Rahmen.“*)

Als er Bruckberg verlassen hatte, kaufte die bayrische Regierung das Schloss und richtete darin eine Anstalt für jugendliche Verbrecher und Taugenichtse ein. Inspektor dieser Anstalt wurde ein pietistischer Geistlicher.

„„Der Geist Gottes schwebt nicht über Bruckberg; aber den leugnet ja Feuerbach““. „Jawohl, der Geist des Geldgottes, der die jetzige Welt regiert, der schwebt nicht über Bruckberg. Oder ja, der Geist des Herrn schwebt über Bruckberg, der Geist Gottes, der die Pfaffen mästet, die Kepler aber verhungern lässt, der die Peterspfennige den Armen aus dem Beutel nimmt, und den Denker selbst bis in seine Einsamkeit verfolgt. Dieser Geist Gottes hat die Räume, die einst die grössten Menschengeister mit ihren Gedanken erfüllten, zum Aufenthalt von Ratten und Mäusen gemacht, derselbe Geist, der einst auch die griechischen Tempel zerstörte.“*)

Sein Zimmer auf dem Boden, das ihm die meiste Ruhe gewährte und bei mildem Wetter ganz freundlich war, wurde im

*) Nachgelassene Aphorismen.

strengen Winter furchtbar kalt. Morgens zeigte das Thermometer oft 5—6° unter Null, das Trinkwasser war dick gefroren. Vergebens bestand Dr. Baierlacher, der Arzt, auf einem Umzuge in die Stadt. Bis zum Mittagessen blieb F. in diesem hohen Eiskeller; dann kam er ganz erstarrt hinab und verliess das Wohnzimmer nicht wieder.

Auch der Mangel meldete sich am Thore. Fixes kam ausser der kleinen bayrischen Pension vom Vater her nicht ein. Zu gelegentlichen oder gar zu Zeitungsarbeiten war der ganz in sich konzentrirte Denker nicht zu bewegen — es bleibt noch die Frage, ob ihm solche Arbeiten je geglückt wären. Besorgte Freunde sprachen von der Schillerstiftung, und mit Recht: Schiller war eben so gut Philosoph als Dichter. Feuerbach wollte von keiner Unterstützung hören. Dennoch kam die Sache zu Stande; unter dem 12. Okt. 1862 erhielt F. ein Schreiben vom Vorort Weimar, in welchem ihm ein Ehrengeschenk von 900 Thlr., vertheilt auf drei Jahre, dargeboten wurde.*) Unter dem 11. März kündigte ihm ein anonymer Verehrer auf die nächsten 6 Jahre ein Jahrgehalt von 300 fl. an. Der gebührende Lohn soll diesem Manne zu Theil werden — er bleibe unbekannt.

Sobald F. das Nothdürftige bestreiten konnte, wies er alles Weitere zurück, das freilich mitunter der anständigen Attitüde ermangelte.

Im Jahre 1864 erhielt er auf seinen 60. Geburtstag liebevolle Angebinde von Berlin: einen silbernen Pokal von russischen Verehrern, eine silberne Schale von deutschen. Angeregt durch diese Beweise von Sympathie, begab sich F. auf kurze Zeit nach Berlin, wo er freundlichst empfangen wurde.

Die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft wurde auch auf dem Rechenberge fortgesetzt, ja der Drang zu ihr führte 1865 zur Anschaffung eines Mikroskops, dessen Handhabung jedoch wohl nicht den ersten Krankheitsanfall überlebte. Damals las er, wie seine überhaupt zahllosen Exzerpte bezeugen, K. Vogt's „Physiologische Briefe" und „Geologie", studirte eifrigst Humboldts „Kosmos", „das Alter des Menschengeschlechts" von Ch. Lyell

*) Die Schiller-Pension wurde später auf weitere drei Jahre prolongirt, und im Herbst 1868 nahm der Vorort Wien keinen Anstand, sie abermals zu erneuern. So meldete der Generalsekretär F. Kürnberger in einem charmanten Briefe vom 16. Nov. 1868. Auch im Spätjahr 1871, zur Zeit der höchsten Noth, erfüllte die Stiftung ihre Ehrenpflicht weiter.

und Darwin's „Entstehung der Arten“. Er ist daher noch bis zur neuesten Naturanschauung mit fortgeschritten. Von der politischen Tagesliteratur der Franzosen interessirte ihn besonders Proudhon „Von der Gerechtigkeit“. Daneben gingen Voltaire und Rousseau her.

In demselben Jahre brachte ihn ein Brief und Wunsch Friedr. Kapp's zu seiner „ersten Liebe“ zurück. Kapp wünschte nämlich im Interesse seiner deutsch-amerikanischen Studien über das Wesen der Herrnhuterei aufgeklärt zu sein, und Feuerbach entsprach diesem Verlangen in einer kleinen Monographie, die wir zum ersten Male dem Druck übergeben. Der klassische Forschungsgeist und die drastisch-psychologische Art, wie wir sie aus dem „Wesen des Glaubens im Sinne Luthers“ kennen, treten hier, 21 Jahre später, wieder hervor.

Nicht nur in der Theorie, auch zur persönlichen Erquickung und Stärkung, hielt er sich sehnsuchtsvoll an seine Freundin, die Natur. Den Steinhammer in der Hand, seinen Bruder Fritz, meist aber seine Tochter Leonore zur Seite, wanderte er zum „Morizberg“, auf das Gebirge jenseits Hersbruck, in die Höhlen der „fränkischen Schweiz“. Zu kleineren Ausflügen dienten ihm die „Alte Veste“ bei Fürth oder „Plattners-Schlösschen“; oft auch begnügte er sich damit, sein Abendmahl im „Frühlingsgarten“ oder im „Grauen Kater“ zu Nürnberg einzunehmen.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen des letzten Werkes: „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit“ (1866) ergriff bedenkliches Unwohlsein den stets Gesunden: gänzliche Appetitlosigkeit, die im Frühjahr 1867 in Schwindel, Uebelkeit und Erbrechen ausartete. Der Arzt befahl, das Bett streng zu hüten. Allerdings erholte sich der Patient, aber nur, um etliche Wochen später einen gelinden Schlaganfall zu erleiden. Die Sprachorgane und die eine Hälfte des Gesichts erfuhren eine kleine Lähmung.

Die herrliche Luft des oberösterreichischen Gebirges, welche der Genesende bei seinem Freunde Deubler zu Goisern bei Ischl einsog, stellte ihn wieder her, — Deubler heisst seitdem im engern Zirkel der „Wunderbauer“. Dennoch war Vorsicht fortan die Mutter der fernern Lebensdauer, im Rauchen und Biertrinken musste geknausert werden; auch die Ausgänge des steten Wanderers verkürzten sich nothgedrungen.

1868 auf 69 verfasste F. seine letzten Kapitel zur Moralphilosophie, die wir weiterhin mittheilen; 1870 erfolgte der zweite,

heftigere Schlaganfall — die Uhr der produktiven Thätigkeit stand für immer still. Das war ein böser Winter für die Familie, der Kriegswinter in Frankreich! Dennoch liess F. sich im Frühjahr 1871 das Gehen nicht gänzlich nehmen.

Das Urtheil Feuerbachs über die politischen Ereignisse seiner letzten Lebensjahre ist nicht leicht zu fixiren. Zu dem preussisch-österreichischen Kriege von 1866 verhielt er sich als Süddeutscher und Demokrat, wie seine Briefe und Aphorismen beweisen; er erblickte darin einen neuen siebenjährigen Krieg, d. i. einen Rückfall. Was den letzten Krieg gegen Frankreich betrifft, so verhinderte seine Krankheit jede zusammenhängende Aeusserung. Als der Herausgeber des „Libero pensiero", Hr. Luigi Stefanoni, ihn um seine Ansicht über die Lage der Dinge brieflich ersuchte, konnte nur die Tochter „im Namen des Vaters" antworten. Diesen Brief theilen wir aus der genannten italienischen Zeitschrift mit. Hier gewinnt es den Anschein, als ob F. bis zum Tage von Sedan Patriot gewesen wäre, alles Weitere aber vom humanitären Gesichtspunkt aus beanstandet hätte. Wenn dem so ist, so kann man in seinem Verhalten nur die unerschütterliche Konsequenz seiner Weltanschauung bis zum letzten Athemzuge anerkennen.

Der letzte, in Absätzen geschriebene, aber doch fertig gewordene Brief Feuerbachs ist vom 26. März 1871, und an Konrad Deubler gerichtet. Die Handschrift ist vollkommen schlagflüssig, die Züge der Feder werden stellenweise ganz unrein, wie verkleckst, die Zeilen krümmen sich. Die Anstrengung muss sehr gross gewesen sein. — Ein Brief an Hrn. Marcus zu Hamburg aus dem Sommer 1871 kam nicht mehr über den Anfang hinaus. — Der letzte Schreibversuch wurde im Monat September gemacht. — Aus dem Anfang des Jahres 1872 besitzt der Herausgeber die eigenhändige Unterschrift Feuerbachs unter seiner Photographie:

„L. Feuerbach grüsst".

Unter solchen Umständen mochte es einem selbst unbemittelten Freunde verziehen werden, dass er daran dachte, an die Oeffentlichkeit zu appelliren, um dem Dulder die allerletzten Lebenstage erträglich zu machen, und Weib und Kind von jeder andern Sorge ausser der Krankenpflege zu befreien. Leider fiel die Ausführung dieses Gedankens in ungeschickte Hände, deren Elaborat zunächst Bestürzung verbreitete. Bald aber sahen die Freunde in Nähe und Ferne klar, und alle empfanden, was Karl Blind an Leonore Feuerbach schrieb: Es handelt sich hier nicht um Mildthätigkeit,

sondern um eine Ehrenschuld der Deutschen; was wir bieten, ist ein Ehrendank für den grossen Denker deutscher Nation.

Der einzige, noch ins Auge zu fassende Zweck wurde erreicht; ruhig konnte Feuerbach sein Haupt hinlegen. Vom März bis zur Mitte Juli 1872 verliess er kaum das Lager. Dann erhob er sich wieder bis zum 5. Sept. Eine unter andern Verhältnissen leichte Erkältung übte jetzt eine furchtbare Wirkung: eine Lungenlähmung warf ihn für immer nieder. Am 13. Sept. 1872 entschlief Ludwig Feuerbach.

Am 15. Sept. trug man die sterblichen Reste auf den weltberühmten Johanniskirchhof zu Nürnberg, zur Ruhestätte Albrecht Dürers und Hans Sachsens. Eine ungeheure Menge von Leidtragenden von Nah und Fern drängte sich nach, man schätzte sie auf 20,000 Personen. Das Grab war im Südosten des Friedhofes gegraben.

Es sei uns gestattet aus der Grabrede des Hrn. Karl Scholl, der zu Feuerbachs letzten und treuesten Hausfreunden gehörte, einige markante Stellen mitzutheilen, wäre es auch nur zum sprechenden Beweise dafür, dass doch endlich ein Todter begraben werden kann wie er gelebt hat, und dass das gesprochene Weihwasser in extremis keine traurige Nothwendigkeit mehr ist.

„Was vor drei Jahrhunderten ein Kopernicus, ein Kepler, ein Galilei der Erde gethan, indem sie derselben in ihrem Verhältniss zur Sonne und zu allen übrigen Gestirnen den ihr gebührenden Platz im Weltall angewiesen, dasselbe hat Ludwig Feuerbach gethan für den Menschen, für die Menschheit. Er ist es, dem wir's verdanken, und dem's die Nachwelt noch ganz anders danken wird, vor Allen Er, der den Vorhang zerrissen hat, der uns getrennt und geschieden von unserem eigenen Selbst, der den Schleier und die Binden weggerissen, die seit Jahrtausenden, zumal durch Priesterhand, um Augen und Herzen der Menschheit gelegt waren, und in Folge dessen unser Geschlecht sich eingebildet, wir befänden uns auf unserer Erde als einem Ort des Fluchs, einem Jammerthal, sich eingebildet, alles Hohe, Schöne, Edle, alles Ewige, Göttliche sei nur ausser und über uns, nicht in uns selbst zu finden, sich eingebildet, wir müssen erst sterben, um in den Besitz all dieser hohen und höchsten Güter zu gelangen, denn da droben hinter den Sternen, hinter dem Himmelsgewölbe, da wohne der grosse Gott, und dort nur sei wahres, ewiges Leben, dort im schönen Jenseits. Dieser Traum der Menschheit ist es, den Ludwig Feuerbach, er wenigstens vor Allen, ein für allemal zerstört und zertrümmert hat. —

„Angesichts der ewigen, unumstösslichen Wahrheit, dass die Welt eine und eine einzige ist, nicht zerspalten in ein Droben und Drunten, nicht zerrissen in ein Jenseits und Diesseits, nicht hier ein Ort der Verbannung für arme Sünder und droben erst ein ewiges, herrliches Leben, droben Gott, — Angesichts der nicht länger zu bestreitenden Thatsache, dass die Welt ewig und unendlich, dass die Welt, wie der fromme Sirach schon sagt, „Er selber“, — dass wir ausser dieser unendlichen Welt, ausser oder über ihr, uns somit kein anderes Wesen, als Person, oder irgendwie mehr zu denken berechtigt sind, — dass sie selbst uns erscheint als das Eine, ewige, ewig schaffende und ewig zerstörende Weltwesen, — dass die höchste Offenbarung desselben, der selbstbewusste Geist, in uns, in unserem Gewissen, in unserer Vernunft, in der gesammten Menschheit und unserer Geschichte zur Erscheinung komme, — Angesichts dieser nicht mehr zu leugnenden Thatsache, hat Ludwig Feuerbach das grosse und kühne Entdeckerwort gesprochen, dass folglich es auch eine Täuschung war, wenn sich die Menschen bis zur Stunde eingebildet, die Religionen seien übernatürliche Offenbarungen; er hat vielmehr nachgewiesen, dass sie alle ohne Unterschied nicht von Aussen, nicht von Oben her in den Menschen hineingekommen, dass sie vielmehr der Menschheit eigenstes Werk, ihr eigenstes Fühlen, Sehnen, Hoffen und Denken, aus ihr selbst heraus entstanden seien.

„So seht denn hin, ihr Frommen, seht hin auf den grossen, schrecklichen Atheisten oder Materialisten, wie ihr so gerne und so selbstzufrieden ihn nennt, — er ist gestorben so friedlich, so sanft, so ruhig, wie es den Frömmsten unter Euch nicht immer beschieden ist! Uns, die wir hier an seinem offenen Grabe stehen, uns ist es Bedürfniss, die Frage uns zu beantworten: was ist es gewesen, das ihn zur Erfüllung dieser seiner Lebensaufgabe, die er für die Menschheit vollbracht hat, was ist es gewesen, das ihn zu dieser Riesenarbeit und Riesenthat befähigt, welches ist der innerste Trieb oder Drang seines Wesens, der ihn dazu geführt hat? Es war seine grosse, seine unverfälschte, seine unbestechliche Liebe zur Wahrheit, und sie möge es darum sein, an die wir vor Allem an seinem Grabe uns erinnern wollen.“ —

Seines Lebens Noth, geht der Gedanke weiter, war ihm der Spiegel des allgemeinen Leidens, der unversöhnten Gegensätze des Daseins.

„Darum hat er von sich selbst aus fühlen gelernt, was es

heisst, sorgen und kämpfen müssen um's Allernothwendigste, von sich selbst aus gelernt, die Noth und den Jammer und das Elend der vielen, vielen Tausende Anderer, die in noch drückenderen Verhältnissen leben, ganz zu erkennen und zu würdigen, und darum hat er sich vor Jahren schon auf Seite Derer gestellt, welche es sich zur Aufgabe gemacht, durch alle geistigen und materiellen Mittel es dahin zu bringen, dass der Noth, des Jammers, des Elends und der Verzweiflung weniger werde auf unserer sonst so schönen Erde, dass die klaffende Kluft sich schliesse, welche die Besitzenden trennt von den Besitzlosen." —

Lorbeerkränze wurden auf den Sarg gelegt von Dr. Baierlacher, Feuerbachs Arzt und Hausfreund, von Hrn. Kaufmann Stief, Namens des Nürnberger Bürgervereins, von Dr. C. Beyer im Namen des „Freien deutschen Hochstifts" zu Frankfurt, und vom Fürsten Khanikoff, dem innigen Verehrer des Verblichenen, der das Wesen des Christenthums ins Russische und ins Italienische übersetzt hat, im Auftrage italienischer Mitstrebender.

Und der ihm bald nachfolgen sollte, sein Freund Hektor, Sekretär des Germanischen Museums, dichtete zum 15. Sept. 1872:

„Schreibend: immer wahr und klar,
Sprechend: stets befangen, —
Still, wie all' Dein Leben war,
Bist Du hingegangen. —

„Glaubens-, gottlos nennt man Dich,
Zählt Dich zu den Schlechten,
Und es nennen Christen sich
Diese höchst — Gerechten.

O Du glaubtest nur zu viel,
Gar an Ideale,
Ein erreichbar höchstes Ziel
Schon im Erdenthale." —

„Zwar des Streitens mit dem Feind
Warst Du längst schon müde:
Sei denn Deinem Staube, Freund,
Friede, Friede, Friede."

Ueber dem Grabe hat Hr. v. Cramer-Klett zu Nürnberg ein würdiges Denkmal errichtet. Auf dem Unterbau erhebt sich ein mächtiger Sockel, von Dreiecken gekrönt, und auf diesen wieder eine Pyramide, Alles aus gelblichem Sandstein. Der Sockel trägt eine Bronze-Platte mit der Aufschrift: „L. Feuerbach, geb. d. 28. July 1804 in Landshut, gest. d. 13. Sept. 1872 in Nürnberg". Auf der Rückseite ein Lorbeerkranz in Bronze und Relief. In der Mitte der Pyramide hebt sich Feuerbachs Porträt ab, gleichfalls in Bronze und in Relief.

Da ruht er im Grünen, das den Unterbau umwächst.

Briefe.

Friedrich Münch an L. Feuerbach.

Marthasville, Missouri, den 30. März 1860.

Mein werthester Freund! . . . Nach meiner Rückkehr war das Studium der „Theogonie“ mit das Erste, das ich vornahm. Ich verschlang das Buch, weil ich es wieder und wieder zu lesen gedenke. Gegen solche Belesenheit und solche Logik kann allerdings kein Gegner aufkommen; ich betrachte die Sache als auf dem Felde der Wissenschaft abgethan — für Alle, die nicht etwa Ihr Buch ignoriren wollen, oder nicht kennen, oder nicht verstehen.

Ich habe meine Auffassung Ihrer Ideen — indem ich Ihre mündlichen Aeusserungen, die ich mir alle tief einprägte, zu Hülfe nahm — in einer Mittheilung für die „Familienblätter“ (herausgegeben von Dr. Dilthey in Newyork) veröffentlicht. Dilthey schrieb mir, dass der Aufsatz mehr als gewöhnliches Interesse erregt habe. Vor Jahren beschäftigte ich mich viel mit den Ossian'schen Liedern, die allein von allen poetischen Ergüssen aus der früheren Zeit die Gottes-Idee gar nicht kennen. Ich hätte es sehr gerne gesehen, wenn in der „Theogonie“ von Ihnen und in Ihrer Weise die poetische Lebensansicht des kaledonischen Sängers neben die griechische und hebräisch-christliche gestellt worden wäre. . . . Ich wollte, Sie wären ein reicher Mann, oder es würden Ihnen wenigstens 2000 fl. jährlicher Einnahme garantirt, und Sie wohnten mir nahe in der friedlichen Stille unseres Urwaldes, beschäftigt gerade nach Lust und Neigung, und aus dem Schatten des Urwaldes flögen noch lange Ihre Geistesblitze in die weite Welt, Ihr äusseres Leben aber wäre frei, einfach und ohne Sorge.

Den verehrten Ihrigen empfehle ich mich bestens und grüsse Sie achtungsvoll und freundschaftlich. Friedrich Münch.

E. Dedekind an L. Feuerbach.

Porter Station, Indiana, den 14. Aug. 1860.

Mein alter Freund! Es ist nicht recht, dass Du Dich, kräftig und gesund an Körper und Geist, muthwillig in einen Stoizismus hineinstudirst, der an Härte gränzt und, Deine „Stuss“-Definition, die zwar sehr erbaulich und amüsant ist, beweist nur ebenfalls, dass Du Dich der Welt allzusehr entfremdet hast. Das Ganze aber, worüber Du so sehr stöhnst, ist, dass es Dir schwer fällt, Dich aus Deiner Bruckberg-Sauce herauszuwickeln. Noch bist Du kräftig und gesund, und dass die amerikanische gelehrte Welt noch grosse Dinge mit Dir vor hat, will ich Dir erzählen, wenn Dir die Märe nicht schon bekannt sein sollte?! Hier wollen sie nämlich ein Seminar, vulgo Schullehrer-Institut, gründen, in welcher Stadt ist noch nicht bestimmt. Die pädagogisch-idealistischen Leute in der deutschen Presse in Newyork haben sich als Schöpfer dieser Anstalt aufgeworfen. Dieses Seminar soll aber die Brücke zu einer grossartigen Weltuniversität bilden — wo sie die Mittel dazu herbekommen wollen, wissen wohl die Herren vorläufig selbst noch nicht — ja, wenn eine Soldatenspielerei, Tanzgelegenheit, Fahnen-Weihen und Bierfreuden damit verknüpft wären, setzte ich keine Zweifel ins Gedeihen — aber sie?! Doch dem sei, wie ihm wolle: Ruge in England, der den Plan zu dieser Weltuniversität entwarf, gedenkt insbesondere Deiner dabei, indem Du als Historiograph der Philosophie ganz unbezahlbar (ipsissimis verbis) dabei seiest. Wo in der Welt, sage mir, kannst Du einen solideren „Stuss“ wieder finden, als hier im glücklichen Amerika?! Nur schade, dass der Kapital-Stuss, worauf das ganze Unternehmen fundirt werden soll, so eigentlich noch nicht aufgefunden ist. — K. H. in Boston, den Du ja auch kennst, nennt Dich in seiner kleinen Schrift „die Deutschen und Amerikaner“, Vicarius. (?) Wahrscheinlich hast Du nach seiner Ansicht den letzten geistigen Fond noch nicht ganz mit der Materie vertauscht? Der Kerl ist konsequent — dabei ein Weiber-Emanzipations-Narr und ein im hohen Grade arroganter Flegel; ob Letzterer zur Gelehrsamkeit gehört, weiss ich nicht. Als Geissel für unsere lieben Landsleute hier ist er aber ganz unentbehrlich. — Wie gesagt, beregter Plan ist sehr schön, und sein Gedeihen wäre erfreulich, aber . . . Ich war nie für eine rein republikanische Verfassung für unsere Michels; nur die Perfidie der damaligen Reaktion drängte uns mit Gewalt

auf die äusserste Linke, und nachdem uns die Feigheit unserer guten Landsleute hieher ins Exil gejagt, habe ich mich wie viele Andere thatsächlich überzeugt, dass der Bildungsgang des amerikanischen Volkes so wenig eine republikanische Verfassung für ewige Zeiten vertragen wird, als das deutsche hinsichtlich seiner Sitte und Gewohnheit allenfalls nur für eine freisinnige, konstitutionelle Verfassung, einen Volks-Kaiser oder König an der Spitze, sich eignet . . . E. Dedekind.

Karl Vogt an L. Feuerbach.

Genf, den 19. Sept. 1860.

Verehrtester Herr! Sie haben vielleicht in Ihrem zurückgezogenen Weltwinkel kaum davon Notiz genommen, dass wir, d. h. eine Gesellschaft politischer Freunde und Gesinnungsgenossen, unter dem Titel „Demokratische Studien“ einen Band herausgegeben haben, welcher sich die Ehre der Verfolgung von Seite der beiden Hessen, sowie (vielleicht desshalb) allgemeine Verbreitung errungen hat, so dass die Auflage gänzlich vergriffen ist und der früher kleinmüthige Buchhändler mit einer gewissen kriegerischen Energie sofort einen zweiten Band verlangt.

Sie müssen uns schon verzeihen, dass wir beim ersten Bande uns nicht an Sie um Ihre Mitarbeiterschaft wandten. Im Drange der Umstände wurde eben zusammengerafft, was sich gerade bot. Jetzt aber kommen wir dieser Unterlassungssünde reumüthig nach. Wir müssen Etwas von Ihnen haben, was es auch sei — politisch-philosophischen Inhaltes, für die grosse Masse der Gebildeten — zwei bis drei Druckbogen. Die Wahl des Stoffes steht Ihnen ganz frei — nur möchte es, dem Charakter des Buches angemessen, zweckmässig sein, wenn irgend eine nähere Beziehung zu dem jetzigen Laufe der Welt sich darin fände — also vielleicht über Konkordate oder Etwas der Art. Termin der Vollendung: Ende Oktober.

Da jeder demokratischen Unternehmung gewöhnlich der Fluch des Proletarismus sich anzuhängen pflegt, der in unserem materiellen Zeitalter Körper und Geist zusammen lähmt, trotz Rudolph Wagners doppelter Buchführung, wir aber diesen Verdacht von vorne herein von uns ablenken möchten, so beehre ich mich, Ihnen einstweilen auf Rechnung des für den Aufsatz zu Gute kommenden Honorares beiliegenden Wechsel zu übersenden. Das Bewusstsein, für die

Menschheit im Allgemeinen und die Aufklärung des deutschen Volkes im Besonderen gearbeitet zu haben, ist zwar ein ungemein belohnendes — scheint uns aber doch nicht umfassend genug, um anderseitigen, materiellen Lohn auszuschliessen. Da ich nun, der Allg. Zeitung zufolge, der lasterhaften Gewohnheit der Bestechung einmal für allemal anheimgefallen bin, so stehe ich nicht an, auch auf diesem Wege mich Ihnen nach langer Zwischenzeit wieder zu nähern. Mit bestem Grusse Ihr C. Vogt.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, den 4. Oktober 1860.

Mein theuerer, väterlicher Freund! . . . Durch Kant ist in der Philosophie das Aehnliche geschehen, wie durch Luther in der Religion. Seit diesem ist jede Kirche, seit jenem jedes theologisirende System ein Widerspruch; daher die vielen Sekten kleineren und grösseren Umfangs im Christenthum; daher die vielen um Alleingültigkeit sich bewerbenden Systeme in der Philosophie. Die Menschheit wird einst, mein theuerer Meister, über die Wichtigkeit Ihres Berufes staunen, die Philosophie durch die Religion, die Religion durch die Philosophie reformirt zu haben. Lassen wir indessen die Vergangenheitsmenschen immerhin unisono lamentiren, Sie hätten Religion und Philosophie zerstört — das ist ja in gewissem Sinne unleugbar, denn diese Leute kennen Beides nur in der ihnen mund- und sinngerechten Form, und hier haben Sie gründlich aufgeräumt. In steter Liebe Wilhelm Bolin.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg bei Nürnberg, den 20. Okt. 1860.

Mein lieber Herr Bolin! Eine grosse Veränderung ist in meinem Leben vor sich gegangen. Ich wohne, lebe und schreibe — bis jetzt freilich nur Briefe — nicht mehr in Bruckberg, sondern in einem Landhaus eines nur eine gute Viertelstunde von Nürnberg entfernten Weilers, an einem Berge oder vielmehr Hügel, an dessen Fuss dasselbe nebst noch einigen, auf der entgegengesetzten Seite befindlichen Bauernhäusern liegt, der Rechenberg genannt. Die Nähe der Stadt war Sache meiner eigenen Wahl als Familienvater, denn ich für meine Person hätte einer Einöde den Vorzug gegeben; die Entfernung von Bruckberg war aber Sache der Nothwendigkeit,

Folge höchst unglücklicher Verhältnisse und Ereignisse, welche meine Frau expropriirt und natürlich mich als Gatten in dieses traurige Schicksal verwickelt haben.

Die grosse Störung, welche diese Ortsveränderung in meinem Leben und Gemüthe hervorgebracht, und nur die hülfreiche Theilnahme geistiger und persönlicher Freunde nicht zu einer völligen Zerstörung hat kommen lassen, ist Schuld, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe.

Wie verschieden ist doch schon mein äusserliches Schicksal von dem der nächst vorangegangenen Philosophen, wenn anders ich mich als den letzten, untersten, an die äusserste Gränze des Philosophenthums hinausgeschobenen Philosophen diesen öffentlich und allgemein anerkannten Geistesheroen anreihen darf. Wie wenig genirte sie das andere Ich? Ich für mich selbst allein — kein Einwand, keine Opposition, keine Ahnung eines Andern störte diese selige Identität. Dass es ein anderes Ich noch gebe, das machten sie erst hinterdrein zufällig oder durch Klügelei ausfindig. Das andere Ich, der Mensch, das Weib, der Leib war vom Staate anerkannt und versorgt, das Ich des Denkers brauchte daher nicht an dieses andere Ich zu denken, es spielte als Professor auf dem vom Hof- oder Universitätsschreinermeister glatt gehobelten, von jeder anstössigen, an das Dasein eines Andern schmerzlich erinnernden Unebenheit gereinigten Katheder die Rolle des absoluten Geistes. In Hegel erreichte diese Rolle ihren Kulminationspunkt, er ist das realisirte Ideal, das Muster eines deutschen Professors der Philosophie, eines philosophischen Scholarchen. Der absolute Geist ist nichts anderes als der absolute Professor, der die Philosophie als Amt betreibende, in der Professur seine höchste Seligkeit und Bestimmung findende, den Kathederstandpunkt zum kosmologischen und welthistorischen, Alles bestimmenden Standpunkt machende Professor. Wie ganz anders ist mein Schicksal, das mich nicht auf den Schultern der Staatsmacht, nicht auf Kosten Anderer über die Nothwendigkeit, an das Dasein eines andern Ich ausser dem Ich des Denkers zu denken, erhoben und auf das Katheder der absoluten Philosophie gestellt hat, das mich im Gegentheil in tiefster Niedrigkeit, Verlassenheit und Obskurität, aber eben desswegen auch glücklicher Einsamkeit und Selbständigkeit 24 Jahre auf ein Dorf, das nicht einmal — o wie entsetzlich, wie unheilschwanger — eine Kirche hat, verbannte! Zwei Jahre in Berlin als Student, und 24 Jahre auf einem Dorfe als Privatdozent!

Und auch jetzt nicht durch einen ehrenvollen, dem Ich schmeichelnden Ruf an eine Universität oder „freie Akademie“, sondern nur durch das schmachvolle Gerassel der eisernen Kette, die den Denker mit dem Menschen, das Ich mit dem Du zusammenhält, aus dem Dunkel aufgescheucht, aus meinem ebenso frei- als unfreiwilligen Exil exilirt! Die durch den Ortswechsel veranlasste Erwähnung dieses meines ausser und in mir selbst liegenden Schicksals ist die unwillkürlich entsprechende Antwort auf das Thema Ihres erst gestern erhaltenen Briefs vom 4. Oktober, der mich übrigens, nebenbei gesagt, keineswegs zum Schreiben an Sie veranlasst hat, denn längst war von mir selbst aus der nächste freie Augenblick Ihnen bestimmt. Ich sage Ihnen nur noch ausdrücklich, nicht aus ekelhafter, mir gänzlich fremder Eitelkeit, sondern aus innerster gründlicher Selbsterkenntniss heraus, dass Sie meine Aufgabe und Leistung ganz richtig gefasst und bezeichnet haben, wenn Sie sagen, dass ich die Philosophie durch die Religion und umgekehrt reformirt habe. Wenn Sie aber näher noch auf mich eingehen wollen, so lassen Sie ja nicht meine „Theogonie“ ausser Acht. Sie ist ungeachtet des für den oberflächlichen Blick abschreckenden gelehrten antiquarischen Wustes nach meinem Urtheil meine einfachste, vollendetste, reifste Schrift, in der ich mein ganzes geistiges Leben vom Anfang bis zu Ende reproduzirt, aber das, was ich in den früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise, hier in der Form unmittelbarer in sich seliger Gewissheit ausspreche, und eben desswegen an den poetischen Vater der griechischen Götter, an Homer unmittelbar mich anschliesse, mich nicht mehr, als wenn auch nur scheinbaren Hegelianer oder Fichtianer, sondern als direkten Homeriden beurkunde und legitimire. Es ist auffallend, wie im Ignoriren dieser Schrift, in der immense Studien und selbst — im Verhältniss natürlich zu meinen geringen finanziellen Mitteln — immense Summen Geldes stecken, meine Freunde, mit Ausnahme eines einzigen in Berlin, der ihr Erscheinen sehr liebevoll ankündigte, und Feinde übereinstimmen. Wohl hat A. Ruge sie zur Sprache gebracht, aber mit mehr Uebel- als Wohlwollen, ja als ein Mensch, der noch bis über die Ohren in dem Lethestrom der Hegelschen Logik drinnen steckt, mit nothwendiger Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen wie ich bin. Wie unzählig Andren seiner Geistesverwandten ist ihm summa summarum meines Geistes im „Wesen des Christenthums“ enthalten und erschöpft, diese Schrift die Gränze meiner Anerken-

nung, meiner Geltung in seinen Augen; weil sie in ihr noch ein Gemeinschaftliches mit ihrem hegelianischen Wesen erblicken, konsequenter Weise erblickt er daher auch in meiner letzten Schrift, ob sich gleich zu dieser das Wesen des Christenthums gerade so verhält, wie der Kämpfer zum Sieger, der Jünger zum Meister, nur Variationen eines schon dort durchgeführten Themas. Allerdings ist der Wunsch hier wie dort der Grundgedanke; aber etwas ganz anderes als das Licht des Blitzes, das aus dunkeln Wolken plötzlich und gewaltsam hervorsschiesst, um sich wieder im Dunkel zu verlieren, ist das Licht der Sonne, vor deren Erscheinung bereits alle Wolken und Nebel verschwunden sind. Wenn ich Sie hiermit aufmerksam auf meine Theogonie im Verhältniss zu meinen andern Schriften mache, so geschieht es auch nicht aus schriftstellerischer Eitelkeit, die von Jedermann gekannt und gelesen sein will; nein! ich bin so glücklich, von diesem moralischen Uebel nichts zu wissen, ich liebe das Incognito nicht nur als Mensch, sondern auch als Schriftsteller, wie dies vor Allem meine Theogonie beweist. Ich mache Sie nur desswegen auf sie aufmerksam, weil Sie sich für mich interessiren und ich Ihnen einen Theil, einen sehr wichtigen Theil meines Wesens und geistigen Selbsts vorenthalten würde, wenn ich das Incognito dieser Schrift nicht vor Ihnen ablegte, nicht Sie in Kenntniss von ihrer Bedeutung setzte. Ich habe leider kein Exemplar zum Ueberschicken. Uebrigens würde ja auch das Porto wohl dem Buchhändlerpreis gleichkommen. Ich gratulire Ihnen dazu, dass Sie mit der Erlangung des Doctortitels endlich der fatalen Nothwendigkeit überhoben sind, eine fremdartige Rolle zu spielen. Selbst ist der Mann und nur Selbst. Möge die Doktorwürde Sie fernerhin vor jeder fremdartigen Bürde bewahren. Mit diesem Wunsche Ihr freundschaftlich ergebener

L. Feuerbach.

Charles Dollfus à L. Feuerbach.

Paris, le 14. Octobre 1860.

Je viens, mon cher Monsieur, vous remercier à mon tour d'avoir bien voulu songer à nous remercier. C'est un vrai plaisir pour moi de vous adresser la Revue, car vous savez l'estime que je professe pour vos profonds écrits et pour votre personne. Ne m'est-il pas permis aussi de reconnaître par ce léger service l'hospitalité si obligeante que j'ai reçue chez vous?

Votre lettre malheureusement me laisse entrevoir un évènement qui a dû vous affliger vivement. J'espère au moins que votre famille n'a pas été atteinte et que Madame Feuerbach et Mademoiselle votre fille sont en bonne santé. Veuillez, je vous prie, me rappeler à leur souvenir.

Vous m'annoncez un prochain ouvrage de vous. — Sitôt qu'il aura paru, n'omettez pas de nous le faire adresser au bureau de la Revue, afin que nous puissions payer à son auteur le tribut de publicité qui lui est dû.

Agréez, Monsieur et cher confrère, mes bien affectueuses salutations Ch. Dollfus.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

Rechenberg, den 27. Nov. 1860.

Verehrter Herr! So eben hat mir die Bruckberger Bötin Ihren Brief vom 7. Nov. überbracht. Es sind also 20 Tage ohne meine Schuld verflossen, ehe ich zur Beantwortung Ihres Briefes komme. Sie haben mich noch in Bruckberg gesucht, aber ein infames, von meiner Seite gänzlich unverschuldetes Schicksal hat mich von meinem 24jährigen Musensitze vertrieben und dadurch eine Störung in meinen gewohnten Lebens- und Gedankenlauf gebracht, die ich vielleicht nie mehr persönlich überwinden werde. Doch was liegt daran? Ich habe lange genug gelebt und geschrieben, wenn auch noch lange nicht genug in Ihrem und anderer Freunde Sinne. Allein wer kann Andern genug thun, namentlich auf dem end- und ziellosen Felde des Denkens, wo die Menschen von jeher auch das Klarste und Gewisseste in Zweifel gestellt, auch das Einfachste in Verwirrung und Verwicklung gebracht haben, um in der Lösung der selbstgemachten Knoten ihren Scharfsinn zu erproben? Und nun gar ich, der ich für alles gemachte oder erkünstelte Wesen oder Unwesen vielmehr eine unüberwindliche Antipathie habe, und mich in meiner öffentlichen Thätigkeit nur auf den ebenso theoretisch als praktisch wichtigen und entscheidenden Begriff der Gottheit oder Religion eingeschränkt, Anderes, ja Alles nur in Beziehung auf diesen Zentralpunkt betrachtet und beleuchtet habe, der ich überdies die antischolastische und antipedantische Caprice habe, das Allgemeine nur in concreto, im Besondern, das Gegenwärtige im Vergangenen, den Philosophen nicht im Professorenhabit, sondern im Bettlergewande des Odysseus

oder gar in der Mönchskutte eines Luther darzustellen und auszusprechen! Gleichwohl betrachte ich Ihre und anderer jüngerer Freunde Wünsche nicht nur als pia, sondern auch als justa desideria. Und ich habe auch in den letzten Jahren, zugleich aus eigenem Antriebe, an der Befriedigung derselben gearbeitet — namentlich auch in Betreff der Streitfrage des Idealismus und Materialismus, die Ihr früherer Brief aus Berlin mir an's Gemüth gelegt hat — aber ich bin stets nicht nur auf Stunden und Tage, sondern auf Monate, ja Vierteljahre, gerade in den wichtigsten Momenten der Arbeit gewaltsam unterbrochen worden, so dass ich jetzt, wo ich mich endlich wieder sammle, auch eine angenehme, ländliche, jedoch mit meinem früheren, stillen, abgeschiedenen Studirzimmer nicht vergleichbare Wohnung inne habe, nur mit Mühe, ja Widerwillen, die vom Sturme des Schicksals zerstreuten Gedanken zusammenklauben muss. Diese Gedanken enthielten übrigens nichts Anderes als eine Ausführung, Begründung und Bestätigung meines „Wider den Dualismus von Geist und Leib" und meiner „Grundsätze der Philosophie der Zukunft". Ihre Frage in Bezug auf diese letztere Schrift beantworte ich mit Ja. Ich stehe noch heute auf demselben Standpunkte, nur dass mit dem Zusatze der Jahre er auch an Kenntnissen und Studien reicher und reifer, von allen Schulerinnerungen und Schulbeziehungen freier geworden ist, als er es damals der Zeit und Sache nach war und sein konnte. Von der Richtigkeit und Wahrheit namentlich meiner Ableitung, Entwickelung und Beurtheilung der Hegel'schen Philosophie habe ich erst neuerdings wieder vollkommen mich überzeugt, wo ich eben damit umging, diese meine so kurz gefasste Kritik auf eine auch der deutschen Schulpedanterie einleuchtende Weise auszuführen. Ich kam nämlich bei meiner Behandlung der Streitfrage des Materialismus und Idealismus, in welcher, nebenbei bemerkt, bei mir die Medizin, Hippokrates und Galen, neben Plato und Aristoteles eine grosse Rolle spielt, auf die Kritik der Hegel'schen Psychologie, von dieser wieder auf eine Kritik der Hegel'schen Philosophie überhaupt zurück. Es ist aber nun fast ein Jahr, dass diese Arbeit in's Stocken gerathen ist in Folge widerwärtiger äusserer Ereignisse. Und leider ist auch mein Publikationstrieb in Anbetracht der jämmerlichen Urtheils-, Muth- und Charakterlosigkeit der deutschen Literatur und Politik so fast auf Null herabgesunken, dass ich nicht weiss, wann und wie, ja ob nur überhaupt ich diese verschiedenen, jedoch auf Eins hinauslaufenden Gedankenarbeiten

zu Stande und zu Lichte bringen werde. Was Ihre Frage nach letzter oder approximativer Gewissheit betrifft, welche Sie an eine Aeusserung des Physiologen Müller anknüpfen, so antworte ich, dass ich, für meine Person wenigstens, dem Sein eine objektive und insofern letzte, allerdings immerhin nur menschliche und desswegen vom Verstande vom Ding-an-sich unterscheidbare Gewissheit vindizire. Was Ihr Raisonnement dagegen betrifft, so stimme ich demselben bei. „Was wir, die wir ein Theil der Natur, aussagen von ihr, sagt im Grunde die Natur von sich selbst aus, ist also als Ausspruch von ihr selbst wahr, objektiv, wenngleich immer zugleich menschlich wahr, menschlich objektiv, weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche sich die Natur ausspricht. Aber eine Wahrheit oder Objektivität ohne die Farbe und ohne den Ton, ohne Geruch und Geschmack, ohne Lust und Schmerz der Subjektivität wollen, heisst auf das Buddhistische Nichts oder das unsinnige Ding-an-sich als letzte Wahrheit rekurriren. Ich gehe übrigens bei der Frage von der Realität und Objektivität der Sinne nicht vom Ich, gegenüber dem physikalischen und natürlichen Ding aus, sondern von dem Ich, welches ausser sich und sich gegenüber ein Du hat, und selbst gegenüber einem anderen Ich ein Du, ein selbst gegenständliches sinnliches Wesen ist. Und dieses, obwohl sinnliche empirische Ich ist mir der Wahrheit des Lebens nach, wonach sich allein die Wahrheit des Denkens richtet, das wahre Ich, das Ich, von dem ich in allen Fragen ausgehen muss, wenn ich nicht in ausgemachte Sophistik fallen will. Bezweifle ich die Wahrheit des Sinnes, so muss ich auch die Wahrheit meiner Existenz, meines Selbst bezweifeln. Kein Sinn, kein Ich, denn es gibt kein Ich, das nicht Du, aber Du ist nur für den Sinn. Ich ist die Wahrheit des Denkens, aber Du ist die Wahrheit der Sinnlichkeit. Was aber vom Menschen dem Menschen, das gilt auch von ihm der Natur gegenüber. Er ist nicht nur das Ich, sondern auch das Du der Natur. Das Sehen ist ein Begattungsprozess des Auges mit dem Lichte, und Hobbes sagt irgendwo und ungefähr: Erkenntniss ist ein Begattungsprozess mit dem Universum.

Indem ich Sie wegen Ihres Vermögensverlustes bedauere, aber wegen Ihrer grossen Reisen, die zuletzt doch allein die wahre „Weltanschauung“ gewähren, beneide, bin ich Ihr ergebenster

L. Feuerbach.

Feuerbach an O. Lüning.

Rechenberg bei Nürnberg, den 28. Nov. 1860.

Mein lieber Lüning! . . . Es ist eine Nothwendigkeit für mich, dass ich an die Fortsetzung der durch die traurige Bruckberger Geschichte so gewaltsam unterbrochenen Arbeiten denke. Darunter befindet sich auch eine Abhandlung über den Streit des Idealismus und Materialismus, deren Vollendung mich zur Rückkehr zu meinen alten „Scharteken“ nöthigt, da ich diesen Streit hauptsächlich nur vom psychologischen und historischen Standpunkt aus behandle, ihn auf den alten Gegensatz von Medizin und Philosophie, Galen und Aristoteles, Pathologie und Psychologie reduzire.

Ich bin übrigens bis auf ein paar schwierige kopfzerbrechende Punkte materiell schon fertig; es fehlt nur noch der Sonnenblick, die Gunst der Stimmung, die dem Stoff die gehörige Form und Gestalt gibt. Während Du und zwar nicht mit Unrecht, über diesen Rückfall in mein altes chronisches Uebel klagen wirst, werden meine jüngeren philosophischen Freunde, die fortwährend in mich dringen, diesen oder jenen Gedanken von mir weiter auszuführen, darüber sich freuen. Erst gestern erhielt ich wieder von Berlin aus einen Brief, der darüber lamentirte, dass meine „Grundsätze der Philosophie der Zukunft“, weil ich sie nicht in einem grösseren Werke ausgeführt habe, gänzlich unbekannt seien, während dagegen der Schopenhauer'sche Quietismus und Nihilismus namentlich bei der Jugend zahlreiche Anhänger habe.

Allerdings ist es nothwendig, dass ich mein Licht nicht unter den Scheffel stelle, nicht hinter Homer oder Luther verberge, sondern auf eine, auch dem deutschen Schulpedantismus einleuchtende Weise leuchten lasse. Gleichwohl fühle ich nicht die geringste Lust in mir, den enormen Wust, Schwulst und Wirrwarr, der in den Köpfen der deutschen Philosophen herrscht, bis ins Besondere und Einzelne hinein aufzuwickeln und aufzuklären . . .

Wie gerne gäbe ich Dir zum Ersatz für diese Brief-Neige einen Krug Meyer'schen Doppelbiers aus Kleinhasslach, das mich gegenwärtig erquickt. So etwas hast Du noch nicht gekostet. Es ist das realisirte Bierideal, das in Bier aufgelöste, verwandelte und verkörperte Etre suprême

Bruckberg wird nächstens zum Verkauf ausgeschrieben werden. Der 4. Febr. ist der erste Termin.

Mit herzlichen Grüssen L. F.

Dr. Duboc an L. Feuerbach.

Berlin, den 25. December 1860.

Geehrter Herr! Hätte ich nicht mit grossem Bedauern aus Ihrem Briefe ersehen müssen, dass Sie nicht mehr in Ihrem freundlichen, in dem Briefe an Riedel mit solcher Liebe von Ihnen beschriebenen Bruckberg sich aufhalten, und müsste ich nicht glauben, dass Ihnen die Trennung und Verpflanzung von dort wahrhaften Schmerz verursacht hat, so würde mich Ihr Schreiben mit noch ungetheilterer Freude erfüllt haben. Auch ich denke noch mit Liebe und lebhafter Erinnerungskraft an das alte Schloss zurück, an das alte Kellergewölbe, in dem wir Abends von Ihrem Biere genossen, an die obstbeladenen Bäume, die es so dicht umgaben, an einen waldverschlungenen Weg zu einem kleinen Wasserfall, den Sie mich führten, selbst an einen Protegé von Ihnen, ein Reh, das Sie fütterten. Die wechselndsten Szenerien unter allen Himmelsstrichen, die ich seitdem gesehen, haben diese Bilder nicht aus meinem Gedächtnisse zu löschen vermocht, wie viel mehr muss es Ihnen so gehen, der Sie dort die Heimat eines halben Lebens gefunden hatten. Möchte das Bewusstsein der innigen Antheilnahme, die nicht ich allein, sondern alle Ihre Schüler und Freunde Ihnen zollen werden, Sie einigermassen geistig für das Herbe eines Verlustes entschädigen, der uns Alle mittrifft.

Mit aufrichtiger, tiefer Verehrung Ihr Duboc.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

Rechenberg, den 6. April 1861.

Verehrter Herr! Ich habe das mir gefälligst übersandte „Tagebuch eines Materialisten“ richtig erhalten und Etwas, namentlich das mich Betreffende, bereits gelesen. Es ist doch höchst sonderbar von dem Verfasser, dass er meinen Gattungsbegriff, das Objekt seiner Kritik, nur vom Wesen des Christenthums abstrahirt, als wäre diese Schrift der realisirte Gattungsbegriff meiner schriftstellerischen Thätigkeit, als hätte ich nicht in den darauf gefolgten Schriften gerade diesen Begriff, wie er dort ausgesprochen ist, aufs Sorgfältigste und Ausführlichste kritisirt, modifizirt und individualisirt, und zwar in der Art, dass mir die spekulativen Schulphilosophen grade den entgegengesetzten Vorwurf gemacht haben, nämlich den, dass ich den Gattungsbegriff vollständig aufgehoben,

nichts als das Individuum übrig gelassen hätte. Was soll man gegen eine Kritik sagen, die 1860 nur wiederholt, was schon 1842 der „Einzige“ gegen den 41er Feuerbach vorgebracht, ohne zu berücksichtigen, was derselbe über denselben Gegenstand in spätern Jahren gesagt? Gleichwohl bin ich Ihnen sehr dankbar für die Mittheilung, denn es ist doch immer interessant, „Stimmen der Zeit“ auch über sich selbst zu vernehmen. Auch ist die Schrift philosophisch insofern interessant, als der Verfasser die Konsequenzen, die die Gegner des Materialismus aus diesem folgern, selbst, obwohl (angeblicher) Freund desselben, als richtig anerkennt, ja zu seinen eigensten Herzensgedanken macht. So schien es mir wenigstens nach den flüchtigen Blicken, die ich hineingeworfen. Ich will die Schrift aber doch noch einmal etwas genauer ansehen und sie Ihnen dann wieder zurückschicken.

Von der Herbart'schen Philosophie oder vielmehr von Herbart selbst interessirt mich nichts als seine Psychologie, deren nähere Bekanntschaft ich noch machen muss. Der Denker und der Schreiber sind bei mir leider zwei verschiedene Personen; jener ist Philanthrop, dieser Misanthrop, jener Stoiker, dieser Epikuräer, Materialist, abhängig von der Gunst des Augenblicks und Sonnenblicks u. s. w.

Mit freundlichem Grusse Ihr ergebenster L. Feuerbach.

Jos. Schibich an L. Feuerbach.

Wlachowiz, bei Ungarisch-Brod, den 11. Juli 1861.

Lieber, theurer Freund! Wissen Sie auch, Freund! dass der geologische Hammer an die Glocken unserer Dome schlägt, und dass dies Sturmgeläute ihren jüngsten Tag, das letzte Gericht bedeutet? Die Philosophie und die Naturwissenschaften sind zwei Gesichtslinien; die erstere war — sei es, dass sie grössere Kapazitäten hatte, oder dass ihre Arbeit eine leichtere war — um eine geraume Zeit der zweiten vorausgeeilt, und steht nun ein Dezennium stille, um auf die Schwester zu warten. Ist diese einmal am parallaktischen Winkel angelangt, dann, Freund, ist Alles That, Realität geworden; dann gibt es keine Philosophie mehr im heutigen Sinne, dann bleibt nur noch die Wissenschaft katexochen. Sie stehen an der Parallaxe, Sie sind auch der letzte Philosoph.

Mit herzlichem Kusse Ihr Freund Dr. Schibich.

Konrad Haag an L. Feuerbach.

Hüttweilen (Kanton Thurgau), den 12. Juli 1861.

Verehrungswürdigster, edler, grosser Mann! Es kann als Vermessenheit oder mindestens als Unbescheidenheit bezeichnet werden, wenn ein Dilettant es wagt, oder sich die Freiheit nimmt und sich brieflich an den anerkannt grössten Denker und Aufklärer unseres Jahrhunderts oder aller Jahrhunderte wendet. Aber ich kann dem Drange meines Herzens nicht mehr länger widerstehen; ich thue endlich das, was ich schon lange beabsichtigte; ich ergreife die Feder und schreibe an den „Einzigen" unter den Reformatoren und Aufklärern aller Zeiten, der das Räthsel der Religion löste wie kein Anderer mit oder vor ihm. —

Ludwig Feuerbach ist mir, seitdem ich ihn aus seinen Werken kenne, der gefeiertste Name, weil er mit unvergleich gewaltigem Geiste und grossem Genie und Talente gerade in einem Gebiete wirkt, das auch für mich das allerwichtigste ist. Ich verdanke keinem Menschen oder Schriftsteller so vieles wie ihm; er ist mein grösster Freund und Wohlthäter. Wer hat mich vollständig frei gemacht von allem Wahn und Aberglauben, und aus meinem Kopfe allen theologischen, supranaturalistischen und spekulativen Unrath herausgefegt und alle religiösen Vorurtheile zerstört, als L. Feuerbach? Welcher Denker und Philosoph hat Werke geschrieben, die Dich — muss ich zu mir selbst sagen — in so hohem Grade befriedigten, in denen Du Deine eigenen Gedanken und Ueberzeugungen so geistvoll ausgesprochen fandest, wie in den unsterblichen Werken Feuerbachs?

Wer hat Schriften verfasst im Fache der Religions-Philosophie, die dem „Wesen des Christenthums", dem „Wesen der Religion", der „Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie", „den Grundsätzen der Philosophie d. Z.", „den Vorlesungen über das Wesen der Religion", der „Theogonie" etc. etc. in Bezug auf Gründlichkeit, Tiefe, Genialität und Klarheit der Darstellung an die Seite zu setzen sind? Keiner! Wer hat mit herkulischem Heldenmuthe die Theologie in Anthropologie, die Philosophie in Physiologie aufgelöst, und die ewig wahren Worte ausgesprochen: „Die Religion ist der Traum des menschlichen Geistes! Die Nacht ist die Mutter der Religion!" — Der Geistesriese L. Feuerbach! — Wenn A. v. Humboldt in seinem berühmten „Kosmos" uns die Erscheinungen oder Phänomene der physischen Welt übersichtlich zusammenstellt

und erklärt aus dem überreichen Schatze seines Wissens; so gibt uns L. Feuerbach in seinen philosophischen Werken mit kolossalem Genie einen geistigen Kosmos, indem er uns die religiösen und psychischen Phänomene in der Menschenwelt, über die bis jetzt, wenigstens noch theilweise, ein undurchdringliches Dunkel ausgebreitet war, — mit der Fackel der Vernunft so sonnenklar beleuchtet, dass der denkende Leser bis zur Evidenz einsieht, die Menschheit habe in ihren religiösen Schwindeleien und gottesdienstlichen Gebräuchen und Funktionen nur mit sich selber gespielt; oder auch wieder in ihrem Wahne ein Schreckbild phantastisch aufgestellt, das im Sonnenlichte der Wahrheit betrachtet, nur ihr eigenes Wesen war. Wenn man einmal Feuerbachs klassische Werke durchstudirt hat, wie unbefriedigt legt man später die Schriften selbst von Kant, Fichte, Hegel, das „System der Natur“, ja in gewisser Hinsicht auch die Strauss'sche „Glaubenslehre“ etc. — aus den Händen! Bei allen diesen Denkern findet man nur die halbe oder Dreiviertels-Wahrheit; die ganze Wahrheit und Geistesfreiheit empfängt man nur durch die Feder Feuerbach's. Nur wer sich so ganz in die Ideen Feuerbach's hineingelebt und seine Lebens- und Weltanschauung sich zu eigen gemacht hat, wie Schreiber dieses, weiss auch, welche Zufriedenheit und Seligkeit es gewährt, diesen Standpunkt erstiegen zu haben, auf welchem man so ganz in Harmonie steht mit der Natur und dem ganzen Universum. Aber eine wie verhältnissmässig kleine Zahl von den tausend Millionen Bewohnern des Erdballs erhebt sich auf diesen Standpunkt; wie Wenigen liegt es so recht am Herzen, auf dem Gebiete der Religion völlig ins Klare zu kommen! Wie wahr ist es leider! was Sie, verehrtester Feuerbach! in einer Anmerkung in der Biographie Ihres Vaters sagen, dass die meisten Menschen in dem Gebiete, auf dem sie operiren, nur ein gewisses Dämmerlicht vertragen! Es ist eine traurige niederschlagende Erscheinung, dass eine Unzahl von Menschen eigentlich erschrickt und zurückbebt vor dem Lichte der vollen, ganzen Wahrheit, und dass weitaus die Meisten den Fledermäusen oder den Eulen gleichen, denen es nur im Halbdunkel behagt; ja dass selbst ein Lessing sagen konnte: Wenn Gott in einer Hand die Wahrheit hätte und sie ihm bieten wollte, er getraute sich nicht dieselbe anzunehmen, und dass auch der Dichterheros Goethe, der doch als Verehrer und Anhänger von Spinoza bekannt ist, nicht den Muth hatte, das „System der Natur“ von Holbach ganz durchzulesen, weil es atheistisch war. Wie viele sonst nicht

einmal ganz dunkle Köpfe erschrecken heute noch vor dem blossen Namen Feuerbach oder Strauss! — Leute, welche Zschokke's „Stunden der Andacht" lesen, fürchten sich, über dieselben hinaus und zu Feuerbach in die Schule zu gehen. Freilich ist noch ein gewaltiger Schritt zwischen Zschokke und Feuerbach. — In diese Klasse gehören auch noch viele Theologen. Ein gewisser Pastor, der mich vor einigen Jahren besuchte und dem ich bei diesem Anlasse Ihre Werke offerirte zum Lesen, sagte sogleich, dass er keine Schriften dieser Art lese. Die Herren fürchten ganz gewiss das Gewicht der Gründe, welche sie wenigstens zu „relativen" Atheisten machen könnten. Da haben wir Freidenker es denn doch ein wenig besser, wir fürchten uns nicht vor den pietistischen Traktätchen, vor den Mirakeln der Bibel und Orthodoxie und vor den leeren Phrasen und „Kniffen und Pfiffen" der Theologen. Wenn wir etwa noch zur Abwechslung derartiges Zeug lesen, so nöthigt es uns höchstens ein mitleidiges Lächeln ab. — Dieses ist dann auch noch ein Ersatz für die Verdächtigungen, die sich der offene Naturalist oder Atheist noch heute von den modernen frommen Gläubigen und charakterlosen Halbgläubigen gefallen lassen muss. Die Gläubigen aller Farben sind noch immer der Meinung, der sogenannte Ungläubige könne durchaus kein wahrhaft rechtschaffener Mensch sein, was mir letzthin ein gewisser Schlossherr, und vor mehreren Jahren auch Herr A. Follen, mit dem ich ins Gespräch gekommen, — unter das Gesicht sagte; obgleich er dann wieder erklärte: L. Feuerbach sei ein sehr ehrenhafter Charakter, er kenne ihn persönlich. — Ich selbst bin gegenwärtig fast der Meinung, dass man beim alten Glauben kein edler, tugendhafter Mann mehr sein könne. Beim jetzigen Zustande der Wissenschaften kann nur der Tölpel noch im Ernste altgläubig sein, sehr Viele von den sogenannten Gläubigen sind nur Schurken und Heuchler. Im Lichte der modernen Astronomie ist der Himmel und die Hölle der antiken Welt in Nebel aufgelöst, der Wohnsitz der Götter und Engel und Teufel schon längst zerstört, und alle Mirakel und Wunder von einer gesunden Physik ins Land der Träume, Märchen und Fabeln verwiesen worden. Wer daher nur einige Bildung besitzt und folgerichtig denkt, muss den alten Glaubensboden unterhöhlt finden und sich in neue Gebiete flüchten, oder ein total Gleichgültiger sein gegen die Wahrheit. Aber der Gleichgültige gegen die Wahrheit ist auch gleichgültig gegen die Tugend. Ich kann mir keinen edlen Charakter denken ohne Wahr-

heitsliebe und Achtung vor der Vernunft und Wissenschaft. Wie viele Charakterlose und Gleichgültige gibt es aber in dieser Sphäre in unserer Zeit! Fast Alle huldigen in religiösen Dingen dem Prinzipe der Stabilität; ist einmal Etwas in die Welt eingeschmuggelt, so bringt man es mit allen Gründen der Vernunft und des Verstandes fast nicht mehr aus den Köpfen heraus. Die Pfaffenbrut ist im wohlverstandenen eigenen Interesse immer thätig, die alte Nacht beizubehalten und sorgt dafür, dass es nicht ganz helle wird in den Köpfen, und dass das Volk nie zur Mündigkeit gelangt. Von frühester Jugend an wird den Kindern das supernaturale Gift eingepflanzt und dieselben dadurch moralisch verdorben und verkrüppelt, und der Unglaube oder das Denken und die Kritik ihnen als eine Pflanze oder ein Produkt des Teufels dargestellt. Den unwissenden Erwachsenen wird dann vorgepredigt, es sei die Partei, die durch Feuerbach, Strauss, Bauer, Ruge, Vogt, Moleschott u. A. repräsentirt werde, durch die Glaubensmänner vollständig besiegt und aus dem Felde geschlagen worden u. s. w. —

Es ist daher, mein lieber Feuerbach! bei diesem Stande der Dinge nicht anzunehmen, dass Ihre Lehre sobald in der Masse des Volkes Wurzel fasse oder Gemeingut werde, wie Sie übrigens selbst auch annehmen laut einer Stelle des Vorwortes zu Ihren herrlichen „Vorlesungen“. Ja, ich zweifle oft sehr daran, dass die Menschheit jemals auf einen Standpunkt der Kultur und Zivilisation gelangen werde, auf dem Ihre Lehren als volksthümlich betrachtet werden könnten; sie werden vielleicht für immer nur das Eigenthum der denkenden Köpfe bleiben; — für den grossen Haufen sind sie nicht.

Aus eigener Erfahrung weiss auch ich, wie schwer es ist Vorurtheile abzulegen, die einem so zu sagen mit der Muttermilch eingepfropft wurden. Ich hatte nämlich auch schon als Knabe einige Zweifel an gewissen Kirchenlehren, wie etwa die Lehre von der Dreieinigkeit und Auferstehung etc. Allein, wenn ich meinen Eltern, die auch sehr religiös waren, etwas der Art merken liess, so wurde ich dadurch eingeschüchtert, dass sie sagten, es sei eine grosse Sünde an diesen Dogmen zu zweifeln, man dürfe darüber nicht grübeln u. s. w. So wurde mein Bischen Vernunft erwürgt. Ich war dann bis ins reifere Jünglingsalter ziemlich orthodox, hielt mich in strengerem Sinne an die Bibel, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Mitunter stiegen dann freilich auch wieder Zweifel auf, mein Wissensdurst und Wahrheitsdrang konnte nicht mehr unterdrückt werden. Ich wurde vom Schicksale

in Zustände und Verhältnisse versetzt, in denen es mir möglich war, mich vielfach mit Büchern abzugeben, die theilweise geeignet waren, meinen Durst nach Wahrheit momentan zu stillen, oder mich auch nach und nach zum Zweifler an allen Glaubens- und Kirchenlehren machten. — Ich nenne unter diesen Büchern hauptsächlich die „Stunden der Andacht“, Georg v. Keller's Schriften, verschiedene Werke von Bretschneider, von Ammon, Paulus etc. etc., dann wieder die Werke unserer grossen Dichter, Naturforscher und Kritiker wie: Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Humboldt, Littrow, Moleschott, Vogt, Strauss, Bauer, Ruge etc. etc. Bei solcher und vieler anderen Lektüre konnte von Kirchenglauben und Orthodoxie bei mir wohl keine Rede mehr sein; aber ich wurde Jahre lang ohne Selbständigkeit wie ein Ball hin und her geschleudert ohne festen Anhaltspunkt. Zuerst wurde ich Rationalist, dann Deist, Pantheist und endlich, besonders durch Ihre Werke und eigenes Denken, entschiedener Naturalist oder Atheist. — Doch ich werde fast zum breiten Schwätzer, ich habe vergessen, dass ich nicht zu Meinesgleichen rede, dass in Bezug auf Kenntnisse und Talente ein Zwerg sich mit einem Riesen unterhält. Was wird sich auch ein Heros wie Feuerbach um die Entwicklungsgeschichte eines unbedeutenden Menschen bekümmern, was für ein Interesse an diesem langen Geschreibsel haben! —

Doch das muss ich noch bemerken: Ich habe mich auf meinem jetzigen Standpunkte der Ueberzeugung, zu dem ich mich seit etwa 20 Jahren offen bekenne und den ich nie verläugnen werde — heucheln kann ich nicht, es ist gegen meine Natur — über nichts zu beklagen, als dass ich vereinzelt dastehe mit meinen Ansichten in einem Schweizerisch-Thurgauischen Dorfe. Ich kann meine Gedanken beinahe mit Niemandem austauschen; wer bekümmert sich auch um die Philosophie, um die interessenlose Wissenschaft? Alles strebt nur nach Sinnengenuss und materiellem Besitz. Auch haben die meisten Menschen, wie ich schon oft erfahren habe, fast keinen Sinn für philosophische Ideen; sie sind für das Glauben geschaffen, nicht für das Wissen. — Schon oft habe ich daher, ähnlich dem Goethe'schen Faust seinem Gretchen gegenüber: „Ach könnt' ich nur ein Stündchen Dir am Busen hängen“ gewünscht; ach könnte ich mich auch ein paar Stunden mit Feuerbach unterhalten! Doch aus diesem Wunsche wird nichts werden, ich muss mich mit dem Feuerbach, den ich in 9 Bänden in meinem Zimmer habe, begnügen, und das ist ja die Quintessenz vom wirklichen, persönlichen Feuerbach.

Wann wird uns Feuerbach mit einem neuen, dem zehnten Bande seiner sämmtlichen Werke erfreuen und überraschen, und was wird er für ein Thema zur Bearbeitung auswählen? — so sagte ich schon oft zu mir. Das Thema seiner früheren Schriften wird beinahe von ihm erschöpft sein; doch ein Genius wie er weiss der Sache immer wieder neue Seiten abzugewinnen. Oder schreibt vielleicht Feuerbach kein Buch mehr, ist er des Kampfes müde, will er etwa ausruhen, oder altert er schon? Gegen dieses Alles sprechen einfache Gründe. Eine so kräftige, regsame Natur, eine von Vernünftigen so allgemein anerkannte Autorität, eine welthistorische Persönlichkeit und Erscheinung wie Feuerbach, kann sich mit drei- oder vierundfünfzig Jahren noch nicht zur Ruhe begeben, sondern muss noch von seinen glänzenden Talenten Gebrauch machen und darf dieselben nicht vor der Zeit vergraben.

Obschon Feuerbach bereits vier Jahre nichts mehr von sich hören liess, so steht dennoch oder gerade desshalb zu erwarten, er werde seine Verehrer und Geistesgenossen recht bald mit einer neuen literarischen Gabe aus seiner geistreichen Feder erfreuen. Zudem kann ein so vielseitiger Geist wie Feuerbach, dem kein Gebiet des menschlichen Wissens fremd ist, sollte er auch auf dem Felde, auf dem er bis jetzt so epochemachend wirkte, nicht ferner arbeiten wollen, — nicht verlegen sein. Immerhin dürfte es kein beschränktes sein, sondern ein universelles, und dies wäre das Gebiet der Natur, die ja auch Feuerbach's Göttin ist. Ja es wäre wirklich sehr zu wünschen, es möchte einmal ein so freier Geist wie Feuerbach ein Buch über das „Ganze der Natur“ schreiben, ohne alle theologischen und philosophischen Vorurtheile, Grillen und Voraussetzungen. Bis jetzt haben wir noch kein solches Werk. Ein solches zu schaffen wäre vielleicht auch nur Ludwig Feuerbach möglich in unserer Zeit, wie es gewiss auch nur ihm möglich war, von seinem freien Standpunkte aus eine so umfassende Theogonie zu schreiben, wie sie uns im neunten Bande seiner Werke vorliegt. Dieses Werk ist einzig in seiner Art, es ist der Gipfel seiner Leistungen, und Feuerbach wird schwerlich durch einen Späterkommenden verdunkelt werden, so wenig als Kolumbus, der Entdecker einer neuen Welt. Mit diesem Buche ist das Räthsel der Religion vollständig gelöst und der Verfasser hätte sich die Unsterblichkeit erworben, wenn er auch sonst Nichts geschrieben hätte. In vollster Manneskraft, mit der Kraft eines Giganten, steht Feuer-

bach in der Theogonie vor uns und versetzt dem Obskurantismus Streiche, wie noch keine gegen ihn geführt worden sind. —

L. Feuerbach ist der Mann, den Lessing mit prophetischem Seherblicke erwartete und verkündete, als er sagte: „Er soll noch kommen der Mann, der die Religion so bestreitet (und ihr Wesen so beleuchtet und erklärt), wie es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert, mit allen den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, allem dem Ernste.“ — Erst die spätere Nachwelt wird L. Feuerbach auf die Stufe erheben, die ihm von rechtswegen gebührt, und ihn in die erste Reihe setzen unter die grossen Männer aller Zeiten und Völker.

Doch, doch! nun einmal zum Schlusse! — Empfangen Sie daher schliesslich, heldenmüthiger Wahrheitszeuge, edler Kämpfer für Wahrheit, Freiheit, Licht und Aufklärung, Charakter ohne Gleichen, den wärmsten, innigsten, herzlichsten Dank für Ihre Lehren und Aufklärungen von Ihrem unwandelbaren, treuesten Anhänger und Verehrer Konrad Haag, Gemeinds-Präsident.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 16. Juli 1861.

Mein lieber Herr Bolin! Ich war nicht wenig überrascht, ja erstaunt, als ich, nachdem erst ein einziger ganzer Tag seit Ihrer Abreise verflossen war, schon die versprochene Schrift von Schopenhauer erhielt. Das Paket öffnen und lesen, von Anfang bis zu Ende lesen, war Ein Akt. Meine Neu- oder Wissbegierde fiel aber zunächst nicht auf die Freiheit, sondern auf das Fundament der Moral, und fand sich reichlich befriedigt. Ich stimme ihm vollkommen bei, wenn er gegen die bodenlose idealistische Moral das Mitleid als ein — in seinem Sinne einziges — reales, positives Prinzip der Moral geltend macht, wenn er die Moral als etwas wesentlich sich nur auf Andere Beziehendes fasst und daher die Pflichten gegen sich selbst ausstreicht, wenn er den Unterschied zwischen Gut und Böse nur auf den Unterschied von Wohl und Wehe gründet, wenn er endlich die Unveränderlichkeit des Charakters der Menschen behauptet. Aber er ist darin einseitig, beschränkt, befangen einerseits noch im Kantianismus, andererseits im Brahmanenthum, dass er das Mitleid, statt auf das Prinzip der Sinnlichkeit, auf ein metaphysisches Prinzip zurückführt, dass er den Eudämonismus aus der Moral verbannt, die Moral überhaupt

nur im Widerspruch mit dem menschlichen Egoismus erfasst. Höchst komisch finde ich es, dass er den Nothbehelf Kant's mit seiner Unterscheidung eines intelligibeln und erscheinenden Charakters für ein welthistorisches Meisterstück ausgibt, weil er sich selbst damit aus seiner Gedankennoth heraushilft und in's Reich der metaphysischen Träume flüchtet. Aber trotzdem ist mir die endliche nähere Bekanntschaft mit Schopenhauer eben wegen dieser grossen Uebereinstimmung als auch Entgegensetzung seiner und meiner, theils ausgesprochenen, theils noch im Kopf zurückbehaltenen Gedanken von hohem Werthe und Interesse, und ich fühle mich daher innigst Ihnen verbunden für die Mittheilung dieser seiner Schriften, von denen ich bis jetzt die über Freiheit nur desswegen nicht gelesen habe, weil mich das Spiel der Ideenassoziation von dem Schopenhauer'schen Fundament der Moral auf das Schiller-Kant'sche Fundament der Poesie, namentlich der Tragödie geführt hat. Auch für Ihre gewissenhaften Exzerpte aus Sprengel's Geschichte der Medizin sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Ich ersehe hieraus, dass diese nur die Schattenseite des Jak. Milichius hervorgehoben, die universelle, die ethische Bedeutung aber, die der Freund Melanchthon's der Anatomie gab und die gerade ich an's Licht ziehe, übersehen hat. Sehr wichtig ist für mich ein Zitat von Ihrer lieben Freundeshand, weil ich hieraus erfahre, dass von den Deklamationen Melanchthon's mehr Bände existiren, als ich besitze, und daher hoffe, dass auch dort meine Augen Manches sehen werden, was Andere nicht gesehen haben.

Wenn Sie, wie ich hoffe, Ihre Rückreise über Nürnberg nehmen, so bitte ich Sie, mir ungefähr die Zeit Ihrer Ankunft zu bestimmen, damit Sie mich nicht verfehlen. Wenn Sie dann bei mir statt im Gasthause wohnen wollen, so finden Sie mein und der Meinigen Herz und Haus zu Ihrer Aufnahme bereit. Mit herzlichem Danke und Wunsche, dass Jupiter und Neptun Ihnen günstig seien, Ihr

L. Feuerbach.

W. Bolin an Feuerbach.

Ste. Adresse bei Hâvre, den 19. August 1861.

Lieber Freund! Ein zweiwöchentlicher Aufenthalt in Paris liegt bereits hinter mir, und auch schon in der vierten Woche bin ich hier, in den Fluten des Ozeans mich an den herrlichen Bädern erquickend. Für mich ist der Anblick der See ein heimischer; den-

noch ist sie hier recht grossartig und bietet durch ihre Schönheit, wie auch in nächtlicher Aufgeregtheit der Winde, recht anschauliche Belege für die „Theogonie". Man lebt solche Möglichkeiten der Gotterzeugung wirklich durch; eine Sturmesnacht bleibt mir unvergesslich.

Wie freut es mich, dass Ihnen die Schrift von Sch. gefallen. Mich hat dieser Mann schon lange angesprochen. Sie erinnern sich vielleicht noch, dass ich ihn bereits 1859 als einen nothwendigen Durchgangspunkt zu Ihnen bezeichnete. Die Richtigkeit dieser Aussage haben Sie mir durch Ihr, ihm so vielfach beistimmendes Interesse an demselben nur bestätiget. Ist es Ihnen aber nicht aufgefallen, wie ein so frischer und wahrhafter Geist die Verschrobenheit des Kantianismus behalten konnte? Wie er sich alle mögliche Mühe gibt, diese Fesseln noch fester zu schmieden und sie als das herrlichste Geschmeide zu preisen, das er je hätte erlangen können? Es mag pathologisch und historisch erklärlich sein — und ist es auch; aber wenn ich seine eminente Originalität gegen seinen reproduzirten Kantianismus halte, habe ich etwas von dem horazischen Fischschwanz. Mich wundert dann gar nicht, dass der Kantianismus so unverschämt von allen Dächern, resp. Kathedern, gepredigt wird. Aber ist denn der Kantianismus in seinem originellsten Theile, eben in seiner kuriosen Lehre von Raum und Zeit, gründlich widerlegt? Denn nur in dieser geschickten Wendung hat Kant, scheint es mir, mit dem alten Sauerteige des Idealismus solch Aufsehen erregt, und eine noch immer nicht überwundene Verwirrung angerichtet. Man mag noch so sehr mit Ihnen Raum und Zeit als G r u n d b e d i n g u n g alles Seins, alles Wahren und Wirklichen annehmen, so befindet man sich meist in einer gewissen Rathlosigkeit, wenn man Kant's transzendentale Aesthetik widerlegen soll. Bis jetzt habe ich das einzige hierauf Bezügliche nur bei Ihnen, aber leider nur zerstreut und beiläufig gefunden. Das, was meines unmassgeblichen Erachtens noth thut, ist einfach eine kritische Auseinandersetzung jenes ersten Abschnittes der „Kritik der reinen Vernunft". Es handelt sich wahrhaftig nicht um einen Feldzug gegen alle die verstockten Epigonen des Kantianismus, die sammt und sonders auf seinem originellen Ausgangspunkte geblieben und des alten Königsbergers Argumente, mit einigen anschaulich sein sollenden Exempeln ausstaffirt, mechanisch wiederkäuen; — sondern um den Kantianismus selbst, namentlich weil Schopenhauer, der jetzt endlich die verdiente Anerkennung findet,

diesen Standpunkt ohne Weiteres annimmt und dadurch die Beseitigung dieser Illusion verzögert und erschwert. Ich möchte daher, dass Sie mit Schopenhauer's Ausgangspunkte, wie er ihn in seiner Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ auseinanderlegt, genau bekannt würden, — überzeugt, dass Ihnen dann mein altes hier wiederholtes Anliegen besser einleuchten werde, als aus meinen mangelhaften und ungeschickten Andeutungen, die aus der vielleicht irrigen Annahme entspringen, dass mit dem Kantianismus noch nicht ganz gründlich aufgeräumt ward. Mit herzlichen Grüssen an die Ihrigen, in steter Freundschaft und Liebe Wilhelm Bolin.

Feuerbach an K. Haag.

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. Sept. 1861.

Verehrter Herr! Für einen Menschen, dem das unglückselige Loos beschieden war, zum Thema seines Lebens und Denkens einen Gegenstand zu machen, welcher in den Augen der Einen über aller Kritik und Vernunft, in denen der Andern unter aller Kritik und Vernunft steht, welcher daher seinen Kritiker und Erforscher bei den Einen zu einem Frevler, bei den Andern zu einem Thoren stempelt, der sein Licht unter den Scheffel stellt, seine Zelebrität in der Obskurität sucht; für einen Menschen, dem überdem eine solche bescheidene Lebensstellung zu Theil geworden, dass dem materiellen Ertrag nach ihm jeder Stiefelwichser oder Hausknecht berechtigt erscheint, mit Geringschätzung auf den tiefsten Denker herabzublicken, und zudem noch die Natur so wenig Dünkel und Selbstzufriedenheit eingeflösst hat, dass es ihm sehr häufig vorkommt, als sei er Nichts und habe Nichts geleistet, für einen solchen Menschen — und ein solcher bin ich — ist ein so anerkennender, so begeisterter Zuruf aus unbekannter Ferne, wie der Ihrige, ein höchst wohlthätiges und erfreuliches Memento vivere et scribere, wenn er sich auch gleich nicht verhehlen kann, dass nicht der Kubus des von der Begeisterung gespendeten Lobes, sondern nur der Wurzelextrakt daraus der wahren Grösse des Gegenstandes entspricht. Nur in dem Urtheil, das Sie über meine Theogonie fällen, stimme ich Ihnen bei, ohne das Mittel der Ex- und Subtraktion anzuwenden, wiewohl vielleicht nur aus dem höchst menschlichen Grunde, weil das jüngste Kind auch das geliebteste ist, namentlich dann, wann es zugleich das letzte Produkt der

Zeugungskraft ist. Ein Deutschamerikaner hat bereits auch wirklich meine Theogonie bald nach ihrer Erscheinung meinen Schwanengesang genannt. Das Schicksal, das mich unterdessen meines alten geliebten Musensitzes in Bruckberg beraubt und wider Willen auf die Landstrasse, in die Nähe einer geräuschvollen Fabrikstadt gesetzt, scheint dieses absprechende Wort boshafter Weise zur Wahrheit machen zu wollen. Es fehlt mir zwar bis jetzt weder an Willen noch an Kopf und Stoff; aber es fehlt mir die passende Lokalität, das Nest zum Ausbrüten meiner Gedankeneier, und leider gehöre ich zu den Vögeln, die das Fortpflanzungsgeschäft nur in einer ganz absonderlichen Lokalität besorgen können. Ich weiss daher selber nicht, ob die vorlauten, absprechenden Yankees oder die an ihrer, so auch meiner Zukunft nicht verzweifelnden Deutschen Recht haben werden. Nur so viel weiss ich gewiss, dass es besser ist als Schwan zu enden, denn als geschwätzige Gans sein Dasein fortzusetzen, dass also entweder keine Fortsetzung von mir mehr in Ihrer Bibliothek erscheinen wird, oder eine solche, die den Yankee zu einem Pseudopropheten macht. Was aber auch erscheinen wird, es wird nichts sein als weitere Ausführung und Bestätigung des in der Theogonie oder in den „Grundsätzen der Philosophie" Ausgesprochenen. An einen absolut neuen Gegenstand zu gehen, widerspricht den physiologisch-psychologischen Gesetzen, denen das Alter, in dem ich bereits stehe, unterworfen ist. Ohnedem kann und soll der Mensch nur Eines, nicht Vieles, geschweige Alles leisten und thun. Doch wer weiss, ob nicht einst auch noch der wirkliche Feuerbach statt des papiernen Ihnen Gesellschaft leisten wird! Es hat nicht viel gefehlt, so wäre ich noch diesen Herbst nach Zürich gekommen, wo ich werthe Freunde habe, und dort allein natürlich nicht sitzen geblieben. Also in Hoffnung einer nicht nur schreibenden, sondern auch lebendigen und anschauenden Zukunft Ihr ergebenster L. Feuerbach.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 26. Sept. 1861.

So eben erhielt ich Ihren Brief, lieber Herr Bolin. Nach Paris habe ich nicht geschrieben, weil ich nichts zu schreiben hatte, ich hätte denn meine Einladung an Sie, auf Ihrer Rückreise bei mir mit Sack und Pack einzukehren, wiederholen sollen. Wozu aber eine solche Wiederholung zwischen Männern, die sich bestreben,

der Menschheit, folglich auch sich selbst, keine Komplimente, sondern die Wahrheit zu sagen? Die „Probleme der Ethik“ und die „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ gehören aber in keinen Brief, sondern in eine Schrift, und zu einer solchen, worin diese Gegenstände, wenn auch nur kurz, behandelt werden sollen, werde ich noch hoffentlich Zeit und vor Allem Raum finden; und bei Gelegenheit dann meinen thatsächlichen — oder wenn Sie wollen, schriftlichen, aber nicht brieflichen Dank für die mitgetheilten Schriften abstatten. In freudiger Erwartung Ihrer baldigen Ankunft

Ihr L. Fb.

Konrad Haag an Feuerbach.

Hüttweilen, den 5. Oktober 1861.

Mein theuerer, verehrtester Herr Feuerbach! Ihr werthes Schreiben, das ich Anfang des vorigen Monats erhielt, hat eigene und verschiedenartige Gefühle in mir hervorgerufen: Einestheils das Gefühl der Freude, dass mein Brief einer Antwort werth gefunden wurde, und dass ich nun auch Etwas von Ihnen besitze, was kein Anderer hat; — dann das Gefühl der Unwürdigkeit, in brieflichem Verkehre mit einem Manne zu stehen, der zu den Unsterblichen gehört, und in der Kulturgeschichte aller kommenden Jahrhunderte mit Hochachtung genannt werden wird, wenn die Menschheit nicht von einem bösen Dämon — zu ewiger Blindheit und Dummheit verdammt ist, währenddem meine Wenigkeit nach Verfluss von einigen Jahren der Vergessenheit anheimfallen wird. Mit Wehmuth und Trauer erfüllte mich die kurze Schilderung Ihres Schicksales; ich sehe, dass Ihr Lebensloos kein so glückliches und glänzendes ist, wie Sie es durch Ihre Leistungen verdient hätten und wie mir meine Phantasie dasselbe ausmalte. Als ich nämlich in Ruge's Werken gelesen hatte, dass Sie das „Wesen des Christenthums“ im Schlosse zu Bruckberg geschrieben hätten, und im Vorworte zu Ihres Vaters Leben, dass Sie sich in einer glücklichen, weil unabhängigen Lage befänden, glaubte ich, Sie lebten in beneidenswerthen Zuständen und Verhältnissen. Aber leider! haben Sie, wie es scheint, das Schicksal der grossen Männer früherer Zeiten, eines Kepler, Galilei, Spinoza etc. „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?“ „Das Beste, was man weiss, kann man den Buben doch nicht sagen!“ „Die Menschen sind durch's ganze Leben blind“, ihre grössten Wohlthäter lassen sie oft halb

verhungern, die Verkünder der Wahrheit werden verhöhnt und in den Staub getreten, und für „ihre Leistungen werden sie dann auf den Mist der Geschichte geworfen.“ Sie sagten als junger Mann: „Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich.“ Vielleicht sind Sie nach vielen Lebenserfahrungen jetzt auch nicht mehr ganz entschieden dieser Ansicht. Wenigstens ich muss gestehen, dass in gewissen Lebensmomenten es mir scheint, Schopenhauer habe nicht so ganz Unrecht, wenn er diese Welt als die miserabelste, die sich denken lässt, schildert. Ich werde oft, wenn ich das Leben und Treiben der Menschen beobachte, für Augenblicke zum Verächter dieser zweibeinigen Thiere. — „Klopfte man an die Gräber und fragte die Todten, ob sie wieder auferstehen wollen, sie würden mit den Köpfen schütteln.“ Der Vers: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, ist eben auch nicht ganz wahr. Die Welt, die Natur ist im Ganzen ebenso vollkommen und unvollkommen, ebenso gut und ebenso böse, als der Mensch, der ja auch zur Natur gehört, eine Bildung, ein Theil derselben, wie wir annehmen die Quintessenz wenigstens der Erdennatur ist. Es ist nichts im Organischen, das nicht auch im Unorganischen ist; das Ganze hat keine Eigenschaften, es ist eben Alles zugleich, was sich nur denken lässt. Dass es Ihnen oft vorkommt, als seien Sie Nichts etc., kann ich mir erklären, wenn ich mich an die Stellen in einer Ihrer Abhandlungen erinnere, wo es heisst: „Je mehr ein Mensch ist, desto weniger bildet er sich ein und umgekehrt.“ „Wer sich nie als Nichts gefühlt, der ist auch nicht Etwas.“ Einen üblen Eindruck hat es auch nicht auf mich gemacht, dass Sie mein Lob übertrieben finden. Bescheidenheit steht auch grossen Menschen gut an, wie auch ein gewisser Grad von Selbstgefühl jedem Unverdorbenen eigen ist und sein soll. Gleichwohl lass’ ich mir meinen Feuerbach nicht nehmen, ich halte es hier wie der Gläubige mit seinem Christus, wenn er singt: Meinen Jesum lass’ ich nicht! — Am Wenigsten gefällt mir die Stelle Ihres Briefes, wo Sie mich im Zweifel lassen und selbst bezweifeln, ob noch jemals ein literarisches Produkt aus Ihrer Feder im Drucke erscheinen werde, währenddem Sie doch nebenbei bemerken, dass es Ihnen weder an Willen noch an Kopf und Stoff fehle, und sich nur über die unpassende Lokalität beschweren. Allein ich glaube denn doch, der Wille und die Begeisterung fehlen ein wenig; sind diese im höheren Grade vorhanden, so sieht und hört man nicht, was in der Nähe vorgeht, man lebt nur in seinen

Ideen. Ich würde stolz darauf sein, wenn ich mit Anderen — ich erinnere mich hier an die Rezension Ihrer „Theogonie“ im „Jahrhundert“ von M. Hess — Sie dazu bestimmen könnte, im Dienste der Wahrheit, des Lichtes und Fortschrittes noch einen 10. Band zu schreiben, worin Sie im Interesse der Menschheit der Hyder des Aberglaubens, der Finsterniss und Dummheit noch einen kräftigen Fusstritt beibrächten, wenn möglich noch etwas der Theogonie Ebenbürtiges lieferten, denn dieses Werk zu übertreffen, wird selbst Ihnen nicht möglich sein. Ich muss dieses annehmen, wenn ich mich unter vielem Andern daselbst nur an die klassische Abhandlung erinnere mit der Aufschrift: „Die Theodicee“ und die unvergleichliche Stelle daselbst über die Naturgesetze. Welch tiefer Blick in das Wesen der Natur! Wie wahr! Wie unwiderleglich! Könnte ich etwas Aehnliches schaffen, ich würde noch mehr als einen Band schreiben und auf das Geheul der Finsterlinge und Dummköpfe nicht achten. Dass Sie der Theologie keine Konzessionen machen würden, wie seiner Zeit Newton, Voltaire, Fichte, Goethe, Heine etc., schliesse ich aus dem Satze, wo es heisst: „Was aber auch noch erscheinen wird, es wird nichts sein als weitere Ausführung und Bestätigung des in der „Theogonie“ oder in den „Grundsätzen der Philosophie“ Ausgesprochenen.“ Wäre ich ein reicher Mann, ich würde Ihnen selbst noch ein Honorar von ein paar Tausend Thalern aussetzen für einen neuen Band. Aber ich lebe wahrscheinlich noch in weit einfacheren und bescheideneren Verhältnissen als Sie, in stiller Einsamkeit und Zurückgezogenheit, ohne Familie, ohne Weib und Kind, ohne Hund und Katz’, in einem alten Hause, ein eigener Kautz! Das Liebste, was ich habe, sind meine Bücher und Porträts berühmter Männer und Schriftsteller, unter denen auch Ihr Bildniss von L. Fries prangt. Und zwar habe ich Ihre Züge so studirt, dass Sie schwerlich incognito bei mir erscheinen könnten, wenn nämlich das Bild naturgetreu ist. — Ich bin Einer von denen, die sich um des „Himmelreichs“ willen verschnitten haben, zwar nicht physisch, aber moralisch. Als ich nämlich, hauptsächlich durch Ihre und die Strauss’schen Werke, vom Kirchen- und Bibelglauben vollständig abgeführt worden war, konnte ich es nicht mehr über mich bringen, kirchliche Gebräuche und Zeremonien mitzumachen. Und doch wäre ich dazu gezwungen gewesen, wenn ich hätte heirathen wollen. Mich durch einen Pfaffen mit einem Weibe in den „drei höchsten Namen“ zusammenkuppeln und dann etwa später Kinder taufen und konfirmiren lassen —

nein! Das ging bei mir nicht mehr. Ich blieb daher ledig und beuge mich vor keinen Phantasiegebilden, und das sind alle Götter ohne Ausnahme. Selbst wenn Feuerbach im Alter noch in's Heerlager der Gläubigen hinüber gehen würde, er hätte keinen Nachfolger an mir; ich würde nur annehmen, der Phosphor wäre ihm aus dem Gehirne verdunstet. So lebe ich zurückgezogen und unabhängig im Besitze eines Gütchens, das ich grösstentheils selbst bearbeite, bin keinem Menschen etwas schuldig, habe aber auch nicht viel Guthaben bei Anderen. — Doch wieder zu viel von meiner Wenigkeit, vom lieben Ich! Eines jedoch muss ich noch kurz erwähnen. Ein schönes Buch wurde mir vor einigen Tagen von einer benachbarten Buchhandlung zugeschickt, das Sie wahrscheinlich auch schon kennen, „Naturforschung und Kulturleben" von Böhner. Der Verfasser ist einer der dickgläubigsten, die ich kenne, ein gelehrter Narr oder ein Schurke. Der unverschämte, gewissenslose Zelot und Zionswächter zählt Sie und Ruge zum materialistischen Pöbel, sagt, Feuerbach quacksalbere in die Religionswissenschaft hinein u. s. w. Die Gewissenlosigkeit trägt er zur Schau durch seine entstellten, verfälschten Zitate; unter Anderen ist auch der bekannte Passus aus Goethe's Faust: „Wer darf ihn nennen" u. s. w. ganz zu Gunsten der Orthodoxie verändert und verfälscht. Alles, was er zur Rechtfertigung oder zum Beweise für die Wahrheit des Kirchen- und Bibelglaubens aus der Naturwissenschaft aufführt, spricht gerade gegen denselben. Wie kann man z. B. auch eine Millionen Jahre lange Entwicklung des Sonnensystems oder jedes einzelnen Weltkörpers, oder auch nur die langweilige Bildung der organischen Wesen auf unserer Erde, namentlich auch des Menschen, mit dem Glauben an ein Wesen zusammenreimen, das diese Himmelskörper etc. durch einen Machtspruch in einem Augenblicke hätte hervorbringen können? — Wie zum Verzweifeln langweilig müsste die Existenz eines Wesens sein, das von Ewigkeit her schon Alles genau wüsste, was bis in die fernste Ewigkeit hin geschehen wird, vor dem die ganze Welt oder Weltallsgeschichte schon fertig abgerollt daläge, — und das dann ohne alles Interesse — gleichsam den müssigen Zuschauer spielen müsste durch alle Ewigkeit hindurch?! — — Wozu auch das lästige Ungeziefer zur Plage und Qual der Menschen und Thiere und so vieles andere Böse, — wenn ein Gott voll Liebe die Welt gemacht hat? — Jeder Flohstich überzeugt mich davon, dass ein solches Wesen nur in der Einbildung existirt, nur ein Hirngespinnst ist.

Empfangen Sie schliesslich, werthester Herr! die Versicherung wahrer Hochachtung von Ihrem ergebensten Konrad Haag, am Seebach in Hüttweilen.

P. S. Also zu den beiden grossen Atheisten Holbach und Feuerbach ein dritter, ebenso entschiedener, aber in Bezug auf Wissenschaft kleiner Atheist am Seebach. Eine schöne Dreieinigkeit! würde ein Gläubiger sagen.*)

Feuerbach an Buchhändler Trübner in London.

Rechenberg bei Nürnberg, den 31. Okt. 1861.

Herr Verlagsbuchhändler Trübner in London! Herr Jakob von Khanikoff, gegenwärtig in Heidelberg, ist von mir aufgefordert worden, meine bei H. Otto Wigand in Leipzig erschienenen Werke, mit Ausnahme derjenigen Schriften, die sich nur auf speziell deutsche Zustände und Erscheinungen beziehen, unter seiner Leitung und Aufsicht in die russische Sprache übersetzen zu lassen, und hat diese Aufforderung mit der grössten Bereitwilligkeit, ja Begeisterung auf- und angenommen. Da nun bereits in Ihrem in Russland rühmlichst bekannten Verlage eine Uebersetzung meines „Wesens des Christenthums“ erscheint, eine Uebersetzung, deren Gelungenheit die Billigung und Empfehlung des berühmten Schriftstellers Alexander Herzen verbürgt, und welche daher recht gut gleich als der erste Band auf dem Titel bezeichnet werden könnte, so wünsche ich in Uebereinstimmung mit Herrn Khanikoff, dass auch die übrigen Werke von mir bei Ihnen erscheinen, vorausgesetzt, dass Sie meine Rechte als Autor anerkennen und zu annehmbaren Bedingungen sich verstehen. Ich bemerke zugleich, dass ich die Honorirung der Uebersetzer übernehme, und stelle daher, wie sich von selbst versteht, nur in der Voraussetzung, dass Sie es nur mit mir zu thun haben werden, die Frage an Sie, wie viel Honorar — am zweck-

*) Der Brave ist nicht mehr. Auf meine Anfrage in Hüttweilen antwortet mir der jetzige Gemeindevorsteher, Hr. C. Wüger: „dass K. Haag im Jahre 1862 gestorben, und dass er seine ganze Bibliothek der hiesigen Gemeinde testirte. Bei der amtlichen Inventur haben die Erbberechtigten das dringende Gesuch gestellt, es möchten ihnen die Werke von L. Feuerbach, Strauss etc. belassen werden. Ich habe dem Ansuchen entsprochen. Bei der Inventur des Nachlasses habe ich dann ein Couvert bemerkt mit der Aufschrift: ‚Zweites Schreiben an den grössten Philosophen der Jetztzeit, Ludwig Feuerbach‘, das ich dann zu meinen Handen nahm; darin lag ein ‚Eigenhändiges Schreiben d. d 3. Sept. 1861 von Ludwig Feuerbach‘ (siehe oben) nebst zwei Zuschriften von dem Verstorbenen an L. F.“ D. H.

mässigsten nach Bogen — sei es im deutschen oder russischen Formate berechnet — Sie mir für mich und meine Uebersetzer zusammen zu geben gesonnen sind. Indem ich Sie um eine baldige Antwort ersuche, zeichne ich hochachtungsvoll

Dr. L. Feuerbach.

Trübner an Feuerbach.

London, den 4. December 1861.

Hochgeehrter Herr! Ihre schätzbare Zuschrift vom 31. Oktober ist mir richtig zugegangen, und muss ich vielmals um Entschuldigung bitten, dass ich nicht früher geantwortet habe. Als ich nämlich Ihren Brief erhielt, hatte ich noch kein Exemplar der Uebersetzung Ihres Werkes über das „Wesen des Christenthums" in Händen und hatte auch noch keine Idee, wie sich dieses Unternehmen buchhändlerisch gestalten würde. Ich wollte desshalb erst einige Wochen verstreichen lassen, ehe ich Ihnen antwortete, um zu sehen, was für Bestellungen von Seiten des Buchhandels einlaufen würden. Leider ist bis jetzt die Nachfrage sehr gering gewesen, was allerdings nicht beweist, dass der Band nicht eventuell doch noch Erfolg haben kann, namentlich da im Winter aus Ihnen wohl bekannten Gründen das Geschäft mit meinem russischen Verlage stets stockt. Trotzdem nöthigt mich aber die gemachte Beobachtung zur Vorsicht, um so mehr, als das Geschäft, welches Sie mir vorschlagen, ein sehr bedeutendes ist — und ich möchte desshalb pausiren, bis ein mässiger Erfolg mir gezeigt hat, dass das russische Publikum nicht allein den Wunsch hat, sondern auch den lebhaften Willen, à tout prix Ihre Werke zu erlangen, wie es mit den Herzen'schen der Fall ist. Ich glaube schon im März oder April im Stande sein zu können, einen bestimmten Entschluss in Bezug auf die Herausgabe Ihrer Werke zu fassen, würde aber wünschen, dann mit einem Werke zu beginnen, welches noch nicht veröffentlicht ist und desswegen aus Ihrem Manuskripte übersetzt werden könnte. Mit grösster Hochachtung Nikolaus Trübner.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

Rechenberg bei Nürnberg, den 26. Januar 1862.

Verehrter Herr! Es war mir sehr interessant, eine mir nur dem Namen nach bekannte, gleichwohl so tief und weit eingreifende

Krankheitserscheinung unserer Zeit aus Ihrer Feder kennen zu lernen*). Sehr praktisch finde ich Ihren Vorschlag zu einem diesem Uebel entgegengesetzten Vereine, aber eben, weil er praktisch ist, wird er bei uns nur auf dem Papiere stehen bleiben; denn das ist der grosse Uebelstand bei uns, dass wir nur den Feinden der Freiheit und Menschheit das Recht und Geschick zur Organisation und Korporation überlassen, wir selbst aber unter uns, trotz unseres theoretischen Materialismus, im Leben ohne allen materiellen Zusammenhang und Bestand, uns in's Nichts der blossen Gedankenfreiheit verlieren. — Sie haben gar nichts versäumt, wenn Sie das „System der Natur" (?!) des Herrn ** noch nicht gelesen haben. Nach dem, was ich gehört, hat derselbe die grosse Indiskretion gehabt, mein auf sein Ersuchen gefälltes, in einem Briefe niedergelegtes Urtheil über seine Schrift ohne meine Erlaubniss zu veröffentlichen, und zwar mit Weglassung des von mir ausgesprochenen Tadels — denn ich habe nur einige Sätze gelobt. Wahrlich, unsere Literatur ist eben so miserabel wie unsere Politik. Was gäbe ich darum, wenn ich die Feder mit der Hacke vertauschen könnte! Indem ich Ihnen zum neuen Jahre Glück wünsche und für die Mittheilung Ihrer Schrift Dank sage, bin ich Ihr ergebenster

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg bei Nürnberg, den 10. Juli 1862.

Verehrter Herr! Es bedarf keiner Vergebung meinerseits, es bedarf vielmehr nur der nachträglichen Versicherung meiner vollkommenen Zustimmung zu dem Gebrauche, den Sie von brieflich Ihnen mitgetheilten Aeusserungen von mir gemacht haben. Es geschah ja diese Veröffentlichung nur im Interesse meiner eigenen Sache und selbst Person. Welche bübischen Urtheile über mich existiren nicht unangefochten und unwiderlegt in der deutschen Bücherwelt! Zu welcher erbärmlichen Rolle in der Unterwelt der deutschen Literatur hat mich nicht auch der furchtbare literarische Jupiter-Stygius in Leipzig verurtheilt! Ich bedauere nur, dass Sie die Lücken meiner Schriften nur aus Briefen ergänzen konnten und mussten, und dass das Werk, das ich jetzt unter der Feder

*) Das Johannesstift und die Propaganda des Rauhen Hauses. Eine Warnung. Leipzig. Joh. Ambr. Barth.

habe, noch lange auf seine Vollendung, noch länger auf seine Veröffentlichung wird warten lassen. Unter den Gegenständen dieses Werkes spielt auch das Thema, worüber Sie schon in Ihren ersten Briefen an mich Fragen gestellt hatten: die Willensfreiheit, eine Rolle. Ein Hauptpunkt ist hier in dieser Arbeit die Lösung des Knotens, aus dem sich Kant und nachher Schopenhauer mit einem Salto mortale in die intellektuale oder vielmehr Traumwelt losgemacht haben. Gegenwärtig stehe ich aber an ganz anderen Punkten, im Mittelpunkte des Streites zwischen Idealismus und Materialismus. Erst vor einigen Tagen habe ich die Kritik der idealistischen und somnambulistischen Psychologie Hegel's vollendet. Ich komme übrigens auch hier, aber auf Veranlassung des Gegenstandes ebensowohl, wie auf Grund meines hauptsächlichen Berufes und Thema's, wieder auf die Gottheit, die Theologie und Religion. Aber ich behaupte es immer und immer wieder: nur die Religion oder, was Eins ist, die Gottheit und das damit Zusammenhängende ist Sache der Menschheit, der Geschichte, des Volkes, alles Andere Sache der Schule. „Nur die Gottheit“, sage ich an einer Stelle meines neuen Werkes, „entscheidet das Schicksal der Psyche, der Seele.“ Hinter der Seele steckt nur die Gottheit, hinter dem Idealismus der Theologismus.

Es soll mich sehr freuen, wenn Sie mich besuchen, aber zeigen Sie mir gefälligst lange vorher ungefähr die Zeit Ihrer Ankunft an, damit ich zur rechten Zeit hier bin. Ergebenst

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 13. December 1862.

Verehrter Herr! Erst in der vorigen Woche habe ich mir von Erlangen, nachdem ich schon lange vor Ihrem letzten Briefe in Nürnberg mich vergeblich nach den „Deutschen Jahrbüchern“ umgesehen hatte, Ihren Aufsatz „wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus“ verschafft und mit derselben Gründlichkeit gelesen, mit welcher er geschrieben ist. Ich stimme Ihnen vollkommen bei sowohl in dem, was Sie aus mir über mich, als in dem, was Sie aus sich selbst über Raum, Kausalität und Identitätsgesetz sagen. Ich habe Sie früher nur für einen philosophischen Dilettanten gehalten, aber Sie haben dies Vorurtheil gründlich widerlegt. Darum hat mich auch Ihr Urtheil über mich, als ein

auf Sachkenntniss gegründetes, innerlichst erfreut und ermuntert. Ich bedauere nur, dass ich nicht gleich nach der Lesung Ihres Aufsatzes meine Gedanken und Eindrücke zu Papier gebracht habe. Ich habe nämlich gleichzeitig mit dem Julihefte einige längst gesuchte alte Schriftsteller erhalten und sogleich nach Ihnen vorgenommen, darunter den alten Porphyrius de abstinentia ab usu animalium. Wozu? werden Sie fragen. Ich habe die letzten Monate her zu meiner Erholung und Satisfaktion den vielberüchtigten Satz von mir: „Der Mensch ist, was er isst" zum Gegenstande meiner Feder gemacht, aber so, dass ich zugleich die Bedeutung des Opfers von Speise und Trank zu meinem Thema machte, in dem Sinne dieses Satzes den Sinn des Opfers finde und nachweise. Ich bin schon fertig, aber nachträglich musste ich zu meiner Vergewisserung lesen, was ich noch nicht gelesen hatte. So sind meine Gedanken von Ihnen abgekommen. Ich habe übrigens selbst über die Kant'sche Apriorität des Raumes und der Kausalität in den letzten Jahren Mancherlei gedacht, und wie es mir eben in den Kopf kam, zu Papier gebracht. Was sie über die immer- oder fortwährende — ich zitire aus dem Gedächtniss — Wahrnehmung als Erklärungsgrund der vermeintlichen Apriorität oder Idealität bei Gelegenheit des Identitätsgesetzes sagen, stimmt fast verbotenus mit mir überein. Nur mache ich vor Allem den praktischen Standpunkt, den Standpunkt des Lebens vor dem Standpunkte des hölzernen Katheders auch in dieser Frage geltend. Wenn ich dazu kommen werde, auch diese Gedanken für den Druck herzurichten, so werde ich gewiss auch Ihre Gedanken nicht unbenutzt lassen. Ich wünsche nur, das Ihre Redaktionsgeschäfte Ihnen erlauben mögen, öfters Proben von der modernen — nicht absolutistischen, nicht monarchischen — sondern sozialistischen, gemeinschaftlich denkenden Philosophie zu geben. Mit diesem Wunsche Ihr ergebenster L. Feuerbach.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 15. Febr. 1862.

Lieber Herr Bolin! Die Stimmung zur Schriftstellerei stellt sich bei mir so selten ein, dass ich, um diesen seltenen und heikeln Gast bei guter Laune zu erhalten, alles Andre bei Seite setzen muss. Wie Sie wissen, beschäftigte ich mich gerade während Ihrer Anwesenheit mit der Bedeutung der Todtenbeschwörung als Nach-

trag zu meiner „Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“. Die Bedeutung führte mich auf die Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens überhaupt, namentlich bei den antiken und rohen Völkern, die zwar schon in der eben erwähnten Abhandlung von mir richtig angegeben, aber doch dort nicht genügend begründet oder gar erschöpft worden ist. Diese Bedeutung und die damit zusammenhängenden Fragen beschäftigten Kopf und Feder bis ungefähr die Mitte Dezember, obgleich das schriftstellerische Resultat der Quantität nach nicht mehr als einen Druckbogen betragen mag; denn ich bin nun einmal, wenn auch vielleicht zur Tiefe, doch zu den beiden andern Dimensionen der Breite und Länge schlechterdings nicht, weder geistig noch leiblich, prädestinirt und disponirt. Von der Unsterblichkeit machte ich ohne Aufenthalt einen Sprung zu ihrer Mutter oder, wenn Sie lieber wollen, Tochter, — der Freiheit. Und ich wollte nun abermals nicht eher an Sie mit der Feder denken, als bis ich auch dieses Kapitel, das auch nur ein kleines Ganzes werden soll, abgefertigt hätte. Allein theils äussere Unterbrechungen, theils sachliche Gedankenanstände und Verstimmungen, veranlasst durch die Unbehaglichkeit und Unverträglichkeit meiner hiesigen Wohnung, ja Existenz überhaupt, mit meinen geistigen und selbst leiblichen Bedürfnissen und Gewohnheiten, haben mich, ich hoffe nur auf kurze Zeit, von der Vollendung dieser Aufgabe abgezogen. Und ich benutze jetzt diese Pause, um endlich die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, die Ihr letzter Brief in mir erweckt hat. Ich war, offen gestanden, eben so betrübt als unwillig darüber*), dass Sie bei Ihren schönen Kenntnissen und Anlagen noch immer nicht darüber mit sich im Reinen sind, ob Sie zur Philosophie oder zur Poesie bestimmt sind oder sich bestimmen sollen, was ziemlich eins ist. Ich sage Ihnen aber, dass Sie als ein Sohn dieser Zeit weder zur Poesie noch zur Philosophie, sondern nur dazu bestimmt sind, der Sache der Menschheit zu dienen, die jetzt ihre drin-

*) Entschuldigung! Wie die Menschen gewöhnlich Bücher lesen und rezensiren, so habe ich auch diesmal Ihren Brief nicht nach dem Original, sondern nach der Uebersetzung und Gestaltung in meinem Kopfe beantwortet. Jetzt, nachdem ich das Original wieder gelesen, erkenne ich meine Expektoration nur als ein Produkt der Vermischung des Subjektiven mit dem Objektiven. Gleichwohl schicke ich den Brief fort, weil er nun einmal geschrieben ist und doch, wie ich glaube, eine allgemeine, zeitgemässe Wahrheit ausspricht. Auf alle Fälle entschädigt Sie für den Brief die Photographie [es war seine eigene Karte, ganze Figur, sitzend], die ich beinahe vergessen hätte. (Nachträgliche Einschaltung F.'s)

gendste Angelegenheit ist. Diese Sache ist aber weder Poesie noch Philosophie, oder Beides, aber nur im Sinne und Dienste dieser Sache. Ob Poet, ob Philosoph, ist ganz gleichgültig: es handelt sich nur darum, dass Sie das einmal als wahr und nothwendig Erkannte in dem Ihnen zu Gebote stehenden Wirkungskreise aussprechen, geltend machen, Andern auch zu Gemüth und Verstand bringen, sei es nun vermittelst der reinen oder unreinen Vernunft. „Realismus“ ist das Wesen und Wollen der Zeit; also realisiren Sie, was Sie wissen und denken, machen Sie Ihre „geheime Liebe“ — nicht zu meiner Person, aber zu der Sache, der meine Person angehört — zu einer öffentlichen, ehrlichen, fruchtbaren, Kinder zeugenden. Darum sollen Sie nicht die Poesie an den Nagel hängen; aber Ihr Zweck kann und soll sie nicht sein. Sie bleibe den Eingebungen des Augenblicks, dem Drang der Umstände und Gefühle, aber stets im Dienste der jetzigen Herzensangelegenheit der Menschheit, überlassen. Es fehlt Ihnen weder an Talent zum Denken noch zum Dichten; aber es ist nothwendig, dass Sie sich einen praktischen Zweck setzen, dass Sie sich konzentriren, dass Sie sich verheirathen, wenn auch nicht mit einer Person, doch mit einer Sache. Haben Sie den Punkt der Konzentration, der Verdichtung gefunden, so haben Sie auch den Vereinigungspunkt von Poesie und Philosophie, von Licht und Wärme gefunden. Ist es denn gerade nothwendig, förmlicher Denker oder förmlicher Dichter zu sein? Nimmermehr. „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah u. s. w.“ Ja es liegt Ihnen so nahe, also nur zugegriffen, nur in die Hand zusammengefasst, in juristischen Besitz genommen, was bereits Ihr geistiges Eigenthum ist!

Die Schrift Schopenhauers über die Freiheit, die ich Ihrer Güte verdanke, habe ich mit Wohlgefallen gelesen, eine Vergleichung des Willens mit dem allvermögenden Wasser mit Entzücken. Aber sie lässt eine Menge Fragen, freilich schon durch die gestellte Aufgabe beschränkt, unberücksichtigt, enthält ausser Dem, was über die Freiheit als Thatsache des Bewusstseins gesagt ist, nichts Neues, nichts, was nicht schon Andere vom Kantischen Standpunkt aus, schon vor mehr als 60 Jahren — so mein Vater in seiner Revision der Grundsätze des peinlichen Rechts — eben so gut, wo nicht besser, gesagt. Ich weiss daher noch gar nicht, ob ich sie in meiner Abhandlung berücksichtigen werde. Dies gilt aber nicht von der anderen beigedruckten Schrift.

Die Meinigen, die sich, wie ich, abgesehen von gewöhnlichen

Winterübeln, wohl befinden, grüssen Sie freundlich. Mögen auch Sie wohl und glücklich sein. Trotz Schopenhauer ist Glückseligkeit der letzte Zweck und Sinn alles menschlichen Thuns und Denkens.

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 5. Nov. 1862.

Lieber Herr Bolin! Endlich komme ich zu Ihnen. Endlich, denn ich wollte schon zu Ihnen, wie Sie noch in Berlin waren, allein Ihr Brief aus Norderney kam gerade hier an, während ich mich in Muggendorf auf einige Tage aufhielt, und als ich zurückkam, fand ich, dass ein Brief Sie nicht mehr in B. getroffen hätte. So verlor ich Sie aus dem Auge, das ja nur in der Nähe sieht, wenn auch nicht aus dem Sinne. Aber nur die leibliche Nähe elektrisirt und feuert zur That an, der innere Sinn überlässt uns unbeschränkt unsern eigenen Gedanken. Und so habe ich denn seitdem, statt an Sie zu denken, d. h. zu schreiben, nur an mich selbst gedacht, aber nicht als den Autor längst geschriebener und längst vergessener Werke, sondern nur als den Urheber des zwar auch längst geschriebenen, doch allein noch in frischem Andenken der deutschen Literatur, aber nicht zu meiner Ehre lebenden, famosen Satzes oder vielmehr Wortspiels: „Der Mensch ist, was er isst". Das Echo, das so oft wiederholte, erst neuerdings bei der Fichtefeier wieder mit Hohngelächter erschollene Echo dieses Satzes hat mich in einen solchen Humor versetzt, dass ich mich nicht enthalten konnte, aus diesem Satz eine selbständige, wiewohl kurze Abhandlung, aus diesem Wortspiel tiefen Ernst zu machen. Wie ich aber den Satz, Gott ist was der Mensch wünscht zu sein, auf dem Grund und Boden des alterthümlichen, aber noch jetzt uns beherrschenden Menschen in meiner Theogonie durchgeführt, so habe ich auch diesen Satz, theils zu meiner Erholung, theils zur Anknüpfung an meine früheren, zeither unterbrochenen Studien, nur auf den Tempeln und Altären des Alterthums, zum Hohn der modernen Laffen und Pfaffen aufgebaut und ausgeführt. Ich beginne, wie in der Theogonie, mit Homer, aber hier nicht, wie dort, mit dem den verderblichen Zorn des Achilleus vollstreckenden Zeus, sondern mit dem menschenfreundlichen, bei den Aethiopen schmausenden Zeus, oder vielmehr als Einleitung hiezu, mit den gutmüthigen Lotophagen und den immerfressenden Kyklopen. Der

Titel soll sein: „das Geheimniss des Opfers oder: der Mensch ist was er isst“. Die Arbeit hat mir viele Mühe gekostet. So wie man speziell auf einen Gegenstand eingeht, so sieht man, wie oberflächlich und einseitig unsre Gelehrten, weil ihnen leitende Prinzipien fehlen. Ich hoffe, dass sich meine „Methode“, mein Prinzip auch an diesem Gegenstande, so kurz ich ihn behandelt, bewährt hat. So lange ich mich nun aber mit einem Gegenstande beschäftige, so müssen meine Freunde warten, bis ich fertig bin. Wenigstens die entfernten, die sinnlich-todten, deren Existenz für uns von uns selbst abhängt und denen wir selbst nur durch den Geist Kunde von unsrem Dasein geben; denn die sinnlich-lebendigen Freunde und Bekannte sind so unverschämt und unvorbedacht wie neuentdeckte Planeten und Kometen, sie kommen, ohne uns vorher zu fragen, ob sie uns im Systeme und Laufe unsrer Gedanken stören. Und was einmal als ein fait accompli mit der Thür ins Haus gefallen ist, das lassen sich ja selbst auch unsre legitimistischen und absolutistischen Nacht- und Tagwächter gutwillig gefallen. Namentlich wurde ich dieses Jahr, besonders diesen Herbst, von solchen meteorologischen Besuchen heimgesucht. Erst gestern verabschiedete ich mich an der Eisenbahn, nach zweitägigem fast ununterbrochenem Zusammensein, von einem — erschrecken Sie nicht — russischen Staatsrath, einem — was unendlich mehr Respekt einflösst — eben so grossen Mathematiker als Kenner der orientalischen Sprachen, Länder und Völker, zugleich höchst freisinnig und allgemein gebildetem Manne, dem Vetter eines jungen Russen, der mich schon voriges Jahr besucht hatte, um sich mit mir wegen einer zu bewerkstelligenden, bereits begonnenen, aber in Folge der neuesten Ereignisse wieder ins Stocken gerathenen Uebersetzung meiner Schriften ins Russische zu besprechen, und der sich seitdem selbst in Erlangen niedergelassen hat, wo oder von wo aus wir fast wöchentlich einmal zusammenkommen. Er hat auch eine junge Frau bei sich, die, des Deutschen mächtig als geborene Liefländerin, sich an meine Frau und Tochter innigst angeschlossen. Die barbarische Verfolgungssucht in R. hat sie hierher getrieben. Um so mehr erfordert es die Humanität — abgesehn von der Persönlichkeit und Bildung beider — von dem Gesetz der Sparsamkeit an Zeit und Kraft bei ihnen eine Ausnahme zu machen. Was aber, um wieder zurück zu kommen, die sinnlich Lebendigen für sich in Anspruch nehmen, das wird natürlich den sinnlich Todten entzogen. Doch genug der langen Rede vom langen

Schweigen. Mit der gastrotheistischen Arbeit bin ich fertig. Was ich nun anfangen oder fortsetzen werde, weiss ich jetzt noch nicht. Es hängt dies grossentheils davon ab, ob und wie ich mich in meiner wieder bezogenen, den Musen so ungünstigen, so Frost und Schall zugänglichen Winterstudirstube finden werde. Leben Sie wohl! Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 19. Mai 1863.

Mein lieber Herr Bolin! Es hat mich sehr gefreut, ja gerührt — nirgends ist ja der Mensch empfindlicher, als wo er an wichtige Ereignisse seiner Vergangenheit erinnert wird — aber auch in Verwunderung gesetzt, bis meine Frau mir das Räthsel aufklärte, dass Sie, noch dazu aus so weiter Ferne der Zeit und des Raums, des Tags meiner viertelhundertjährigen Verehelichung gedacht haben. Ich wollte Ihnen sogleich auch meine dadurch erregten Gedanken und Empfindungen telegraphiren, aber dieser praktische Wille scheiterte an der Theorie des Willens, die mich gerade damals und noch lange nachher beschäftigte. So sehr ist der Wille ein zeitlicher Akt, dass wir, wozu wir keine Zeit, auch keinen Willen haben, wenigstens keinen Thatwillen. Aber was ist ein Wille, der nur im Gedanken steckenbleibt? So viel als ein Schwerdt, das in der Scheide steckt. Darum muss ich auch jetzt die Feder ergreifen, wenn nicht wieder Monate verstreichen sollen, ohne dass Sie von mir ein Denk- oder Lebenszeichen erhalten, jetzt, wo ich Zeit für Sie habe (die aber gleichwohl schon bei dem nächsten Satze durch Besuche Ihnen zum Schaden mir entrissen wurde —), ich an einem Abschnitt meines Denkens und Lebens stehe, indem ich nächster Tage mein Sommerstudirstübchen beziehe, um hier endlich an meine zum Ekel oft erwähnte Arbeit über Materialismus und Spiritualismus die letzte Hand zu legen. Meine Abhandlung über den Willen, woran diese sich eng anschliesst, ist bereits vollendet, obwohl in einigen Punkten nicht zu meiner Zufriedenheit, die daher doch vielleicht noch statt des mechanischen Drucks der Presse die Feuerprobe der Kritik wird erleiden müssen. Ich wollte, ich könnte Ihnen oder sonst einem kompetenten Freunde mein Manuskript zur Einsicht mittheilen. Man ist oft so ungerecht gegen sich, so skrupulös, so sich selbst missliebig, dass man oft eines blossen Wortes halber,

das einem zufällig widerwärtig ist — die Ideenassociation der alten Psychologie spielt auch hier ihre Rolle — einen ganz richtigen Gedanken verwirft, dass man oft aus einem Splitter einen Balken macht, leider aber auch einen Balken für einen nichtssagenden Splitter ansieht. Der Grundgedanke meiner Arbeit über den Willen ist die Einheit des Willens und Glückseligkeitstriebes: „ich will heisst: ich will nicht Unglück leiden, kurz ich will glücklich sein", — die Hauptaufgabe, die auf Grund des Glückseligkeitstriebes versuchte psychologische Vermittlung von Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit, im Gegensatze zu der phantastisch-metaphysischen Vermittlung Kants und Schopenhauers. Doch wozu schwatze ich Ihnen brieflich vor, was Sie gedruckt zu lesen bekommen? — „Aber wann?" — Das kann ich freilich selber jetzt noch nicht bestimmen. Meine Sorge ist einstweilen nur, meine Mappe mit druckbaren korrectgeschriebenen Manuskripten anzufüllen. So habe ich unterdessen auch eine noch in Bruckberg verfasste kurze, „zur Theogonie" gehörige Göttergeschichte oder „der Menschen Wunsch, der Götter Wesen" nach lateinischen Schriftstellern, eben so meine sowohl auf die ältesten als die neuesten Urkunden des menschlichen Geistes, also auf Religion und chemische Physiologie gegründete Expektoration über den berüchtigten Satz „der Mensch ist was er isst", in druckbare Form gebracht. Je mehr aber der Schriftsteller gewinnt, desto mehr verliert der Briefsteller; was man der Allgemeinheit gibt, entzieht man der Persönlichkeit, der Freundschaft. Glücklicher Weise machen jedoch Sie eine Ausnahme von dieser Regel, da Sie sich mehr für meine Schriften als meine Briefe interessiren, ich also doch für Sie schreibe, wenn ich auch nicht an Sie schreibe. Nur bitte ich Sie, in Ihrer Erwartung, wie in meiner Ankündigung meiner künftigen Schriften kein Parturiunt montes zu erblicken. Ich will nicht mehr in den Augen Andrer sein, als ich in meinen eignen, nicht von Selbstüberschätzung verblendeten Augen bin. Wenn der Satz, „nur Lumpe sind bescheiden", allgemein gültig, so muss ich mich zu den Lumpen rechnen. Auch in meinen Schriften habe ich nie mehr geben wollen als Lumpen, abgerissene, wenn auch desswegen nicht abgetragene Stücke von den Lappen meines Hirns, aber auch meiner Leber und Lungen. Erwarten Sie daher auch in Zukunft nicht mehr von mir. Sie wissen ohnedem von mir, dass ich lieber lerne als lehre, lieber lese als schreibe, lieber mit Anderen als mit mir selbst mich beschäftige. Womit anders als mit sich und seinen eignen Gedanken

beschäftigt sich aber der Schriftsteller? Wir schreiben aus Uebersättigung, aus meist eingebildeter Ueberfülle des Wissens; aber wir lesen aus Armuth, aus Mangel des Wissens, kurz aus Lumperei. Wie Sie, hat es unterdessen auch mich zu Rousseau hingezogen. Ich habe mir desswegen schon im vorigen Sommer eine neue Ausgabe desselben angeschafft, bin aber noch nicht zu ihm gekommen. Ich darf ihn auch jetzt noch nicht lesen, weil ich sonst über ihm mich vergesse. So wie ich aber Zeit und Willen für ihn habe, werde ich Ihre Hinweisungen vor Allem berücksichtigen, dann auch Ihre Kriminalgeschichten lesen. Der Pitaval ist hier zu haben. Meine Frau und Tochter grüssen Sie freundlichst. Von Herzen Ihr Freund L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 4. Febr. 1864.

Mein lieber Herr Bolin! Es ist sehr schwer, zu einem aphoristischen Akt zu kommen. Ein solcher ist aber für mich ein Brief. Es ist um so schwerer, wenn man sich bewusst ist, dass der Briefempfänger sich mehr für den Schriftsteller als Briefsteller interessirt, dass man also, wenn man auch nicht an ihn schreibt, doch für ihn schreibt, wenn man nur überhaupt schreibt. Und das habe ich denn unterdessen gethan, wenn gleich mit grossen Unterbrechungen; denn es ist mir nun einmal schlechterdings Bedürfniss, auch an Dingen theilzunehmen und über Dinge mich zu belehren, über die ich nichts, wenigstens in ausdrücklicher Förmlichkeit und Handgreiflichkeit, geschrieben habe, noch vielleicht auch je schreiben werde. Es ist mir ferner nicht möglich zu schreiben, ausser bei vollkommen wolkenlosem Geisteshimmel, ausser in olympischer Götterstimmung. Aber solche Stimmung ist nur im Himmel der Phantasie eine ununterbrochene, alltägliche, nicht in der irdischen, unendlich bedingten Menschenwelt. Und zwar ich habe endlich das Kapitel oder das Thema zu Papier gebracht, wozu Sie hauptsächlich mich veranlasst haben noch in Bruckberg seligen Andenkens. Nämlich: ist der Raum, ist die Welt selbst nur etwas Ideelles, Subjektives, wie Kant, Fichte und Schopenhauer behaupten? — Meine Beantwortung dieser Frage steht übrigens dem Umfang nach in grossem Missverhältniss zu dem Aufwand an Zeit und Studium, das sie mir gekostet hat. Sie ist sehr kurz ausgefallen, beträgt im Druck wohl nicht mehr als einen Bogen. Warum?

weil bei dem Standpunkt, von dem ich ausgehe, dem der Unzertrennlichkeit von Ich und Alter Ego, das nur durch die Sinne gegeben ist, also die Wahrheit, die absolute, wenigstens für den Menschen absolute Wesenheit der Sinnlichkeit, selbst der Sexualität vorausgesetzt, mir diese Frage als eine Frage des Unsinns, ja Wahnsinns erschien und erscheint. Ich sprach eben vom Druck: ich weiss aber noch nicht, wann, wo und wie ich wieder einmal Etwas von mir drucken lassen werde und soll? — Soll ich das Geschriebene zu einem neuen, dem zehnten Bande anschwellen lassen, oder in eine Zeitschrift einrücken? Aber in welche? Oder lieber selbständig in einzelnen, nach einander erscheinenden, dem allgemeinen Publikum schon der Form und des Preises wegen zugänglicheren Heften herausgeben? Oder Alles für ein Opus postumum aufsparen? Dies docebit.

Zu Rousseau bin ich noch immer nicht gekommen. Stets ist er theils durch die moderne Physiologie — die Frage des Idealismus, namentlich in der Schopenhauer'schen Fassung und Empfindung, läuft ja zuletzt nur auf eine physiologische hinaus —, theils durch die alte Theologie, zu deren noch immer nicht unterlassenem Studium die hiesige Stadtbibliothek mir sehr werthvolle Beiträge geliefert hat, theils durch die Politik der Gegenwart, die ich trotz ihrer Erbärmlichkeit, ja Grauenhaftigkeit, mit der grössten Aufmerksamkeit, wenn gleich nicht mit der Feder, verfolge, theils durch zufällig aus nächster Nähe sich mir aufdrängende Lectüre zurückgedrängt worden. Hoffentlich nicht ad Calendas graecas. — Auch den Pitaval habe ich erst vor Kurzem mir verschafft und darin die „finnische Walpurgisnacht" mit Wohlgefallen gelesen. Uebrigens hat dieser Pitaval — ich habe 3 Bände gelesen — auf mich den trübseligsten Eindruck gemacht, eben so von Seiten seiner Verbrecher, als von Seiten seiner Juristen und Geistlichen. Ich wundre mich daher nicht, dass Sie in dieser Gesellschaft sich den „frommen Schafpelz" anhängen müssen, aber bedauere doch diese Verhüllung. Um so freudiger sehe ich der Abhandlung entgegen, worin Sie allein für sich selbst, ohne geistlichen Bei- und Umstand auftreten können. Hüten Sie sich nur in Ihrer Deduktion Kants aus Leibnitz, die auch ich einst im Kopfe hatte, vor dem modernen Fehler, über der Identität des Nachfolgers mit seinem Vorgänger nicht die entscheidende, kritische Differenz zu übersehen. Ob Kant die Nouv. Essais gekannt? Sie erschienen, wie Ihnen bekannt, 1764, Kants Schrift „de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis", die

Grundlage seiner Kritik, 1770, also sechs Jahre später, wo K. wenigstens Zeit genug gehabt hätte, sie zu lesen. Lassen Sie bald wieder von sich hören, aber nicht von Ihrem Denken, sondern auch Leben und Befinden, das hoffentlich ein gutes ist. Mit herzlichen Wünschen Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 21 Mai 1864.

Mein lieber Herr Bolin! Es war zwar ein Gedanke von mir, und zwar ein mir eben so von geistigem als leiblichem Bedürfniss aufgedrungener, diesen Sommer irgendwo auf dem Lande zuzubringen, da ich aber in den mir zunächst gelegenen und bekannten Gegenden, der sog. fränkischen und Nürnberger Schweiz, keinen Ort kenne, wo ich zugleich Ruhe und passende Nahrung fände, und ich mich nicht in die unbekannte Ferne begeben wollte, auf den Zufall hin, dort zu finden, was ich hier und in der Nähe vermisse; so habe ich diesen Gedanken mit dem Projekt einer Herbstreise vertauscht. Ich und mein Haus sind daher zu der Zeit, wo Sie nach Deutschland zu reisen gedenken, zu Ihrem Empfange bereit. Dieses Ihnen anzuzeigen und zwar jetzt schon, ist der einzige Zweck dieser Zeilen. Denn was ich ausserdem auf Ihren Brief zu antworten habe, verspare ich auf die mündliche, natürliche, wie Schriftgelehrte sagen würden, naturwüchsige Redekunst. Nur melde ich Ihnen einstweilen dankbar den Empfang Benecke's*) und drücke mein Bedauern darüber aus, dass Sie eine so niederschmetternde Bestätigung meiner Todesgedanken erfahren haben. Mit aufrichtiger Freude dem Wechsel des Schrift- und Briefstellers mit dem Menschen entgegensehend Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 25. Sept. 1864.

Mein lieber Bolin! Ihr Brief ist gerade an dem Tage geschrieben, an welchem ich von dem schönen Berlin und der liebenswürdigen Khanikoff, dem einzigen mir bis zum letzten Augenblick meines Dortseins treu gebliebenen befreundeten Wesen, schmerzlichen Abschied nahm. Und noch bis jetzt habe ich diesen schmerzlichen

*) Es war dessen „Metaphysik und Religionsphilosophie".

Abschied nicht überwunden, weil das wunderschöne Wetter, das sich unmittelbar nach meiner Abreise von B. eingestellt hat, mir ad oculos demonstrirt, dass meine Reise, so schön sie war, so gelungen von Anfang bis zu Ende, so reich an wohlthätigen Anschauungen aller Art, doch der Zeit nach eine verfehlte war, dass ich sie, wie es ja anfangs mein Wille war, auf die Herbsttage, die ja gewöhnlich bei uns die schönsten Tage des Jahres sind, hätte aufsparen sollen. Nun bin ich leiblich hier und doch geistig noch immer abwesend. Das schöne Wetter lässt mir keine Ruhe. Ich möchte immer statt lesen, schauen, statt denken, sprechen, statt in der Studirstube sitzen, im Thiergarten oder unter den Linden oder in den Kunstsälen Berlins herumwandeln. Dabei muss ich mich immer fragen, was thust du denn hier, wozu bist du denn hier? Ist es die Natur, ist es die Kunst, sind es die Menschen, ist es der Bücherreichthum, der dich an den hiesigen Aufenthaltsort fesselt? Und ein niederschmetterndes Nein ist die Antwort auf diese Fragen. Zwar habe ich mir immer schon vorher diese Fragen aufgeworfen und mit Nein beantwortet, aber Berlin hat mir doch erst recht lebhaft, nach dem bekannten Gesetz „contraria juxta se posita magis elucescunt", die Oede, die Sinn- und Zwecklosigkeit meines Aufenthaltes dahier zur Anschauung gebracht. Statt über abstrakte Dinge, sinne ich daher darüber nach, ob ich nicht, wenn auch nicht für immer, wenn auch nicht mit meiner Familie, doch allein und auf längere Zeit nach B. gehen kann und soll. Bei diesen gemüthbewegenden Fragen können Sie sich denken, dass ich jetzt auch noch keinen Sinn für den Leibnitz'schen und Kant'schen Idealismus habe, und Sie daher allein Ihren Gedanken überlassen muss. Alle meine Gedanken weilen noch in der Vergangenheit. Selbst was ich seit meiner Rückkehr gelesen, bezog sich grösstentheils auf gesehene Kunst- oder Naturgegenstände; denn auch diesen letztern habe ich namentlich in dem eben so schönen als durch seine Braunkohlenformation interessanten Falkenberg, wo ich 8 Tage mit meiner Tochter mich aufhielt und wo diese noch gegenwärtig weilt, meine Aufmerksamkeit während meiner Reise gewidmet, so weit es das leider meist schlechte Wetter und der Mangel an allen Hülfsmitteln erlaubten. Indem ich in der Erinnerung von der Natur zu den gesehenen Kunstgegenständen überschweife, muss ich Ihnen noch insbesondere und ausdrücklich dafür Dank sagen, dass Sie mich oder, es ist eins, uns — denn wir dreie: Papa, Tochter und Frau Khanikoff waren bis auf die Falkenberger

Reise unzertrennlich, so auch Ein Herz und Ein Auge in der Anschauung und Bewunderung der Pietà in Potsdam — auf dieses unvergleichliche, tiefergreifende Kunstwerk aufmerksam gemacht haben; denn ohne Sie wäre es uns sicherlich entgangen, eben so wie unserm Begleiter, einem liefländischen Russen, der schon öfter in Potsdam gewesen war, ohne — noch dazu ein Aesthetiker — das Sehenswürdigste daselbst gesehen zu haben. Sie sehen, wie sich auch an mir bestätigt: wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen; denn ich habe Ihnen noch nie einen so geschwätzigen Brief geschrieben, wie diesen, und wie Vieles könnte ich noch plaudern! Sie sehen hieraus zugleich, dass die Reise doch mir gute Früchte getragen hat, wenn auch einstweilen noch nicht in Bezug auf meine Schrift-, doch Briefstellerei, dass sie eigentlich nur einen Fehler gehabt hat, den, dass sie zu kurz war. Und warum war sie es, warum ging ich fort von Berlin? Weil ich a priori, in Wort und Gedanken, meiner Reise eine so kurze Zeit gesetzt hatte und nun diesem Worte treu bleiben wollte, um so mehr treu bleiben wollte, weil ich zugleich auch den Verdacht — nicht etwa Anderer, sondern meines eigenen Verstandes — es könnten am Ende und im Geheimen nur die Reize weiblicher Liebenswürdigkeit sein, die mich an Berlin fesseln, derb ins Gesicht schlagen wollte. Und so habe ich denn bei meinem freiwilligen Abschied von Berlin vielleicht männlich, aber gewiss höchst unphilosophisch gehandelt; denn der Unterschied zwischen dem Apriori und dem Aposteriori hat sich auch hier schlagend herausgestellt. Wie viele Zeit zu würdiger und adäquater Anschauung erfordert nicht allein die Bildergallerie! Wie viele bedeutende Bilder habe ich über andere bedeutende übersehen, wie ich zu meinem grossen Leidwesen noch an dem letzten Tage meines Aufenthalts aus dem Museumskatalog ersehen! Doch nun Adieu Berlin! — Mein Schweigen von der Insel Rügen sagt Ihnen, dass ich, infolge des schlechten Wetters, nicht hingekommen bin. Eben so wenig habe ich mich länger in Leipzig, wie ich vorhatte bei der Hinreise, aufgehalten. Verstimmt über O. Wigands des Vaters Abschied, verstimmt auch über das schlechte Wetter, überdem nicht geneigt, die letzten Ueberbleibsel meines Reisefonds auszugeben, am wenigsten an Antiquare, benutzte ich nach einigen Stunden unfreiwilligen Aufenthalts schon den nächsten Zug, einen nächtlichen Schnellzug, zur Heimreise.

Meine Frau grüsst Sie herzlich und wird später einmal Ihnen wieder schreiben. Wenn Sie einen freien Augenblick haben und

sich erlustigen wollen an einem Urtheil französischer Ignoranz und Arroganz über das Wesen des Christenthums, so lesen Sie den „Constitutionnel“ vom 18. September. Uebrigens halte ich es für ungeschickt von Seite der Uebersetzer, mit dieser Schrift, diesem ἅπαξ λεγόμενον, diesem Kaiserschnitt der christlichen Religion so sans façon zu beginnen. Es ist mir noch immer kein Exemplar der Uebersetzung zugekommen. Indem ich Ihnen Glück und Segen zu Ihrer Arbeit wünsche, bin ich Ihr herzlich ergebener

L. Feuerbach.

Le Prince de Khanikoff à L. Feuerbach.

Montfort-L'Amaury (Seine et Oise), 3. Juillet 1863.

Monsieur! Il y a bien longtemps que je me proposais de Vous remercier de la manière bienveillante dont Vous avez bien voulu agréer l'hommage de mon mémoire „sur la partie méridionale de l'Asie centrale“, et de Vous dire, en même temps, combien jai été sensible à l'attention amicale que Vous avez eue de m'envoyer Votre profond ouvrage sur la Théogonie. Je l'ai lu et étudié avec le plus grand intérêt, et je me fais un agréable devoir de Vous dire que j'admire également l'étendue de Votre connaissance du monde ancien, et la rigueur de l'analyse que Vous appliquez à éclaircir les ténèbres d'une question ardue et compliquée. Mais je croirais mal reconnaître Vos bonnes dispositions pour moi, en me bornant à Vous communiquer simplement l'ensemble de l'impression favorable que m' a laissée l'étude de Votre éminent travail, et Vous me permettrez de vous exposer quelques observations qui se sont présentées à mon esprit pendant que je vous suivais, pas à pas, dans la solution d'une question immense, qui a toujours intéressé et qui intéressera encore pendant longtemps le genre humain.

. .

Je crois qu'en disant, page 38. „Der Wunsch ist die Urerscheinung der Götter“, et plus loin, page 48. „Die Gottheit ist wesentlich ein Gegenstand des Verlangens, des Wunsches; sie ist ein Vorgestelltes, Gedachtes, Geglaubtes, nur weil sie ein Verlangtes, Ersehntes, Erwünschtes ist“, vous avez mis le doigt sur l'endroit sensible de la question, vous avez exprimé une grande vérité. Certaines idées n'ont besoin que d'être formulées pour être admises, et il me semble que Votre observation sur l'origine de l'idée de

la divinité est du nombre de ces idées. — Je ne doute pas que le désir soit pour beaucoup dans la religiosité de l'espèce humaine, mais est-il la seule et unique raison de ce sentiment? Voilà où commence pour moi le doute. Vous dites, Vous même: „Die Gottheit ist ursprünglich und wesentlich kein Vernunft-Gegenstand, kein Gegenstand der Philosophie, denn die Götter waren, als es noch keine Philosophen gab", et ceci explique très-bien, comment nous retrouvons des traces de religion et même de culte parmi les nations les moins civilisées, mais tout de même j'ose poser la question: est-ce tout? L'homme n'est pas le seul être animé qui désire. Dans les premières phases de son développement, ses désirs diffèrent peu de ceux des autres animaux. Comme eux, il aspire presque exclusivement au bien-être matériel; comme eux, il a peur de tout ce qui peut l'en priver, à moins qu'il ne sache combattre les ennemis de son bonheur, ainsi, avant tout, lui, comme tous les animaux, il a la mort en horreur. Or, en présence de ces faits, communs à tous les êtres doués de vie, n'est-on pas en droit de poser la question, pour quoi jamais on n'a constaté rien qui ressemble à la religiosité, chez aucun animal, en dehors de l'espèce humaine? Aussi un ethnographe et naturaliste éminent, Mr. Quatrefages, a-t-il proposé de reconnaître le sentiment religieux comme indice unique et infaillible de l'espèce homme, le seul propre à la distinguer des autres espèces animales. Donc, Monsieur, avant que ce doute ne soit éclairci pour moi, je ne puis m'empêcher de considérer le sentiment religieux comme une fonction complexe, dépendante de quelques variables et de quelques constantes, dont l'une est sans contredit celle que Vous avez eu le talent de découvrir, notamment le désir; reste à chercher les autres. Trouvera-t-on jamais le moyen de déterminer complètement cette fonction indéterminée? J'en doute, et voilà pourquoi. Il nous manque, malheureusement, un organe spécial, apte à nous faire reconnaître avec certitude, si une chose, dont nous avons la conscience, est en nous seulement, ou si elle est en même temps en dehors de nous. Je ne parle pas déjà des quatre idées primordiales telles que l'espace, le temps, la force et la matière, qui resteront toujours des énigmes pour nous, je ne mentionnerai qu'un phénomème bien moins général, le phénomène de la lumière. Qui peut me dire que la clarté, les couleurs, les gradations lumineuses etc., n'existent exclusivement que dans l'oeil humain, qu'en dehors de ce petit organe, tout est ténébre où oscille l'éther, et dont les oscillations ne deviennent

lumière qu'au moment où ils irritent ma rétine. Mais si je désespère de voir jamais prouver l'individualité de la lumière ou son manque d'individualité, comment voulez-Vous que je puisse admettre que cela puisse se faire pour l'idée de la divinité, idée infiniment plus compliquée et plus vaste que les autres; car l'homme, ne sachant trop qu'en faire, en a fait une espèce d'armoire, où il fait entrer tout. Aussi, Monsieur, il me semble qu'on aura beau analyser cette fonction que je nomme fonction religieuse, on aura beau la réduire a ses éléments les plus simples et les plus saisissables, on ne parviendra jamais à prouver, ni l'absurdité de l'existence d'un Dieu individuel, ni l'absurdité de sa non-existence.
. .

Adieu, Monsieur, si par hasard Vous seriez curieux de lire l'ouvrage de Mr. Rénan, mon exemplaire est à Votre disposition.
Votre très-humble serviteur N. de Khanikoff.

F. Lassalle an Feuerbach.

Berlin, den 21. Oktober 1863.

Geehrter Herr! Auf den direkten Wunsch einer gemeinschaftlichen Freundin, Mme Emma Herwegh, übersende ich Ihnen beifolgend die vollständige Serie meiner politischen Flugschriften, die ich ohne diese ausdrückliche Aufforderung Ihnen zu übersenden fast prätentiös finden würde

Es ist viel verlangt, sich durch diese ganze Literatur durchzulesen. Ich verlange es auch nicht. Nur das Eine verlange ich, geehrter Herr, dass Sie keine dieser Broschüren ausserhalb der hier angegebenen Reihenfolge lesen und erst urtheilen, wann Sie Alles gelesen haben. Die grosse Sorgfalt mit welcher ich, ich möchte fast sagen seit meiner Kindheit, Ihre Schriften verfolgt, und die liebevolle Wärme, die ich seit dieser Zeit immer für Sie fortbewahrt habe, gibt mir vielleicht ein Recht zu dieser Bitte! Schon im Voraus werden Sie, wenn Ihnen meine philosophischen Werke nicht vielleicht entgangen sind („Philosophie Herakleitos des Dunklen", 2 Bde.; „System der erworbenen Rechte", 2 Bde.) nicht zweifeln, dass meine Erhebung auf streng philosophischer Grundlage bei mir erwachsen ist. Die Fortschrittler sind politische Rationalisten der seichtesten Sorte, und es ist derselbe Kampf, den Sie in theologischer, und den ich jetzt in politischer und ökonomischer Richtung führe.

Eben desswegen würde es mir ausnehmend leid thun, von Jemand, den ich so verehre, wie Sie, diese tiefe innere Identität verkannt zu sehen, die übrigens — verzeihen Sie mir diese Versicherung — selbst trotz einer Verkennung eine historische und philosophische Thatsache bleiben wird.

In politischen Kampfschriften kann das philosophische Element nur eben den Hintergrund bilden und darf nicht als solches hervortreten. Aber in streng philosophischer Weise ist der Grundgedanke dieses ganzen Kampfes entwickelt in meinem schon 1861 erschienenen „System der erworbenen Rechte“, welches ich mir, da es ihnen vielleicht entgangen, beifolgend mit warmer Verehrung und als ein schwaches Zeichen des Dankes für alte Erkenntnissschulden, die ich Ihnen abzustatten habe, überreiche.

Der §. 7 des 1. Bandes enthält — in einer freilich erst nach Durchlesung des ganzen Werkes wirklich verständlichen Weise — die Grundlagen meiner politischen und ökonomischen Insurrektion. Orientiren wird Sie übrigens schon das Vorwort.

Und nun erlauben Sie mir, Ihnen herzlichst die Hand zu schütteln und Ihnen zu sagen, wie angenehm es mir ist, bei diesem Anlasse eine persönliche Bekanntschaft mit Ihnen vermittelt zu haben. Mit Hochachtung und Verehrung Lassalle.

NB. Falls Sie meinen Heraklit nicht kennen, bitte ich Sie, mich davon baldigst kurz zu benachrichtigen. Ich erlaube mir dann Ihnen denselben zu überschicken, da Sie dort mythologische und religionsgeschichtliche Forschungen finden (sowohl über orientalische Religionen, als besonders auch über die innere Genesis der christlichen Religion in gelegentlicher Ausführung), die mit dem spezifischen Gegenstande Ihrer Studien und Arbeiten im engsten Zusammenhange stehen.

Ich überlege mir, dass es kürzer ist, den Heraklit gleich beizufügen.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Vendredi 6 Mai 1864 — Stuttgart.

Monsieur!

. .

Je me croyais sûr de votre adresse; dans divers ouvrages qui probablement s'étaient copiés à ce sujet, j'avais lu que vous demeuriez à Bruckberg. Ainsi, il y a 15 jours, le lendemain de mon arrivée à Munich, je pars pour Bruckberg; une fois arrivé, je questionne tout le monde, mais personne dans ce petit village de paysans ne vous connaît. Enfin, a la gare, on me conseille d'attendre la fin des offices (c'était un Dimanche) et d'aller trouver le per-

sonnage important du Village: le curé. Pensant que, peut-être, vous habitez les environs, et qu'il pourra me donner des renseignements à ce sujet, je me décide, non sans quelque hésitation, à le questionner relativement à vous, connaissant par experience l'esprit des curés de campagne. Mais j'avais trop compté sur sa sottise, et pas assez sur son ignorance, il ne connaissait pas même votre nom. Ainsi je revins le soir a Munich. Ne sachant comment trouver votre adresse, je m'adressai à un libraire qui me promit de s'informer. Et en effet, quelque jours après, il me dit que vous demeuriez à Ansbach; d'un autre côté on me conseilla de m'adresser à Mr. Otto Wigand, dont la réponse me trouva à Stuttgart et m'indiquait Nurenberg comme votre résidence. Devant ces renseignements contradictoires, mais dont le dernier est plus probable, j'ai pensé devoir vous écrire.

. .

. . . . Il me serait pénible de quitter l'Allemagne, sans y saluer celui dont les idées ont eu tant d'influence sur les miennes, et l'assurer de mon admiration et de ma reconnaissance.

. .

Pardon, monsieur, et pour cette lettre trop longue, et pour l'embarras que je vous donne. Veuillez recevoir l'assurance d'affection reconnaissante de votre élève dévoué Ed. Vaillant.

Mr. Joseph Roy à Feuerbach.

Paris, ce 13 Août 1864.

Monsieur! Mon ami, Mr. Eduard Vaillant, qui a eu l'honneur et le plaisir de vous voir, il y a à-peu-près deux mois, a dû vous parler d'une traduction que j'ai faite de vos principaux ouvrages. Je regrette infiniment que les circonstances ne m'aient pas permis d'avoir le même honneur et la même joie que lui. Dans un tête-à-tête, j'aurais pu vous dire avec plus de détails ce que je me propose de faire; j'aurais écouté avec respect vos conseils, et j'aurais agi suivant vos désirs.

. .

Il y a plus de trois ans déjà que ma traduction est faite; je l'ai présentée à plusieurs reprises à divers éditeurs, et toujours j'ai été éconduit, sous ce pretexte que la police n'en permettrait pas la publication. Je commençais à désespérer de pouvoir la faire paraître, lorsque tout d'un coup un éditeur belge, Mr. Lacroix,

m'a proposé de l'imprimer immédiatement. J'en ai été aussi fâché que content, parce que, tout en voyant avec joie que mon travail n'avait pas été entrepris en pure perte, j'aurais désiré néanmoins avoir le temps de lui donner une autre forme que celle qu'il a en ce moment. Malgré tout, je crois que vous en serez satisfait. Si ma traduction ne rend pas toute l'originalité de votre style, elle a du moins cela pour elle, d'être écrite en français, et de pouvoir être lue facilement. Pour le moment elle se compose de deux volumes; le premier comprend l'Essence de la Religion, une partie des Pensées sur la mort et l'immortalité, et les trois premiers chapitres de votre livre sur Bayle, avec les notes qui leur correspondent. Le second est l'Essence du Christianisme toute entière, à part quelques emissions imperceptibles dans les notes. J'aime à croire que les deux volumes seront enlevés dans un espace de temps assez restreint. S'il en est ainsi, je referai la seconde édition tout autrement. L'essence du Christianisme restera dans son intégrité; mais j'y ajouterai en guise de conclusion une centaine de pages, où je résumerai vos idées, en répondant aux critiques qui en auront été faites. Bien entendu que je vous en donnerai connaissance avant de la faire imprimer, afin qu'il ne s'y trouve rien qui ne soit approuvé par vous. Le premier volume comprendra en outre les parties les plus importantes de la Théogonie et de vos Discours sur la religion. Vous voyez que j'agis avec vous en ami, comme on dit, c'est à dire sans gêne. Si vous avez quelques observations à me faire, je les suivrai de point en point. Dans le cas où la première édition ne se vendrait que lentement, je ferai un troisième volume, en attendant l'épuisement complet de l'ouvrage.

Dans une quinzaine de jours, au plus tard, vous recevrez les deux volumes susdits. Je vous serai très-reconnaissant, si vous voulez bien avoir la bonté de m'en accuser réception, et de m'en dire quelques mots

. .

En attendant, je suis, Monsieur, votre tout dévoué

Joseph Roy.

P. S. L'éditeur s'est permis d'imprimer sur la première page: „traduction avec l'autorisation de l'auteur“ — il ne m'en avait rien dit; — vous a-t-il écrit pour cela, et vous a-t-il envoyé les épreuves?

Le même au même.

Ce 8 Janvier 1865.

. .

Monsieur! Je n'ai pas besoin de vous assurer que j'ai appris avec le plus grand plaisir, que ma traduction vous avait satisfait. Quant aux observations que vous avez faites à propos de certaines parties, aux lacunes et omissions que vous avez signalées, je les avais prévues d'avance; elles ne m'ont donc pas surpris, et je puis vous affirmer que si les deux volumes avaient paru tels que je les voulais, vous auriez été étonné de l'accord qu'il y avait entre nous en tout et pour tout, bien que nous n'eussions eu aucun rapport ensemble. .

D'abord j'avais commencé à vous traduire à tort et à travers, selon que les pages que je lisais me faisaient plus ou moins de plaisir; puis j'avais interrompu ma traduction, en apprenant qu'il y en avait une autre, puis je l'avais reprise, en voyant que cette dernière laissait beaucoup à désirer — puis je ne trouvais pas d'éditeur qui parût disposé à se charger de l'affaire. — Enfin est venu Mr. Lacroix qui, après avoir refusé d'abord, ensuite s'est ravisé, et s'est mis à me crier: „vîte, vîte", si bien que j'ai pris toutes les pages traduites, les ai rajustées tant bien que mal, y ai ajouté une ombre de préface, et les ai livrées au public. —

Chose mal commencée est rarement menée à bonne fin, mais ici le mal peut être réparé, et je vais me mettre à l'oeuvre dans cette intention. Que croyez-vous que je vais faire? rien autre chose qu'un troisième volume, et comme il me tarde d'en avoir fini, avant trois mois tout sera terminé. Cette fois-ci je vais vous mettre littéralement en pièces, à part deux ou trois opuscules tirés des Erläuterungen und Ergänzungen z. W. d. Ch., et que je traduirai presque entièrement. Je prendrai le reste page par page dans la Théogonie, et dans les Discours sur la Religion, et j'ajouterai au tout une préface ou une conclusion, pour en rendre l'intelligence plus facile. Je ferai en sorte que rien d'important ne soit omis, et afin que le lecteur ne se figure pas rencontrer par ci par là quelque contradiction, je tâcherai de le mettre à votre point de vue, s'il en est capable ou s'il ne s'y refuse pas . . .

. .

J'avais d'abord l'intention, au lieu de continuer à vous traduire, de faire un travail sur vous, et à propos de vous, sur bien d'autres

choses. J'y ai renoncé pour le moment, n'ayant pas le loisir nécessaire, et ne me sentant pas la force d'accomplir cette tâche selon les conditions que je m'imposerais. Et puis j'ai pensé, qu'il serait bien possible que vous eussiez fait vous même les trois quarts de ce travail. Depuis dix ans, n'avez vous rien écrit, à part la Théogonie? Vous m'avez dit que vous aviez soixante ans — je vous en croyais davantage — Votre testament n'est donc pas fait, et si vous me constituez votre légataire-interprète, je ne me sens pas le besoin d'avoir la bouche pour bégayer d'avance ce que vous y direz d'une voix retentissante. Me serait-il permis de vous demander quelques confidences là-dessus?

. .

Je vous salue en ami J. Roy.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Rechenberg bei Nürnberg, den 9. Jan. 1865.

Lieber Kapp!... Dein Brief kam grade in dem Momente, wo ich ein Thema vollendet hatte, das mich am Schlusse auf den heiligen Beruf und göttlichen Ursprung des Carnifex und Tortor im christlich-germanischen Kriminalrecht, im Gegensatz zu der verächtlichen Bedeutung desselben bei den Heiden, besonders den Römern, geführt hat, und ich mich eben besann, welches Thema ich nun aus den vielen im Kopfe und Plane vorhandenen zur Ausarbeitung auswählen soll. Noch bin ich unentschieden, aber nur so viel ist gewiss, dass noch einige Monate vergehen werden, ehe ich die Probe machen kann, ob der gastronomische Satz auch in der Historie, in der Literatur überhaupt, sich bestätigt, woran ich nicht zweifle, da trotz meiner Antipathie gegen den Pietismus, zu dem ja auch der Herrnhutismus*), nicht nur seinem Ursprunge, sondern auch theilweise seinem Wesen nach gehört, der Gegenstand an sich selbst in das Gebiet meiner Lebensaufgabe fällt. Diese ist ja bekanntlich keine andre, als das Wesen der Religion nach allen ihren Seiten und Gestalten, bis zu ihren letzten, sich im Hirn des Menschen verlierenden Wurzeln hin, zum Heil und Wohl der Menschheit zu verfolgen und ergründen. Wie überhaupt bei meinen schriftstellerischen Arbeiten, hängt auch bei dieser sehr viel, wo nicht Alles,

*) Ein Wunsch Friedrich Kapps gab die Veranlassung zu der Arbeit über die Herrnhuter und Zinzendorf, welche wir im Nachlasse mittheilen.

von dem Umstande ab, dass mir zur rechten Zeit die rechten Quellen in die Hände fallen. Wie ganz anders wäre es, wenn ich in einer mittelreichen Stadt leben könnte, wie etwa Berlin, wo ich diesen Herbst mich 3 Wochen mit meiner dorthin eingeladnen Tochter aufhielt, und es mir sehr wohl gefiel, so dass in mir der lebhafte Wunsch und fast Entschluss entstand, wenn auch nicht dort mit Weib und Kind mich niederzulassen, doch allein auf längere Zeit aufzuhalten, um die Bibliothek zu benutzen.

Für den Brief meines Vaters, der mir schandbarer Weise nicht zu Gesicht noch Ohr gekommen, schönsten Dank von Deinem

Feuerbach.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Paris, 17 Février 1865.

. .

. . . . J'ai été heureux de voir combien vous participiez à la triste perte et si inattendue de Charras, et surtout de Proudhon, dont la mort a causé un deuil général parmi tous les amis de la libre pensée et de la Révolution. J'ai reçu ce matin une lettre de mon ami Roy, me faisant part de votre lettre, et à qui vous avez aussi communiqué vos regrets. Comme vous le savez peut être, le 2e volume de la traduction de mon ami, „l'Essence du Christianisme", a paru quelques jours avant le 1er volume, „la Religion". Mon ami, n'étant plus à Paris, m'avait prié de le porter à Proudhon; il était déjà souffrant, et allait partir pour la Franche-Comté. Il le reçut avec plaisir, et me dit „je le lirai pendant mon voyage". A son retour, il y a environ 3 mois, je revins le trouver, pour lui donner le 1er volume. Je le trouvai enchanté de la lecture de l'Essence du Christianisme. „Voila un livre qu'un Philosophe doit être heureux d'avoir écrit, me disait il, il y a longtemps que je n'ai fait une lecture aussi fortifiante. Avant, je ne le connaissais que par E. . . ., c'est à dire, je ne le connaissais pas, je voyais en lui un grand penseur; maintenant je vois en lui un grand philosophe, et de plus un écrivain, car il sait rire et plaisanter excellentement, ce que je ne trouvais que rarement chez les Allemands. Si vous avez occasion de lui écrire, dites lui, combien je l'estime, avec quel plaisir j'ai lu son ouvrage (et comme je lui avait dit que vous aviez

presque l'intention de venir à Paris), et combien je serais heureux de le voir."

. .

Adieu, Monsieur, veuillez recevoir l'assurance bien sincère du respect et de la considération de votre tout dévoué

Ed. Vaillant.

K. Blind an Feuerbach.

London, den 22. März 1865.

Verehrter Freund! Mein herzlichster Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie Ihren hochgeschätzten Namen zu denen der anderen Freunde des „deutschen Eidgenossen" setzten, kommt spät. Entschuldigen Sie es mit dem bei mir nie endenden Drange der Arbeiten! Ihr Karl Blind.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 21. Jan. 1865.

Mein lieber Bolin! Ihren Brief vom 30. Dezember habe ich erst am 13. Januar erhalten, würde ihn aber sogleich beantwortet haben, wenn nicht fast gleichzeitig mit demselben sich ein elender Katarrh bei mir eingestellt und 8 Tage lang mich zu einem elenden Mann gemacht hätte. Warum aber sogleich? Erstens weil ich mich gerade in einem Interregnum befand, das alte Thema, das Thema, welches durch die Reise nach Berlin unterbrochen worden war, vollendet hatte, ohne noch ein neues gewählt zu haben, also noch frei war; zweitens, weil es mich drängte, Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen, dass Sie Ihre für Sie so wichtige, so entscheidende Abhandlung zur rechten Zeit fertig gebracht und somit den Zweck derselben erreicht haben. Ich hatte nämlich befürchtet, Sie möchten namentlich wegen der Steine des Anstosses, die ich Ihnen in den Weg geworfen, nicht zur bestimmten Zeit an Ihr Ziel kommen; und doch konnte ich Sie nur mit nutzlosen Wünschen begleiten und unterstützen, nicht mit sächlichen Gedanken, weil mein Geist sich unterdessen unendlich weit von dem Gegenstande Ihrer Abhandlung entfernt hatte. Nicht lange nach Ihrem ersten Briefe erhielt ich nämlich aus Paris die französische Uebersetzung von mir mit dem Wunsche des Uebersetzers, mein Urtheil zu vernehmen. Dieses konnte ich aber nicht abgeben, we-

nigstens mit gutem Gewissen, ohne sorgfältig die Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen. Diese sprachliche Vergleichung führte mich aber sofort zu einer höheren Vergleichung, zur Vergleichung meiner Gedanken mit ihren Objekten, meiner Darstellungen mit ihren Thematen, endlich meiner Schriften überhaupt mit den neuesten französischen Schriften, wie Larroque, die theilweise dieselben Themata behandeln, und die ich eben erst bei Gelegenheit der französischen Uebersetzung von mir habe kennen lernen, zu meiner grossen Befriedigung und Ermunterung. Auch von den Ihnen wahrscheinlich bekannten Werken Laurent's, der übrigens nur ein freisinniger Rationalist ist, habe ich mir bei dieser Gelegenheit einstweilen zwei Bände, „le Christianisme“ und „les Barbares et le Catholicisme“, kommen lassen und bereits grösstentheils gelesen. Kurz ich bin wieder ganz vom Gaul der Philosophie auf den Esel der Theologie heruntergekommen. Meine letzten Federzüge galten — erschrecken Sie nicht über diesen Anachronismus — den ewigen Höllenstrafen. Nur am Schlusse meiner historisch-genetischen Erklärung derselben, die mich mitten in die gräuelvollen Abgründe des christlich-germanischen Kriminalrechts hinabzusteigen nöthigte, komme ich natürlich auch auf die Hauptfigur desselben, auf den Carnifex und damit in Berührung mit Ihrem neuen Thema; denn zuletzt stützt sich ja nur auf das Dasein des Carnifex die Folgerung von der Nothwendigkeit der Willensfreiheit. Da bei uns überall, so auch auf unsren Universitäten, noch hinter unsrer vielgepriesenen Willensfreiheit der Carnifex steht oder steckt, so ist es das Beste für Sie, dass Sie historisch den Gegenstand anpacken, etwa gleich bei Leibnitz, bei welchem Sie sich ja eben befinden, als dem Gegner des Hobbes'schen Nothwendigkeitsprinzips, dann weiter herab bis auf die neuere Zeit beide Gegensätze fortführen und einander in klaren bestimmten Sätzen gegenüberstellen, endlich am Schlusse die kritische — desswegen nicht charakterlose und armselige — Vermittelung treffen. Doch folgen Sie Ihren eignen Eingebungen! Am Ende folgt doch Jeder seinem eignen Kopf. Alles Glück und Muth zum neuen Jahr und neuen Thema. Mit diesem Wunsche Ihr L. Fb.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 5. Juli 1865.

Lieber Herr Bolin! Wie Sie wissen, bin ich kein Freund von unnöthigen Worten, unnöthigen Schriften und Briefen. Un-

nöthig aber war und ist es noch, mich brieflich über den philosophischen Inhalt Ihres letzten Schreibens auszusprechen, da ich mich darüber längst öffentlich ausgesprochen habe. Sie können sich ja aus diesen Ihnen nur zu gut bekannten Aussprüchen selbst sagen, was ich von einer Regeneration der Philosophie denke, die nicht zugleich von einer Regeneration der Menschheit, der Religion, des sozialen Lebens ausgeht, was ich überhaupt halte von einer partikularistischen Fachphilosophie, welche die brennenden Fragen der Gegenwart umgeht und sich nur mit Dingen beschäftigt, die für Niemand als für einen Professor der Philosophie Interesse haben. Ich bin unendlich fern davon — ich habe auch gar keinen Grund dazu — die Verdienste und Talente Anderer verkennen oder gar verkleinern zu wollen. Herr Professor K. Fischer ist gewiss ein vorzüglicher philosophischer Historiker und Aesthetiker; aber so viel weiss ich gewiss, dass die Philosophie vom hölzernen Katheder aus in unserer Zeit und unsern Verhältnissen, die ganz andere sind als die der Kante und Fichte, nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen wird. Und was ich weiss, das wissen Sie auch, das haben Sie selbst zum Theil in Ihrem Briefe ausgesprochen. Wozu also über ausgemachte Dinge noch Worte verlieren? — Ueberdem war ich die letzten Wochen her durch Briefe, durch fremde Besuche, durch Lesen und Exzerpiren von Schriften, die ich von der Münchner Bibliothek bezogen und nun zurückschicken musste, so sehr in Anspruch genommen und mir selbst entrissen, dass ich mich darnach sehne, wieder mir selbst, meinen eignen Gedanken und Entwürfen anzugehören. —

Gewitzigt durch die Erfahrungen des vorigen Jahres, gedenke ich eine Reise bis in den Herbst zu verschieben, und Sie sind zu der von Ihnen angegebenen Zeit willkommen Ihrem alten Freunde

L. Fb.

Feuerbach an Hugo Wigand.

Rechenberg, den 7. November 1865.

Verehrter Herr! Ehe ich mein Manuskript, lediglich zum Behufe des Setzers und folglich zum letzten Male mit der Feder und dem Radirmesser in der Hand durchsehe, muss ich doch noch eine Frage an Sie stellen, weil von Ihrer Entscheidung es abhängt, ob ich dieses oder jenes Zitat stehen lasse oder streiche, und der-

gleichen Veränderungen mache oder unterlasse — die Frage nämlich, ob es nicht zweckmässiger wäre, die Idee einer Volksausgabe sogleich mit dem Drucke des Neuen zu realisiren, etwa unter dem Titel „Volksausgabe von L. Feuerbach's gedruckten und ungedruckten Werken im Auszug", oder wenigstens, wie ich Ihrem Herrn Vater in meinem ersten Briefe angedeutet, die einzelnen Abhandlungen auch einzeln, nur unter einem gemeinsamen Titel zusammengefasst, erscheinen zu lassen. Alle neuen Abhandlungen beziehen sich zwar, wie ich schon geschrieben, auf meine früheren Schriften, sind nur Beweise, Begründungen, Ausführungen ausgesprochener Gedanken, aber in einer Weise, die Alles in einem neuen Lichte darstellt, jede trotz der Kürze ein selbständiges, für sich selbst geniessbares Ganzes, so dass es Schade wäre, wenn diese innerliche Selbständigkeit nicht auch äusserlich geltend gemacht würde. Diese Geschöpfe meiner Muse in einen Band zusammenpacken, und diesen Band an die alten Bände der Gesammtausgabe anreihen, heisst sie lebendig begraben, heisst den neuen Most in alte Schläuche fassen. Wer liest sie da, wer kauft gleich einen ganzen Band? Nur ein spezieller Freund und Kenner meiner Schriften, der zugleich Geld zum Bücherkaufen hat, während Kleines und Wohlfeiles in die Masse kommt.

Auf den Fall, dass Sie sich für die Einreihung in die Gesammtausgabe entscheiden, bemerke ich, dass nach meiner Schätzung, die freilich nicht zuverlässig ist, selbst mit Inbegriff der Abhandlungen von der Unsterblichkeit, es nur einen sehr kleinen Band geben wird. Ich habe zwar eine Masse Stoffes liegen lassen, die leicht zu Druckbarem hergerichtet werden könnte; aber es ist mir ein schrecklicher, ein unerträglicher Gedanke, nur zu schreiben, um einen Band auszufüllen. Hochachtungsvoll L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 21. November 1865.

Verehrter Herr! Sie haben allerdings Recht, wenn Sie, wie auch Ihr Herr Vater, behaupten, dass meine Abhandlungen, höchstens Nr. 4 ausgenommen, sich sowohl ihres Umfanges, als ihres Inhaltes wegen nicht zu einer Separatausgabe eignen, und ich willige also ein, dass sie in einem Bande zusammengebunden als 10. Band, aber zugleich unter einem selbständigen, entweder

unter dem von Ihrem Herrn Vater vorgeschlagenen Titel: „Fünf Abhandlungen von L. Feuerbach“, oder einem anderen erst noch zu bestimmenden erscheinen. Nur bedinge ich mir aus, dass Sie den Preis des neuen Bandes, der übrigens selbst, wenn ich auch noch Zusätze mache, kein grosses Volumen einnehmen wird, so niedrig als möglich ansetzen; denn unter dem Ausdrucke „Volksausgabe“ verstehe ich nichts anderes, als eine wohlfeile Ausgabe. Sie haben Recht, wenn Sie bei dem geringen Absatze, den meine „Theogonie“ gefunden, die Unpopularität des Titels mit in Rechnung bringen; aber gewiss ist an dem Schicksale dieser wie auch meiner anderen Schriften auch der hohe Preis derselben Schuld. Ich wenigstens habe darüber oft bitter klagen gehört. Bei dem neuen Bande ist mir aber ein zahlreicher Absatz und folglich ein diesem Erfolge entsprechender Preis um so wünschenswerther, als ich auf ein Honorar verzichte, und es doch gar zu traurig für mich wäre, wenn meine Ausgaben an Geist, Kraft, Stoff ohne alle Einnahme blieben. Gleichwohl mache ich mir auch bei dem möglichst billigen Preise keine Illusion in Betreff des Absatzes, denn es ist noch nicht die Zeit da, dass eine meiner Schriften Hauptsache, Volkssache wird; es ist noch die Macht des Scheines eine viel zu grosse, als dass dem wahren, ungeschminkten Wesen Platz gemacht werden könnte. Was ich mir noch ausbedingen muss, das sind 20—25 Freiexemplare für meine Freunde und Verwandten. Hochachtungsvoll L. Feuerbach.

22. Nov.

Ich habe diesen Brief schon gestern früh geschrieben, aber nicht fortgeschickt, weil mir der Gedanke in den Sinn kam, ob es nicht das Beste wäre, da wir nun einmal wieder in das alte Geleise gekommen sind, Alles auch in Betreff des Honorars beim Alten zu lassen, nur dass wir den alten Fehler vermeiden, und also nicht wieder durch einen unverständlichen Titel das Publikum abstossen. Doch um endlich die Geburtswehen, die mir meine neue Schrift schon gekostet, zu beenden, bleibe es bei dem gestern Niedergeschriebenen, bleibe es bei dem a conto metà, selbst wenn auch der neue Band durch mögliche Zusätze von meiner Hand einen grösseren Umfang, und folglich auch höheren Preis im Buchhandel erhalten sollte.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, Anfang März 1866.

Lieber Freund. Endlich komme ich dazu, meine Schuld an Sie abzutragen, und doch ist selbst jetzt der Zeitpunkt noch nicht erschienen, den ich für Sie im Geiste vorausbestimmt hatte, der Zeitpunkt nämlich, wo ich gar nicht mehr mit meiner Schrift zu thun hätte, wo ich so recht con amore mit Ihnen plaudern könnte. Zwar ist schon seit einigen Wochen mein Werk unter der Presse, aber es fehlt dem Ganzen noch ein passender Schluss, und zur Ausarbeitung eines solchen fehlte mir bisher immer die rechte Stimmung, wahrscheinlich in Folge der abnormen Witterung. Wir haben im Januar, dem gefürchteten Wintermonat, wahre Frühlingstage, aber dumpfe und selbst schwindlige Köpfe. Wie aber das rechte Wetter, so lässt sich auch nicht die rechte Stimmung ertrotzen, sondern nur erwarten und benutzen; aber dafür will ich Sie wenigstens nicht länger warten lassen. Ist doch Ihr an mich gerichteter Brief bis gestern noch auf dem Schreibtisch in meiner Sommerwohnung gelegen, weil er hier empfangen und gelesen wurde! Wahrlich eine geraume Zeit! aber für mich auch eine Zeit der angestrengtesten Geistesthätigkeit und Gemüthsbewegungen, eben so wohl in Folge der Versprechung meiner leiblichen Tochter, deren Scheidung von mir ich, in Gedanken wenigstens, der Scheidung der Seele vom Leibe gleichsetze, als der Versprechung meiner geistigen Tochter, meiner Schrift, an den Buchhändler, die ich auch mit sehr schwerem Herzen aus meinen Händen liess, ja gern wieder zurückgenommen hätte, wenn ich nicht durch mein einmal gegebenes Wort gebunden gewesen wäre. Am wenigsten dachte ich daran, dass sie schon so bald erscheinen würde; viele Lücken, die allmählig und gelegentlich ausgefüllt werden sollten, sind daher stehen geblieben, viele Partien nicht ausgeführt oder geradezu weggelassen worden. Doch alea jacta est. Nach fast 10jährigem Scheintode bin ich wieder zum „Sein für Andre“ erwacht; ist nur einmal der Anfang gemacht, so ergibt sich die Fortsetzung von selbst. Es taugt übrigens schlechterdings nichts, Manuskripte Jahre lang liegen zu lassen. Gedacht, geschrieben und gedruckt! Das sei des Schriftstellers Motto. Es ist doch Alles, was wir thun, denken und schreiben, ephemer wie wir selbst; der Unterschied ist nur, dass die Gedanken des Genies nicht alltägliche und desswegen der Aufbewahrung würdig sind.

4. März.

Die vorstehenden schlecht geschriebenen Zeilen schicke ich Ihnen nur als einen Beweis, dass ich Ihnen schon längst schreiben wollte, aber zugleich auch als einen Beweis von der Richtigkeit der in meiner Schrift ausgesprochenen Behauptung, dass der Wille, der von der Zeit abstrahirt oder gar wider den Strom der Zeit schwimmen will, nur ein Phantom ist. Erst jetzt ist mein Wollen Können — Wollen ohne Können ist aber nur eingebildetes, chimärisches Wollen — erst jetzt, wo und weil ich mit meiner Schrift fertig bin, also Zeit habe, an Sie zu schreiben. Was sollte ich Ihnen aber auch, was soll ich jetzt selbst schreiben? Alles Wissenswürdige von mir enthält ja meine Schrift, und Sie werden sich nicht dadurch beeinträchtigt fühlen, dass ich, was ich Ihnen mittheile, zugleich auch Andern, ja der gesammten Welt mittheile. Besteht ja doch der Werth der Schrift zuletzt nur darin, dass sie eine Sache so gemein macht wie Luft, Licht und Wasser. Ich schreibe Ihnen daher eigentlich auch nur, um Sie zu fragen, auf welchem Wege ich meine Schrift Ihnen zuschicken kann und soll, ob durch die Post oder den Buchhandel oder wie sonst? Uebrigens ist meine Schrift nur von meiner Seite, nicht von Seiten des Setzers und Buchhändlers fertig. Der letzte Bogen, den ich korrigirte, war der 14., und das Ganze wird sich auf 17—18 Druckbogen belaufen. Es wird also noch 14 Tage oder gar 3 Wochen dauern, bis sie vom Stapel läuft, also noch Zeit genug, um von Ihnen Antwort zu erhalten und danach meine Massregeln treffen zu können, ehe durch fremde Hände Ihnen meine Schrift zu Gesichte kommt. Leider habe ich bis jetzt noch keinen andern Titel gefunden als den dreifältigen, „Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit, vom Standpunkt der Anthropologie“. In der That lässt sich der Inhalt meiner Schrift, meiner Schriften überhaupt, auf diese 3 Endfragen der alten, selbst noch Kant'schen Philosophie reduziren. Aber die abstrakten Dreiheiten lassen sich kaum in e i n e m Zuge über die Zunge bringen, stehen also nicht im Einklang mit dem Individualismus und Sensualismus, dem die Schrift huldigt.

Die Schrift von K. Fischer (L o g i k, 2. Aufl.) habe ich noch im verflossenen Jahr erhalten, aber bis jetzt auch nicht einen Blick in sie geworfen, theils aus Mangel an Zeit, aber auch an Lust. Was sage ich, Mangel an Lust? — Es graust mir, wie dem Leben vor dem Tode, vor der Hegel'schen Philosophie, der Hegel'schen Logik, auch in ihrer erneuten, sei's verbesserten, sei's verschlechterten Form.

Die Erklärung dieses Grausens werden Sie, wenn nicht schon in meinen früheren Schriften, namentlich in meiner letzten finden. Es ist das Grausen des Schmetterlings vor seiner Puppen- und Raupengestalt. Doch auch abgesehen hievon, ich hatte bis jetzt positiv keine Zeit, habe sie auch jetzt noch nicht, da ich unmittelbar nach meiner Schrift an die Erfüllung eines schon im Sommer vorigen Jahres einem Freunde in Amerika gegebenen Versprechens gegangen bin, ihm zur Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika aus der hiesigen Bibliothek einen Beitrag zu liefern. — Sehr wird es mich freuen, gute Nachrichten von Ihren Vorlesungen und Ihrem Befinden zu erhalten. Wir haben den fortwährend bei uns milden Winter gesund überstanden. Frau und Tochter grüssen Sie herzlich und lassen Ihnen sagen, dass Sie nur den Bruder des mit dieser Verlobten, nicht diesen selbst kennen lernten. Leben Sie wohl! Freundschaftlich Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 30. April 1866.

Lieber Herr Bolin! Sie empfangen hier auf dem von Ihnen angegebenen Wege meine Schrift. Möge die Lektüre derselben in Ihnen das Bedürfniss und den Wunsch einer Fortsetzung derselben so lebhaft erzeugen, als sie der Verfasser empfindet, so ist mein Zweck erreicht. Denn mehr kann der Verfasser nicht wünschen, als dass sich im Lesen das l'appétit vient en mangeant bestätigt. — Ich bin noch immer beschäftigt mit der mir von einem Freunde oktroyirten Arbeit, und habe daher keine Zeit und Lust zum Briefschreiben. Nur Dieses. Ich habe endlich den Fischer in einem freien Augenblick zur Hand genommen und den Anfang der eigentlichen Logik — Sein, Nichtsein, Werden — gelesen, aber schon während des Lesens unwillkürlich ausrufen müssen: erbärmlich, erbärmlich! Die elendste Scholastik und Sophistik! Wie ehrwürdig, wie klassisch ist gegen diesen Pfuscher Hegel! Wie bedauere ich die Jugend, der solcher Unrath zur Verdauung angeboten wird. Doch später vielleicht einmal Beweise von der Wahrheit dieses wegwerfenden Urtheils, wenn es anders derselben bedarf.

Mit den herzlichsten Grüssen von mir und den Meinigen Ihr

L. Feuerbach.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, Freitag den 18. Mai 1866.

Vor etwas mehr als einer Woche, mein theuerer Freund, erhielt ich Ihr neuestes Werk nebst einliegenden Zeilen. Ich eile, Ihnen mit umgehendem Dampfer meinen aufrichtigsten und herzlichsten Dank zu bezeugen.

Was ich Ihnen heute darüber sagen kann, entquillt aus dem ersten Eindruck, der unbedingt ein günstiger ist, und zumal mit Ihrem eigenen Wunsche, nämlich einem Bedürfnisse nach Fortsetzung durchaus zusammentrifft.

Besagtes Verlangen nach „Mehr“ gilt meist Ihrer überaus fesselnden und in vieler Hinsicht gewaltsam hinreissenden Abhandlung über Spiritualismus und Materialismus, die unbedingt eine Ergänzung erheischt. Was Sie im Gebiete der allgemeinen Religion, als der unbewussten und unwillkürlichen Philosophie, geleistet und was in den kleineren Abhandlungen des neuesten Bandes so wesentliche als überzeugende Ergänzungen erhalten, ist in der grösseren, obwohl fragmentarischen Abhandlung unverkennbar auf das Gebiet der partikularen, uneigentlichen, verkappten Religion, auf die Philosophie ausgedehnt, muss aber noch in erweitertem Masse geschehen, um den Sieg über die Religion, die dort ihren letzten Schlupfwinkel hat, vollständig zu machen. Die Gewalt Ihrer Thätigkeit liegt offenbar darin, zu zeigen, wie alt, wie zwingend, wie umfassend die Anschauungsweise ist, der Sie Anerkennung zu erwerben trachten. Ohne Zweifel wäre es überaus erwünscht gewesen, wenn Ihnen die Verhältnisse gestattet hätten, die fragliche Abhandlung vollständig ans Licht zu bringen. Doch will ich hoffen, dass sich hierbei wiederholen wird, was dem Goethe widerfuhr, als er seinen langgehegten Faust zunächst nur als „Fragment“ an die Oeffentlichkeit brachte, aber, durch diesen Umstand angefeuert, sich zur Vollendung des Gedichtes entschloss und uns den köstlichen „ersten Theil“ lieferte. Ihre Methode, die ich eine historisch-genetische Interpretation nennen möchte, hat sich an dem neuen Versuche trefflich bewährt. Obgleich derselbe eines gewissen, inneren Abschlusses und Zusammenhanges nicht ermangelt, kann man doch nicht umhin, stellenweise eine Erweiterung zu wünschen. Dieselbe dürfte, soweit ich nach einmaligem Lesen urtheilen darf, zunächst in der eigenthümlichen Willensfrage

zu liefern sein, namentlich was Verantwortung und Moral überhaupt betrifft. Ihr treuergebener W. Bolin.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Heidelberg, 27 Octobre 1866.

. .

. .

. . Mon ami Roy avoit le désir de publier une traduction plus complète que sa première, et naturellement de la confier à un autre éditeur que le premier, — qui, du reste, vous a édifié sur sa délicatesse par la façon sans gêne dont il a disposé de votre autorisation non demandée —, éditeur qui n'a rien fait pour la vente de cette traduction qu'il aurait pu, en l'exposant, vendre en très-peu de temps, et que néanmoins je crois à peu près vendue, mais, on peut le dire, malgré lui

. .

Ed. Vaillant.

Mr. H. C. Brokmeyer to Feuerbach.

St. Louis Missouri U. S. A. 30th October 1866.

Ludwig Feuerbach Esq. Sir, At the regular meeting of the St. Louis Philosophical Society in October, You were elected an „Auxiliary" („Constitution Art. III § 4:

For the purpose of promoting an interchange of thoughts with thinkers at a distance, the Society may confer the distinction of Auxiliary upon all such as will correspond at times upon questions respecting which a comparison of views is desired").

An acknowledgment of the reception of this notification is respectfully requested Henry C. Brokmeyer,
President.
Wm. J. Harris, Secretary.

Ludwig Pfau an Feuerbach.

Göppingen, den 10. November 1866.

Mein lieber Feuerbach! Es hat etwas lange gedauert, bis ich meinem Versprechen nachkomme; aber wie Sie aus der Ueberschrift ersehen, befinde ich mich dermalen in Göppingen, und so

musste ich vorher einen Abstecher nach Stuttgart machen, um Ihnen die Bücher schicken zu können.

Ihr Buch habe ich mit grosser Freude gelesen. Das ist Alles echt und gesund, und steht auf festem Boden. Auch die ironischen und humoristischen Spitzen, die da und dort zu Tage treten, thun wohl. Es ist eine Schande für Deutschland, dass solche Arbeiten, welche die wichtigsten Fragen von einer neuen und faktischen Seite anpacken und auf die allein fruchtbringende Weise behandeln, eine so geringe Anerkennung finden. Es wäre kein Wunder, man bekäme alle geistige Arbeit satt. Glücklicher Weise trägt man doch die Zuversicht in sich, dass eine solche Thätigkeit nicht verloren ist, wenn sie auch im Augenblicke ihre Wirkung nicht thut; und dann hat die gute Natur dafür gesorgt, dass der Apfelbaum nicht anders kann und doch wieder Aepfel trägt, wenn ihm auch der Lenzfrost die besten Blumen versengte.

Sie sollten auch auf andere Weise zu wirken suchen als in Büchern; Journale und Zeitschriften sind einmal an der Tagesordnung und dringen hin, wo Bücher nicht hinkommen. Wie wär's, wenn Sie hie und da Etwas für die Beilage der Allgemeinen Zeitung schrieben? Ich weiss wohl, was sich gegen dieselbe sagen lässt; aber es ist doch noch das einzige Organ, das ernstere Arbeiten zur Kenntniss eines grösseren Publikums bringt. Ich würde mit Vergnügen den Vermittler machen, da ich sowohl mit der Redaktion als mit den Eigenthümern bekannt bin. Seit dem Tode des alten Cotta und des verbissenen Kolb ist auch Manches anders geworden.

Ich hätte grosse Lust, Etwas über Ihr neuestes Buch in die Allgemeine zu schreiben; nur müsste man Ihre ganze philosophische Persönlichkeit dabei ins rechte Licht stellen und auf Ihre älteren Schriften dabei zurückgreifen. Dazu müsste ich denn freilich Ihr ganzes Werk wieder durchstudiren, und dazu fehlt mirs im Augenblicke an Zeit. Sie selber könnten freilich Ihren Standpunkt im Gegensatze zu unserer ganzen phantasirenden Philosophie am Besten hervorheben; und wenn Sie eine falsche Bescheidenheit unterdrücken, und mir eine Anzahl Notizen an die Hand geben wollten, welche mir meine Arbeit erleichtern könnten, so würde ich dieselbe wohl unternehmen. Von Nutzen nicht nur für Ihre Person, woran Ihnen weniger liegt, aber für die Sache, wäre eine Besprechung gerade in der Allgemeinen Zeitung jedenfalls. Es ist Schade, dass man nicht von seinen Renten leben und nur das mit Musse und Fleiss ausarbeiten kann, was Einem am Herzen liegt.

Wenn Sie z. B. eine tüchtige Kritik des Kuno Fischer'schen Unsinnes schreiben wollten, so wäre dies eine gute That. Es wäre überhaupt heilsam, wenn man in den Sumpf unserer Philosophie einige tüchtige Schläge führte, um die quakenden Frösche aufzuscheuchen. Das wäre ein Geschäft, das Ihnen gar wohl anstünde. Es ist freilich kein ganz angenehmes, sich mit längst Ueberwundenem wieder herumzubeissen; aber es wird doch durch die Aussicht auf eine sichere und unmittelbare Wirkung versüsst.

Ich schicke Ihnen meine Bücher, weil es mir Vergnügen macht, sie in Ihren Händen zu wissen, entbinde Sie jedoch der Verpflichtung, sie zu lesen, da Sie vielleicht Besseres zu thun haben. Wenn Sie mir gelegentlich schreiben wollen, so adressiren Sie Ihren Brief am Besten an meinen Buchhändler Emil Ebner. Mit der Bitte, mich Ihren werthen Damen zu empfehlen, grüsse ich Sie hochachtungsvoll. Ihr L. Pfau.

Feuerbach an Dr. J. Duboc.

(Nach dem Brouillon.)*)

1866.

Die Pointe Ihres Einwurfes ist der Schlussatz: „F. hat Recht, dass die Moral nicht von der Glückseligkeit abstrahiren kann; aber man muss hinzusetzen, dass sie auch nicht von dem Rechtsbewusstsein abstrahiren kann." Aber was ist denn dieses Rechtsbewusstsein anders als das Bewusstsein von dem Recht des Glückseligkeitstriebes des Andern; denn unter der Glückseligkeit in Ihrem Satze können Sie nichts Anderes verstehen als die eigene Glückseligkeit, denn nur dieser steht die Pflicht oder das Bewusstsein von dem Recht des Glückseligkeitstriebes auch des Andern gegenüber. Oder kennen Sie ein vom Glückseligkeitstrieb unterschiedenes Recht, ein Recht an sich, gleich dem Kantischen Ding an sich, ein Recht, das nicht die Befriedigung jenes Triebes zum Grund und Gegenstande hätte? Ich verweise übrigenshier über auf meine Theogonie: „Das Gewissen und das Recht".**)

Doch abstrahiren wir vom Glückseligkeitstriebe, so heisst Ihr Satz nichts anderes als: „Die Moral kann nicht vom lieben Ich abstrahiren, aber sie kann auch nicht von dem unlieben Anderen abstrahiren." Nun ist aber grade mein charakteristischer Ausgangs-

*) Betreffend das letzte Werk: „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit".

**) IX. 165 f.

punkt der Satz: dass die Moral nicht, wie bei Kant, Schopenhauer u. s. w. aus dem Ich allein, sondern nur aus dem Ich und Du abgeleitet werden kann, und zwar nicht nur aus dem in Gedanken existirenden Du, dass Jeder im Kopfe hat und haben muss, weil sonst auch der Gedanke an eine Moral und Pflicht wegfiele, sondern aus dem sinnlichen, leiblichen, ausser meinem Kopfe existirenden, mir persönlich gegenüberstehenden Du, welches eben desswegen, wenn keine gütlichen Ermahnungen und Vorstellungen helfen, selbst durch körperliche Demonstrationen die Anerkennung seines Rechts auf Leben, Eigenthum, Ehre, kurz seines Glückseligkeitstriebes mir aufdringt. Sie fragen: wie kommt der Mensch zum Pflichtbewusstsein? was bewegt ihn, sich Pflichten aufzulegen? Ich antworte: So wenig der Mensch aus apriorischer, den aposterioren Grobheiten der Natur zuvorkommender Höflichkeit und Freiwilligkeit, die unmittelbaren physiologischen und pathologischen Einschränkungen seiner an sich unbeschränkten gränzenlosen Selbstliebe auferlegt, so wenig legt er sich selbst die Pflichten, die moralischen Einschränkungen derselben auf; sie werden ihm von der Macht, der Autorität der Andern auferlegt, selbst wenn auch diese Pflichten in die Klasse der von der alten, auch noch Kantischen Moral, anerkannten Pflichten gegen sich selbst gehören, die offenbar nur die eigene Wohlfahrt zu ihrem Grund und Gegenstand haben, wie z. B. die Pflichten der Reinlichkeit, Sparsamkeit, Mässigkeit. Denn wer macht dem Unreinlichen die Reinlichkeit, dem Unmässigen die Mässigkeit zuerst oder ursprünglich zum Gesetz, zum Mässigseinsollen? Der Mässige. Was ich bin, das sollst Du sein, wenn ich auch, was ich bin, von Natur bin, aus Neigung, oder in Folge von in frühester Kindheit, ohne Wissen und Wollen, empfangener Eindrücke. Sunt semina virtutis nobis innata (Es gibt Samenkörner der Tugend, die uns eingeboren sind). Aber es gilt auch hier die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Individuen und Tugenden. Was für den Einen Tugend ist, die sich für ihn von selbst versteht, die ihn gar keine Anstrengung und Opfer kostet, die Eins mit seiner Individualität, mit seiner Organisation ist, ist für den Andern eine Pflicht, die er nicht erfüllt, oder nur mit der grössten Anstrengung und Peinlichkeit, folglich nur mit knapper Noth erfüllt.

Es gibt keine Pflicht und keine Tugend — welche nichts anderes als eine habituelle oder auch angeborne Pflichterfüllung ist — die nicht aus einem Triebe der menschlichen Natur, und

folglich, da jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb, weil nur in der Befriedigung desselben der Mensch glücklich ist, aus diesem hervorgegangen wäre. Das Gebot, für sein Vaterland zu leben und zu sterben, ist nur von denen gegeben und gehalten worden, bei welchen die Erfüllung desselben kein Produkt eines theoretischen Vernunftzwanges, der auch nur theoretische Anerkennung, aber keine Handlung hervorbringt, sondern Produkt der Vaterlandsliebe, Produkt herzlicher, sinnlicher Nothwendigkeit, kraft welcher sie so handeln mussten, wie sie handelten, Produkt des Glückseligkeitstriebes war, aber des Glückseligkeitstriebes, der das Glück des Vaterlandes als eigenes Glück, das Unglück desselben als eigenes Unglück empfindet und erkennt. Kurz, die Pflichten gegen Andere, die mit Opfern verbunden sind, erfüllen, trotz aller Vernunft- und Religionsgebote, nur die Menschen, die sich unglücklich fühlen, wenn sie sie nicht erfüllen, bei denen also diese Opfer nicht im Widerspruch stehen mit ihrem Glückseligkeitstriebe.

Uebrigens stehen Opfer, Verneinungen, Einschränkungen, welche die Pflicht dem Glückseligkeitstrieb auferlegt, nicht im Widerspruch mit diesem Triebe, selbst im gewöhnlichen Sinne. Welche Versagungen, welche Verneinungen legen sich z. B. die Menschen auf, die keinen andern Zweck haben, als sich durch Sparsamkeit und Arbeitsamkeit ein Vermögen zu erwerben! Selbst zur Erhaltung unserer Gesundheit, sage ich in den Anmerkungen zur „Unsterblichkeit vom Standpunkt der Anthropologie“, gehört ein gewisser Heroismus.

Sie haben den Glückseligkeitstrieb nur erfasst und festgehalten, wie ihn Kant feststellt, nicht beachtet, was ich dagegen sage. Die Pflicht ist bei Kant das apriorisch Allgemeine und Nothwendige seines theoretischen Idealismus, die Glückseligkeit das Sinnliche der Empirie. Der Glückseligkeitstrieb geht aber auch auf das Allgemeine und Nothwendige. Jeder hat seine eigene Glückseligkeit, d. h. Jeder hat seine eigenen Leckerbissen; aber gleichwohl will Keiner hungern, Jeder essen, und ist glücklich, wenn er nur den Hunger — der Hunger ist auch ein Glückseligkeitstrieb — wenn auch nicht gerade mit besondern Leckerbissen — stillen kann.

Sie haben ferner nicht beachtet, dass nicht der Eigensinn, wenn auch philosophischer Eigensinn, sondern der volksthümliche, wenn auch aus unserm Volke verschwindende, oder vielmehr menschheitliche Gemeinsinn die Basis meines Denkens ist, dass ich mich überall auf Thatsachen, Aeusserungen, Offenbarungen der Mensch-

heit, nicht dieses oder jenes Philosophen stütze, dass folglich auch mein Moralprinzip nur die Analyse der uralten, nicht nur alt- und neutestamentlichen, sondern menschheitlichen Aussprüche ist. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, und Was Ihr nicht wollt etc., d. h. was Ihr nicht vom Andern erleiden wollt, das thut ihnen auch nicht — mit andern Worten: der Wille, der kein Uebel thut, weil er etc., ist der positive sittliche Wille.

Ich bedauere daher, dass trotz Ihrer sonstigen wohlwollenden Anerkennung, trotz Ihres übrigen richtigen Verständnisses von mir, ich doch Ihre Kritik meiner Moral in die Klasse der verfehlten Kritiken, die bisher über meine neueste Schrift erschienen, versetzen muss, in die Klasse der Kritiken, die nicht das was ich sage, wenn auch mit deutlichsten Worten, sondern was sie sich selbst von mir in den Kopf setzen, was sie von mir denken, zum Gegenstand ihrer Ausstellungen machen. L. F.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Rechenberg, den 2. Dezember 1866.

Lieber Kapp! . . . Deinem Urtheil über unsere deutschen Händel und Vorgänge, insbesondere preuss. Heldenthaten und Erfolge, kann ich keineswegs unbedingt beipflichten . . . Unsere Politik befindet sich jetzt im Stadium der Hegel'schen Dialektik, die im Widerspruch mit der alten Logik jedes Ding sich selbst entgegensetzt, und damit Alles, selbst Kopf und Herz in Verwirrung bringt.

Man muss allerdings für Preussen sein, weil man nicht dagegen sein kann, ohne für Oesterreich zu sein. Man kann aber nicht für Preussen sein, d. h. das Preussen Friedrichs II., der Stein und Scharnhorst, ohne zugleich gegen das gegenwärtige, ja seit fast 50 Jahren reaktionäre gouvernementale Preussen zu sein. Man muss sich freuen, dass die Kleinstaaten zum Theil wenigstens aufgehoben sind, aber sich ärgern über diese Freude, wenn man bedenkt, dass die preussische Grossthat dasselbe Prinzip wie diese, nur im Grossen verfolgt . . Aber es ist doch ein Schritt zur Einheit; ja, aber auch zur Unterwerfung unter Einen, der sich nicht von den andern Unterworfenen wesentlich unterscheidet . . .

Dein treu ergebener L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, den 12/15. Februar 1867.

Lieber Kapp! ... So wie ich den guten, lammfrommen Zinzendorf, der mir eben desswegen so viel Zeit kostete, weil Geist und Herz ganz wo andershin gerichtet waren, vom Halse hatte, warf ich mich auf die politische Geschichte der neuern und neuesten Zeit, die ich mit dem 7jährigen Kriege begann, und beschäftigte mich, nur ein paar unpolitische, ästhetische Schriften ausgenommen, ausschliesslich mit ihr, und zwar bis vor wenigen Wochen, wo ich mit dem Krieg von 1866 von Rüstow schloss. Aus dieser meiner Anknüpfung der neuesten Ereignisse an Friedrich II. wirst Du ersehen, dass ich zur Würdigung derselben den einzig richtigen Ausgangs- und Standpunkt gewählt habe.

Mein letztes Urtheil war weniger ein Urtheil, als blos Ausdruck einer Stimmung oder vielmehr Missstimmung, wenn auch nicht zufälliger und unberechtigter, nämlich der Missstimmung über den Widerspruch der inneren und äusseren Politik Preussens, den Widerspruch, physische Eroberungen zu machen, ohne Sie durch moralische Eroberungen zu beseelen und zu rechtfertigen — sonst hätte man nicht vor Wien und an der Mainlinie Halt zu machen nöthig gehabt ...

Herzliche Grüsse von den Meinigen an Dich und die Deinen.

Dein L. Feuerbach.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 5. März 1867.

Mein lieber Bolin! Seit ich Ihnen meine Schrift gesendet und zum letzten Mal bei dieser Gelegenheit geschrieben habe, haben wir in Deutschland so viel erlebt und ich so viel gelesen und studirt, aber so wenig oder vielmehr, ausser unerlässlichen Briefen, gar nichts geschrieben, dass ich nur mit Widerstreben zu dem entwöhnten Handwerkzeug der Feder greife. Schon seit gewiss 14 Tagen bin ich wieder ganz hergestellt*), aber ich konnte mich nicht von der Lektüre losreissen, deren letzter Gegenstand Rousseau's Confessions waren, eine Schrift, die schon im Sommer gelesen werden sollte, aber von andern Schriften, politischen und weltgeschichtlichen Inhalts, verdrängt worden war, und welche ich seit meiner Jugend,

*) Bezieht sich auf F.'s ersten Schlaganfall.

wo ich einen flüchtigen Blick in sie warf, sie aber mit Verachtung von mir stiess, nicht mehr angesehen hatte. So pflanzen sich die Eindrücke der unverständigen Jugend als Vorurtheile selbst bis in das reife Alter fort. Und doch, wie viele Aehnlichkeiten zwischen seinen Gedanken, Neigungen und Empfindungen und den meinigen habe ich in ihm gefunden! Wie vieles aus der Seele gesprochen, wie vieles selbst mit denselben Worten von mir, wenn auch nicht Gesagte doch Gedachte! So unter Andrem der Gedanke von einer „sinnlichen oder materiellen Moral“, den er aber nicht ausführte, so wenig als ich meinen von der Moralität der Sinnlichkeit oder umgekehrt der Sinnlichkeit der Moral ausführen werde; so auch seine Liebe zum Landleben, zum Obskurantismus*), seine Abneigung gegen das „unglückselige Metier“ der Schriftstellerei, der er für immer entsagt hätte, wenn er nicht wider seine Neigung durch äussere Veranlassungen stets wieder zu ihr zurückgeführt worden wäre, gerade wie auch ich. Diese Confessions waren also bei mir nichts weniger als geeignet, den Griff zur Feder zu ermuthigen und zu beschleunigen. Gleichwohl stehe ich gegenwärtig aus dem psychologischen Bedürfniss der Abwechslung, der Thätigkeitsveränderung auf dem Punkte, indem ich die Feder des Briefstellers ergreife, auch die des Schriftstellers wieder zur Hand zu nehmen, die durch die Kriegsereignisse und Staatsveränderungen — die, um ihnen nahe zu bleiben und zugleich gewachsen zu sein, mir die Beschäftigung mit der politischen Geschichte der neuen Zeit zu einer dringenden Angelegenheit machten — unterbrochene Fortsetzung, d. h. Entwicklung und Begründung meiner letzten Schrift da, wo sie deren bedarf, vorzunehmen, jedoch nur in dem Falle, dass gute Laune, guter souveräner Humor mich anwandelt; denn einer forcirten Willens- und Geistesanstrengung, wie mir meine unter den widrigsten Verhältnissen begonnene und mehrmals gewaltsam unterbrochene Arbeit über Spiritualismus und Materialismus gekostet hat, überhebt mich mein hohes Alter, bereits selbst als Schriftsteller, und das Bewusstsein von der Nutz- und Erfolglosigkeit meiner Schriftstellerei. Denn trotz meines literarischen Veteranenthums bin ich noch immer nicht nur eine Persona ingrata, sondern auch incognita, wie die über meine letzte Schrift mir zu Gesichte gekommenen, wenngleich theilweise günstigen Urtheile beweisen. — Es freut mich, dass Sie sich in Ihrer akademischen

*) Wörtlich, offenbar statt „Obskurität“.

Thätigkeit heimisch und behaglich fühlen. Auch stimme ich ganz dem bei, was Sie mir von dem Gedankengang Ihrer Vorlesungen mitgetheilt; auch damit bin ich einverstanden, im Widerspruch mit meiner mündlich einmal ausgesprochenen Meinung, dass Sie Ihre akademische Thätigkeit noch länger fortsetzen oder sogar bleibend in Helsingfors festsetzen, weil sich bei Ihnen damit ein patriotischer Zweck verbindet, was bei meiner akademischen Laufbahn nicht der Fall war; denn in welchem Zusammenhang stand von jeher und steht noch jetzt meine Richtung und Thätigkeit mit der bayrischen Regierung und „Nation"? Nicht nur „Was", sondern auch „Wo" ist des Deutschen Vaterland? Sie haben obendrein an einer oder Ihrer Universitätsstadt gefunden, was ich nur auf dem Lande — eine Braut, wozu ich Ihnen von Herzen gratulire. Es ist daher natürlich und vernünftig, dass, wie ich mich auf dem Lande, so Sie sich in der Universitätsstadt fixiren und habilitiren. Wäre mir dasselbe passirt, wie ganz anders wäre mein Lebenslauf und vielleicht mein Gedankenlauf ausgefallen! Ich bereue übrigens auch jetzt noch nicht den Schritt, der meinen Lebenslauf entschied, so wenig er auch ein Schritt zu einer glänzenden Carriere war. Möge dasselbe auch bei Ihrem Schritte der Fall sein! Mit diesem Wunsche Ihr alter Freund L. Fb.

Gustav Bäuerle an Feuerbach.

Stuttgart, den 15. April 1867.

Hochgeschätzter Herr! Ich verschaffte mir durch die hiesige öffentliche Staatsbibliothek Ihr Werk, das „Wesen des Christenthums". Dieses Buch machte einen ungeheueren Eindruck auf mich, wie auch Ihre weiteren Werke, mit deren Studium ich seit Anfang dieses Jahres beschäftigt bin. Ich kann in der That nicht umhin, Ihnen meinen tiefsten Dank für die mir durch Ihre Schriften zutheil gewordene Erkenntniss auszusprechen. Sie haben mir die Binde von den Augen genommen und mich erkennen lassen, dass nicht der Mensch nach Gottes Bilde, sondern Gott nach des Menschen Bilde gemacht ist, und dass das Wesen der Gottheit und des Wunsches ein und dasselbe ist. Wie sehr jedoch Ihr Name und Ihre Werke hier verpönt sind, mag Ihnen der Umstand beweisen, dass der Bibliothekar der Staatsbibliothek meinem Vater, welcher mir die Bücher holt, da ich selbst dazu keine Zeit habe, schon mehrmals sagte, er warne mich aufs Dringendste vor Ihren

Werken, da dieselben zu den schlimmsten gehören, die irgend existiren

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Gustav Bäuerle.

Feuerbach an G. Bäuerle.

Rechenberg bei Nürnberg, den 31. Mai 1867.

Mein Herr! Ohne Vernunft gibt es kein Gewissen, wie sich übrigens von selbst versteht; aber trotzdem kann bei, namentlich „in gewisser Beziehung sehr ausgebildeter Vernunft“ vollkommene Gewissenlosigkeit, Nichtanerkennung der wohlbegründeten Rechte Anderer stattfinden und findet wirklich statt. Dieser Widerspruch reduzirt sich aber auf den allgemeinen Widerspruch zwischen Erkennen und Handeln, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Gescheidtsein und Gutsein, zwischen Politik und Moral. Diesen Widerspruch zu lösen, das ist eben die Aufgabe der Erziehung, im Einzelnen wie im Ganzen, der Individuen und der Völker, die Aufgabe der Geschichte. Bisher haben ihn nur einzelne, seltene, glückliche, vollendete Menschen gelöst. So wenig aber das Paradies je auf Erden stattfinden, wenn es auch hoffentlich besser auf ihr werden wird, so wenig wird auch die Aufhebung dieses Widerspruchs je allgemein und vollständig wirklich werden, weil er in der Natur der Sache und des Menschen begründet ist.

Was ich zu der Ansicht Vogt's sage? Unstreitig gehören sehr viele Verbrecher, die von unsern beschränkten Juristen ins Zuchthaus verurtheilt werden, ins Irrenhaus; aber gleichwohl kann man so unbedingt, so allgemeinhin den Unterschied zwischen Verbrecher und Irren nicht aufheben, ohne dass man desswegen mit dem Bestehenlassen dieses Unterschiedes die alten Strafrechts- und Freiheitstheorien anerkennt. Ein Verbrechen kann mit Nothwendigkeit begangen worden sein, ohne dass es desswegen aus Narrheit, aus Manie, kurz irgend einer psychologischen oder physiologischen Ursache, welche jetzt den Thäter statt ins Zuchthaus ins Narrenhaus bringt, hervorgegangen ist. Aber so lange die Menschen in Gesellschaft leben, also unter Gesetzen und Regeln ihres Verhaltens zu einander, werden sie festhalten an dem Unterschied zwischen unzurechnungsfähigen und zurechnungsfähigen Thätern, obgleich auch die Thaten dieser, wenn auch nicht aus pathologischer, doch psychologischer Nothwendigkeit hervorgehen; aber diese Nothwendigkeit geht über die Schranken des gesellschaftlichen Lebens

gehört nur vor das Forum des Naturforschers, des Philosophen, nicht des Richters.

Was für ein Unterschied zwischen dem „Atheismus“, den ich lehre, und dem „Materialismus“ Vogt's, Moleschotts und Büchners ist? Es ist lediglich der Unterschied zwischen Zeit und Raum, oder zwischen Menschheitsgeschichte und Naturgeschichte. Die Anatomie, die Physiologie, die Medizin, die Chemie weiss nichts von der Seele, nichts von Gott u. s. w.; wir wissen davon nur aus der Geschichte. Der Mensch ist mir wie ihnen ein Naturwesen, entsprungen aus der Natur; aber mein Hauptgegenstand sind die aus dem Menschen entsprungenen Gedanken- und Phantasiewesen, die in der Meinung und Ueberlieferung der Menschen für wirkliche Wesen gelten.

21. Oktober 1867.

Es gibt nur Eine Wahrheit, es ist das unendlich reiche und vielfältige Leben der Natur und Menschheit. Alle philosophischen Systeme sammt und sonders sind geistige Zellengefängnisse. Schon der Gedanke an sie, wenn man auch nicht in sie eingesperrt ist, beklemmt und verstimmt aufs Tiefste, namentlich wenn man, wie es dieses Jahr bei mir der Fall war, in der grossen herrlichen Alpennatur gelebt hat. Mit aller Achtung vor Ihrem Geist und Streben Ihr ergebener L. Feuerbach.

L. Pfau an Feuerbach.

Paris, den 11. Juni 1867.

Mein lieber Feuerbach! Wie Sie aus der Ueberschrift ersehen, befinde ich mich zur Zeit in Paris, um die grosse Ausstellung zu sehen, und auch einigermassen in der Allg. Zeitung zu beschreiben. Dieser Umstand dient mir vielleicht zu einiger Entschuldigung, dass ich Ihnen so lange nicht schrieb, was um so schändlicher von mir ist, als Ihr Brief mir eine grosse Freude machte. Die Art und Weise, wie Sie meine Bestrebungen auf dem Felde der Aesthetik beurtheilen, hat mehr Werth für mich, als alle Anerkennungen des grossen Haufens, und wenn Sie mich als einen Ihrer nicht unwürdigen Jünger betrachten, so ist das Alles, was ich verlangen kann und mehr als ich zu hoffen wagte. Es ist ja doch der einzige Lohn, den man am Ende von seinem Streben davonträgt, dass man da und dort die Hand eines Mitstrebenden drückt, oder eines Voranstrebenden, den man ehrt, und dessen Aufmunterung Einem Muth macht fortzufahren.

Deubler sagte mir, dass Sie ihn diesen Sommer mit Ihrem Besuche erfreuen werden, und er lud mich zu gleicher Zeit zu sich ein. Mein pariser Aufenthalt wird aber wohl ein solches Zusammentreffen unthunlich machen, so sehr es mich gefreut hätte, gerade in Ihrer Gesellschaft dort zu sein. Vielleicht gehen Sie wieder einmal hin, und wir können es dann auf eine Zeit richten. Empfehlen Sie mich Ihrer werthen Familie und lassen Sie sich herzlich grüssen von Ihrem L. Pfau.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 1. Juli 1867.

Mein lieber Freund! Alle Ihre Briefe sind richtig angekommen. Schliessen Sie nicht aus einer Nichterwähnung eines Briefes auf Nichterhalten-haben. Ich bin gewohnt, mehr zu verschlucken, als von mir zu geben. Ja schon in früheren Jahren habe ich selbst Jahre lang nur gelernt und studirt, simpler gesprochen gelesen, ohne auch nur eine Zeile schriftlich aus mir hervorzubringen, wie viel mehr jetzt, wo das Leben immer näher seinem endlichen Abschluss rückt, die noch kurze Zeit immer kostbarer wird. Aus diesem Grunde bedauere ich, um sogleich mit der Thür ins Haus zu fallen, dass Sie sich wegen der Anschaffung und Uebersendung der philosophischen Schrift*) in Kosten versetzt haben. Es ist dies eine Schrift, die, für mich wenigstens, ihrem ganzen Standpunkt nach in ein längst abgethanes Gebiet gehört, in das Gebiet der deutschen über „den Schatten des Esels, aber ohne den Esel“ spekulirenden Philosophie, eine Schrift, welche — so viel habe ich gleich beim Empfang derselben daraus gelesen und ersehen — die Unsterblichkeit zu einer metaphysischen Frage macht, ohne bezüglich derselben „vom Standpunkt der Anthropologie“, vom psychologischen oder anthropologischen Ursprung und Wesen derselben, Etwas zu wissen oder vielleicht absichtlich aus hyperphysischem und hyperhumanem Dünkel Etwas wissen zu wollen, eine Schrift, welche zu den unzähligen Verkehrtheiten und Albernheiten, welche die deutschen Philosophen von Kant incls. an bis auf den heutigen Tag ausgeheckt haben, eine neue spekulative oder meinetwegen philosophische, doch jedenfalls afterphilosophische Schrulle gesellt, nämlich die, dass wir unsterblich sind, aber ohne

*) Vermuthlich H. Ritter's „Unsterblichkeit“ (1866).

etwas davon zu wissen, eine Schrift endlich, welche den Inhalt des Wissenswürdigsten, was die moderne Welt hervorgebracht, die moderne Naturwissenschaft, à la Hegel'sche Scholastik, obgleich in specie der Verfasser gegen Hegel ist, auf den Widerspruch der Worte Kraft und Stoff reduzirt, und mit dieser Logomachie Etwas gesagt zu haben glaubt. Dagegen sage ich Ihnen in meiner Tochter Namen, auch in dem meinigen, obgleich ich noch nicht Zeit hatte, die Schrift zu lesen, Dank für die „finnischen Dichtungen".*) Dieses interessirt mich mehr, als das Werk deutschen spekulativen Schattenspiels, wenn es anders etwas Originales ist. Der Poet steht mir überhaupt näher der Wahrheit, wenn die Wahrheit zuletzt doch nur, für den Menschen wenigstens, der lebendige Mensch selbst ist, als der Philosoph. Darum habe ich auch in meiner Theogonie aufs engste und innigste mich an den Homer angeschlossen, ob ich gleich fern davon bin, im Griechen den vollen wahren ganzen Menschen zu finden.

...... Bei diesen Worten bin ich am Donnerstag der vergangenen Woche infolge der damaligen grossen Hitze stehen geblieben und seitdem nicht mehr zu Ihnen gekommen, weil sich stets zwischen Sie und mich unwillkürlich das mich tief verstimmende Bild der Misère der deutschen Philosophie in Gedanken hinstellte. Unmittelbar von dem erhebenden Gedanken an die homerische Poesie führt mich ja die Fortsetzung meines unterbrochenen Briefes zu einem deutschen philosophischen oder jetzt nationalökonomischen Dozenten und Schriftsteller, einem Rezensenten meiner letzten Schrift. Diese von meinem Buchhändler nebst zwei andern mir zugeschickte Rezension ist nur ein neuer Beweis, dass die deutsche Philosophie vor Altersschwäche kindisch geworden ist. Kleinliches Wortgeklaube, vermischt mit Sophismen erbärmlichster Art! — Es thut mir leid, dieses Urtheil über Hrn. Dühring aussprechen zu müssen, da vielleicht nur sein körperliches Unglück seine eines, noch dazu abgelebten, Hegelianers würdige Rezension zu verantworten hat. Uebrigens sind auch die andern mir zu Gesicht gekommenen Rezensionen, trotz ihrer theilweisen Elogen, die ich übrigens gar nicht verlange, nicht besserer Art, durchaus verfehlt. Vielleicht komme ich, wenn ich gesund und bei Humor bleibe und das Lernen mit dem Lehren vertauschen kann, denn mein Spruch ist mit Solon: lernend altere ich, — diesen Winter dazu, endlich

*) Eine Auswahl in deutscher Uebertragung.

einmal über mich selbst, mein Leben und Schreiben, zu schreiben, um den Leuten die Augen zu öffnen; denn das Gebiet, das ich eigentlich schon seit 30 Jahren bearbeite, ist ihnen noch immer eine terra incognita. Sie sehen noch immer nicht ein, dass ich keine andere Philosophie habe als die unvermeidliche, die Philosophie, die man nicht aufgeben kann, ohne aufzuhören Mensch zu sein, dass aber mit dieser Philosophie die bisherige, Kant mit eingeschlossen, gar nichts gemein hat, dass die Basis derselben die Naturwissenschaft, dass diese allein Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für sich hat, während die Philosophie, wenigstens die allein diesen Namen sich anmassende, nur die Vergangenheit für sich hat und zu den praktischen labores oder vielmehr errores der Menschheit gehört.

Noch immer bin ich nicht von hier weggekommen. Ich habe Sie schon Anfang Juni hier erwartet. Es ist anders gekommen, als ich dachte. Gegen Ende des Sommersemesters erfahren Sie, wo ich zu treffen bin. Bis dahin in schriftlicher Freundschaft Ihr L. Fb.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, Anfang Okt. 1867.

Mein lieber jugendlicher Freund! Schon der 14. Tag wird es heute Abend, dass ich wieder hier in Nürnberg bin, aber so schön, so sehr vom Himmel begünstigt meine Reise von Anfang bis zu Ende war, so hässlich, so widerlich war das Wetter seit meiner Ankunft bis heute. Wochenlang in der schönsten, meinen innigsten Wünschen und Vorstellungen von Natur und Landleben verkörpernden Gegend, bei dem schönsten Wetter, und nun in der schlechtesten, verwahrlostesten Natur, bei dem erdenklich schlechtesten Wetter, bei erstickenden Staubwolken statt Berggipfel bekränzenden Luftgebilden, empfindlicher Kälte statt wohlthuender Wärme, heftigem Ost- oder gar Nordostwind statt fast ununterbrochener Windstille in dem auch in dieser Beziehung so ruhigen und geschützten Goisern. Sie können sich denken, wie meine Gemüthsstimmung bei diesem Kontraste zeither beschaffen war; Sie werden es begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, dass es mir unmöglich war, Briefe zu schreiben, wenigstens solche, die man nicht aus „Pflicht", sondern gerne, aus Lust und Neigung schreibt. Am 9. September habe ich mit schwerem Herzen Goisern verlassen, so frühe nur desswegen, weil ich hoffte, in meinem schönen Saale

noch einige Wochen verweilen zu können und mir dadurch den Uebergang von dem dortigen Leben in das hiesige zu erleichtern. Aber ich habe die Rechnung ohne den Wirth gemacht: ich bin schon längst aus dem Saal in mein Winterstudirstübchen vertrieben, das vor meinem Saale nur diesen Vorzug voraus hat, dass es geheizt werden kann. Licht und Wärme, durch die ich bei der Wiederkunft meinen Aufenthalt hier erträglich machen wollte, sind so von aussen nach innen geschwunden; nur die Hoffnung, dass der kommende Winter der letzte ist, den ich hier verlebe, ist es, die mich erleuchtet und erwärmt.

.... Gestern, Montag den 30. September wurde ich im Briefschreiben an Sie unterbrochen. Ich fahre daher erst heute fort. Von Goisern sind wir über Ischl, St. Gilgen, Hof nach Salzburg in einem Einspänner — demselben, der Sie nach Ischl brachte — gefahren und haben diesen Weg, namentlich am St. Wolfgang-See, — freilich beim allerschönsten Wetter, — post nubila Phoebus — eben so reizend, ja noch interessanter gefunden, als den Weg von Salzburg nach München. In Salzburg habe ich mich nur einen Tag aufgehalten, ob ich gleich die Lage der Stadt und die Umgegend wundervoll schön fand. Aber es waren doch nur meine Augen, die entzückt waren; mein Sinn, mein Herz war zurückgeblieben in Hallstadt mit seinem See und am Rudolphsthurm (beim Salzbergwerk), in Goisern namentlich mit seinen lieben guten Menschen. Ich wollte eigentlich nichts mehr schön finden, ausser dem ebengenannten Orte und seiner Umgegend; ich betrachtete jedes Uebermass von Wohlgefallen als eine Untreue gegen meine Geliebte. In München hielten wir uns zwei und einen halben Tag auf. Ich hatte mit diesem Aufenthalt für meine Person nur den Zweck, die Bilder meines Neveu's zu sehen, und zugleich meiner Tochter die Glyptothek und neue Pinakothek, d. h. nur einige vorzügliche Bilder derselben, wie die Rottmann'schen — denn ich hasse das oberflächliche Vielerlei — zu zeigen. Ich habe die Bilder meines Neffen, besonders seine letzten, schön gefunden, auch die anderer neuerer Künstler, sowohl in der neuen Pinakothek als in der Gemäldeausstellung. Aber offen gestanden, ich hatte, abgesehen von der grossen Hitze, nicht die rechte Stimmung für Bilder in eingeschlossenen Räumen; mein Kopf war übervoll von den erlebten Naturschönheiten. Schreitmüller, der mir eben bei München einfällt, war für uns so viel wie ein Nichtdaseiender. Er hatte das Unglück seinen Fuss zu verstauchen, so dass er unfähig zum

Arbeiten und Ausgehen war. Hoffentlich wird der Unfall keine bedenklichen Folgen haben. Wir haben seitdem noch keine Nachricht von ihm. — Geistiges kann ich, für jetzt wenigstens, nicht versprechen, so wenig als ich von heute auf morgen Licht und Wärme versprechen kann. Mit Frau und Tochter Sie und Ihre Braut grüssend, Ihr L. F.

Subprior P. Ildephons Müller, O. S. B., an Feuerbach.

Mariastein, den 11. Oktober 1867.

Verehrtester Herr! . . Theils in periodischen Zeitschriften, theils in anderen Werken las ich manche Zitate aus Ihren Schriften, und ich muss offen gestehen, dass dieselben, auch abgesehen von der anziehenden Form, mich immer sehr angesprochen, obschon Ihre Ansichten meinen religiösen Ueberzeugungen diametral entgegen standen, was Sie leicht begreifen werden, wenn ich Ihnen sage, dass ich von ganzem Herzen katholischer Priester bin. Warum aber, werden Sie weiter fragen, hatte ich an Ihren Zitaten besonderes Wohlgefallen? Weil ich darin einen Mann von Charakter, der seine persönliche Ueberzeugung frei und frank auszusprechen pflegt, kennen gelernt. Vor solchen Charakteren hatte ich von jeher alle Achtung, während diejenigen, die ihre wahren Gesinnungen so oder anders, je nachdem es das Interesse des Augenblicks erheischt, zu bemänteln pflegen, immer im höchsten Grade mich anekeln. Dieser offene, gerade Sinn scheint ein Erbtheil Ihrer Familie zu sein; denn ich bemerkte ihn seit mehr als 21 Jahren an Ihrer Schwester v. Dobeneck, und auch an den Schwestern Elise und Leonore, obschon ich mit Letzteren bis dahin nur selten in schriftlichem Verkehre gestanden. Sie werden es, verehrtester Herr! begreiflich und auch verzeihlich finden, wenn eben dieser gerade Sinn, verbunden mit so vielen anderen Vorzügen des Geistes und Herzens, schon oft den Wunsch in mir rege gemacht: Utinam, cum sis talis, noster esses! (Da Du so bist, möchten wir Dich haben.) Dieser Wunsch erwachte aufs Neue in mir und wiederholt sich täglich in gesteigertem Masse, seitdem ich Ihr photographirtes Bild besitze, das ich schon öfter mit Wärme an mein Herz gedrückt. Ich habe übrigens die festeste Ueberzeugung, dass, hätten Sie in Ihrer Jugend dem Studium der katholischen Theologie sich gewidmet, unsere Kirche Sie zu Ihren grössten Apologeten der Neuzeit zählen würde. Dass der Protestantismus — das sog. pro-

testantische Christenthum — Ihnen nicht zusagen, Ihren Durst nach Wahrheit nicht stillen konnte, begreife ich wohl, und man müsste es als ein Wunder ansehen, wenn Sie in demselben Befriedigung gefunden hätten. Wie Sie aber im Pantheismus, Materialismus oder in irgend einem anderen rein philosophischen Systeme volle Befriedigung finden können, ist und bleibt für mich auch ein Räthsel. Hat doch das menschliche Herz unläugbare Bedürfnisse, für welche diese Erde stets ein Brachfeld bleiben wird. Diese Bedürfnisse können nur durch das Christenthum, wie es in der katholischen Kirche fortlebt und Leben spendend fortwirkt, allseitig gestillt werden. Unter Anwünschung alles Wohlergehens verharre ich mit aller Achtung nebst herzlichem Gruss Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener P. Ildephons Müller. O. S. B.

p. t. Subprior.

W. Bolin an Feuerbach.

Helsingfors, den 18. Oktober 1867.

Sie können sich's denken, mein theuerer Freund, wieviel Freude Sie mir mit Ihren vor zehn Tagen hier eingetroffenen Zeilen bereitet. Obschon dieselben reichlichen Missmuth über das böse Wetter und das Unbehagen in Nürnberg zu erkennen gaben, verriethen sie doch zugleich Etwas, das ich lange, lange an Ihnen vermisst, aber eben desshalb Ihnen von Herzen gewünscht. Ich meine Zufriedenheit und Sehnsucht nach einem thatsächlich vorhandenen und mit völliger Gedankenbestimmtheit fixirbaren Zustand. Bei meinem Besuche in Goisern dämmerte mir, unter der Masse buntester und mannigfaltigster Eindrücke, der Gedanke auf, dass Sie dort bleiben und Ihre Frau sich nachkommen lassen sollten. Je weiter ich mich, nach unserem Abschiede, von Ihnen entfernt, desto festere Gestalt nahm dieser Gedanke an, bis endlich Ihr Brief mir Zeugniss zu geben scheint, als könne mein Gedanke, ohne dass er sogar brauchte geäussert zu werden, sich zur Wirklichkeit emporheben. Wenigstens kann ich nur im angegebenen Sinne Ihre Andeutung lesen, Sie ertrügen Ihre gegenwärtige Behausung und Umgebung nur im Gedanken daran, bloss den bevorstehenden Winter darin noch zubringen zu müssen. Denn wo sollten Sie sich hinbegeben, als zum Deubler? In die Städte passen Sie nun einmal nicht; und wo finden Sie eine Ihnen angemessene Natur und Umgebung? Ich nehme daher mit völliger Bestimmtheit an, dass Freund Deubler

Winter und Frühling einsichtsvoll und sorgsam benutzt, um das allerliebste Berghäuschen ganz und gar für Sie und die Ihrigen wohnlich herrichten zu lassen, so dass mein nächster Besuch abermals in dem herrlichen Salzkammergut stattfindet. Ich komme dann voraussichtlich in Gesellschaft meiner Ehehälfte, der ich einmal die lieben Leute zeigen möchte, die mir Deutschland zu einer zweiten Heimath gemacht. Die freudige Aussicht, einem so schönen, ruhigen und Ihrem ganzen Wesen so durchaus entsprechenden Leben entgegenzugehen, wird Sie guten und getrosten Muthes erhalten, und dadurch Ihrer Gesundheit Förderung angedeihen lassen
Ihr stets ergebener W. Bolin.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Tübingen, 22. Decembre 1867.

Monsieur, ...
Il n'y a que deux mois, j'étais encore à Paris, et le mécontentement du peuple était tel contre le gouvernement, qui parlait déjà d'intervenir à Rome, qu'un instant j'ai failli renoncer à retourner en Allemagne, croyant que votre parole allait s'accomplir et que „les châtiments allaient devenir politiques et matériels"
.........................

Ed. Vaillant.

Feuerbach an Fr. Kapp.

Rechenberg, den 11. April 1868.

Lieber Kapp! ... Meine Gesundheit ist wieder die alte, d. h. mir fehlt gar nichts. Die äussere Ursache hiervon ist wohl hauptsächlich die grossartige, geist- und körpererhebende Alpennatur, welche ich voriges Jahr genossen habe. Ich war nämlich vier Wochen mit meiner Tochter im Salzkammergut: „wo des Sarsteins Höh' die Wolken küsst, wo Oberösterreich den Steyrer grüsst" — wo aber nicht nur die Natur, sondern auch der Mensch, was so selten zusammentrifft, interessant ist, wo sich durch alle Verfolgungen naher und ferner Zeiten hindurch ein protestantischer Kern erhalten hat, wo der Mensch nicht nur auf zoologischer, sondern auch anthropologischer Höhe, nicht nur auf der Höhe des Raumes, sondern auch der Zeit sich befindet, wo es schlichte Bauern, Berg-

leute und Handwerker gibt, die sich mit Naturwissenschaft, selbst Astronomie und Philosophie beschäftigen, wie mein dortiger Freund Deubler, Wirth und Bäckermeister im Dorfe Goisern bei Ischl, dessen dringende Einladung und Gastfreundschaft mich allein zu dieser Reise bestimmt hatte.

Einen traurigen Gegensatz zu diesem Kern und besonders den einzelnen, darin hervorragenden Menschen bildet freilich die bisherige österreichische Pfaffenherrschaft und Finanznoth, die auf dem Volk im Ganzen lastet, so dass selbst die Nationalvergnügungen, Gesang, Tanz, Scheibenschiessen verschwunden sind. Alles ist besteuert. Selbst das Erdbeersammeln in den Wäldern hat man besteuern wollen, wie mir der Ortsvorsteher, ein gleichfalls sehr intelligenter und freisinniger Mann, erzählt hat.

Und doch ist das Volk auch im Ganzen von guten Anlagen, lechzt nach Freiheit, nach Bildung, nach Besserung in jeder Beziehung. Welch' ein Gegensatz zwischen Volk und Regierung! Leider nicht nur an der Donau, sondern auch an der Isar, auch an der Spree!

Ihr Amerikaner seht freilich unsere deutschen Verhältnisse, schon vermöge eures sinnlichen, räumlichen Standpunkts, der von grösserm Einfluss als man gewöhnlich denkt, mit andern Augen an als wir Inländer. Ihr habt vor euren Augen nur den Rock; der Rock namentlich, wenn er eine Uniform, imponirt nach aussen. Aber uns liegt das Hemd näher als der Rock, und wir stecken leider! noch immer in dem alten, schmutzigen, zerrissenen, die Haut schindenden Kasernenhemde.

Dein alter Freund L. Feuerbach.

Moleschott an Feuerbach.

Turin, den 11. September 1868.

Lieber, hochverehrter Freund! Hätte ich nicht im Herzensgrunde ein so gutes Gewissen gegen Sie, und wären Sie nicht Feuerbach, der unmöglich Regelmässigkeit mit Treue, oder herkömmliche Höflichkeit mit Freundschaft verwechselt, dann würde ich kaum den Muth haben, Ihnen zu schreiben. Aber mir hat in Folge des Verlustes eines innig geliebten Töchterchens, das bereits, obwohl es nur wenig über fünf Jahre alt war, die süssesten Hoffnungen erfüllte und die strahlendsten erweckte, der Muth zum Schreiben überhaupt gefehlt, und so musste ich es bitter entgelten,

dass ich schwieg, indem ich von den verehrtesten Freunden nichts hörte. Möge es Ihnen, wenn Sie dieses Blatt erhalten, ähnlich gehen, wie mir, als ich Ihren hochwillkommenen Brief und das vortreffliche Buch erhielt. Solche Gaben kommen freilich nie zu früh, dachte ich, aber sie kommen auch nie zu spät. Und so möge der herzliche Dank, den ich Ihnen heute darbringe, wenigstens beweisen, dass er nicht einer Stimmung entspross, die rasch, wie ein pflichtschuldigst abgethaner Brief verrauscht, ohne eine bessere Spur zurückzulassen. Mich sehnt es gewaltig darnach, wieder etwas Erfreuliches von Ihrem Befinden, von Ihrem Wirken und Ihrer Erholung zu hören. Als Sie mir im vorigen Jahre schrieben, hofften Sie, dass eine zu unternehmende Reise Ihnen volle Erfrischung bringen würde. Ist das seitdem geschehen? Und sinnen Sie jetzt vielleicht auf eine zweite? Und ist keine Aussicht vorhanden, dass Sie Ihre Schritte einmal nach Italien lenken? Freilich träfen Sie das Land eben nicht in blühender Stimmung. Was man ihm so lange nachrühmen konnte, was unter Cavour eine Wahrheit war, dass die Regierung nichts Höheres anstrebe, als der Ausdruck des Volkswillens zu sein und diesem gerecht zu werden, ihn zur Geltung zu bringen, ist leider in diesem Augenblicke zur Lüge geworden. Die Regierung hat sich durch Frankreich die Hände binden lassen, das Volk aber ist über die zahllosen Demüthigungen von dem Quacksalber auf Frankreichs Throne so empört, dass ihm ein französisches Bündniss als der Gräuel aller Gräuel erscheint. Der König, der eigentlich mit dem Volke gehen möchte, der wohl weiss, dass er ein König von Volkes Gnaden ist, vielleicht auch eine Ahnung davon hat, dass die Könige um der Völker willen da sind, dass die königliche Würde im Staatsdienste wurzelt, ist von ehrgeizigen Ministern umgarnt, und daher könnte ein jetzt ausbrechender Krieg für Italien die verhängnissvollsten Konflikte heraufbeschwören. Und doch, welch' anderes Mittel soll der schamlosen Diktatur ein Ende machen, als der Krieg? Wird der Krieg ganz Deutschland einigen? Oder ist Möglichkeit vorhanden, dass Oesterreich einen grossen Theil von Süddeutschland an sich fesselt und noch einmal das Kasernenhaus den deutschen Dualismus als Amboss für deutsche Freiheit benutzt? Es wäre mir unendlich interessant, wenn ich Sie über diese Dinge hören könnte. Ich gestehe, dass ich der nächsten Zukunft nicht ohne Zagen entgegensehe. Das Bischen Macht, was Italien haben könnte, wird von seinen hadernden Generälen und von dem Zwist zwischen Regierungssucht und Volks-

instinkt verscherzt. Läge ein einiges Deutschland uns gegenüber, so zweifle ich nicht, dass der Volksinstinkt über die Ränke des Ehrgeizes siegen würde. Gelingt es aber Napoleon, auch nur einen kleinen Streifen Süddeutschlands als Keil zwischen den Norddeutschen Bund und Italien vorzuschieben, dann weiss ich nicht, was aus uns werden soll. Denn die Nation kann nicht begeistert mit Frankreich gehen, und ein Krieg ohne Begeisterung wäre ja ein Unglück, selbst wenn er siegreich wäre. So ist denn die Politik eben kein erquicklich Feld, und die Stimmung hier im Ganzen eine gedrückte. Mir ist's wohlthätig, dass ich so viel zu arbeiten habe, dass es mir beinahe zugut kommt, wenn der Völkerpuls ein wenig ruhig geht. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich dies selbst als einen leidigen und leidenden Trost ansehe. Aber praktische Philosophie ist es eben doch, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und daher benutze ich alle Zeit, die meine Thätigkeit als Arzt und Lehrer mir übrig lässt, um rüstig an meiner Anthropologie zu arbeiten, an der ich in diesen Ferien nach langer Zeit wieder einmal einen ordentlichen Ruck mache.

Meiner Familie geht es gut. Ich habe schon eine Tochter, die in Ihren Schriften liest, und deren gerader, entschiedener Sinn zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Wenn Sie wieder einmal schreiben, würde ich auch gar gerne etwas von der Wittwe Ihres Bruders Anselm erfahren. Ich war kürzlich in Heidelberg, aber nur auf 2 Stunden (ich reiste zu meiner kranken Schwester und alten Mutter nach Godesberg und Cleve); es war mir unmöglich sie zu besuchen.

Mit den herzlichsten Wünschen und der wärmsten Verehrung

Ihr Jak. Moleschott.

Feuerbach an W. Bolin.

Rechenberg, den 30. Mai 1868.

Mein lieber Herr Bolin! Pfingsten ist vor der Thüre, damit die Zeit erschienen, die ich für Sie bestimmt habe, aber nur um Ihnen zu schreiben, dass und warum ich Ihnen nicht schreibe. Es ist nämlich nach einem gesund und glücklich, nur in leichter und schwerer Lektüre verschiedenster Art verlebtem Winter, in diesem bei uns in Deutschland unvergleichlich, ununterbrochen schönen, aber auch ungewöhnlich heissen und trocknem Mai eine

Revolution in mir vorgegangen: ich bin wieder Schriftsteller geworden, und zwar Schriftsteller wie in meinen besten Jahren, Schriftsteller, der mit Lust und Liebe arbeitet, der aber eben desswegen auch nur Zeit und Sinn für das Thema seiner Schrift hat. Ich kann und mag es jetzt noch nicht mit glatten Worten sagen, weil ich noch nicht weiss, wie es sich noch weiter gestaltet. Ich sage nur, was sich von selbst versteht: es ist nur das Thema meiner Schriften oder eigentlich das Thema dieses Themas, aber das nicht mehr Incognito für Freund und Feind, nicht mehr, wenn auch nur scheinbar, für die traurigen Herrn Philosophen, sondern für die leid- und freudenempfängliche Menschheit, nicht mehr in rigorosen Selbstbeschränkungen, sondern frank und frei ausgesprochene Thema meiner alten bekannten, aber unerkannten Schriften. So wenig und doch so viel! — Ist ja für jetzt bei mir keine Rede selbst von dem mir unvergesslich lieben Goisern. Leben Sie wohl selbander! Die Meinigen sind wohl und grüssen Sie. Ihr

L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, Anfang Febr. 1869.

So gehts, so kommt man nicht zum Briefschreiben! — Eben wollte ich mich hinsetzen, um Ihnen endlich auch wieder einmal ein Paar Zeilen zu schreiben, als ich erhielt: von meiner katholisch gewordenen Schwester in Rom einen grossen Pack katholischer Schriften aus alter und neuerer Zeit, und gleichzeitig einen Pack seit mehr als einem Monat ausgebliebener französischer Zeitungsnummern von sehr entgegengesetzter Art an Geist und Tendenz, „La Démocratie". So gehts, so gings zeither immer. Entweder kam mir eine Schrift, oder ein anderer nothwendig zu schreibender Brief, oder die Kürze und Trübe der Tage, denn ich schreibe nicht mehr bei Lampenlicht, oder Unwohlsein oder sonst was dazwischen. Was soll ich Ihnen aber auch schreiben, was auf Ihren Brief vom 15./17. Septb. 68 antworten. Was Sie mir über die Willensfreiheit schreiben, das hat ja, wie Sie selbst wissen, meine volle Beistimmung. Ich unterscheide mich nur dadurch von den Deterministen, dass ich keinen abstrakten, metaphysischen Determinismus kenne, sondern nur einen durch den Glückseligkeitstrieb bestimmten; dass ich nur in diesem Triebe — den freilich auch die Deterministen, aber in

ihrer Weise zu Grunde legen — die naturhistorisch oder wissenschaftlich begründete und begründbare Basis des Willens finde. Und diese naturhistorische Grundlage ist die Hauptsache.

22. Februar.

So viel schrieb ich trotz der Unterbrechung durch die Post noch vor Tisch schon vor 8 oder gar, ich weiss es diesen Augenblick nicht, 14 Tagen. Nach Tisch wollte ich weiter an Sie schreiben. Aber wer kam da ganz unerwartet? Herr Schreitmüller aus München mit seiner jungen Frau, einer angenehmen Persönlichkeit. Natürlich war's nun aus mit dem Schreiben an Sie. Was aber heute zweimal unterbrochen worden, sollte den folgenden Tag fortgesetzt und vollendet werden. Ich setze mich schon hin an den Schreibtisch, aber siehe, da kommen schon wieder Postsendungen verschiedener Art, darunter ein Brief aus Amerika mit der Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, in Amerika, vor Deutschen natürlich, Vorlesungen zu halten. Welche Anfrage an einen Mann in den Jahren, wo ich stehe und nach einem solchen Leben als ich geführt habe! Doch immerhin eine erfreuliche und genug aufregende, um die Lust zur Fortsetzung eines unterbrochnen Briefes zu verlieren. Seitdem habe ich ihn aber gänzlich liegen lassen. Jetzt nehme ich ihn endlich wieder auf, aber es ist heute ein so trauriger, düsterer Tag, dass ich auf meiner Studirstube kaum Licht genug zum Schreiben habe. Dennoch will ich mich heute nicht unterbrechen lassen. Ich fahre also fort mit dem, was ich damals sagen wollte, aber noch im Kopfe habe.

Dieser Trieb war auch das hauptsächlichste Thema meiner schriftstellerischen Thätigkeit, als ich Ihnen das letzte Mal schrieb. Leider dauerte diese Thätigkeit nur bis Mitte Juli, wo sie, infolge offenbar der damals so grossen und beharrlichen Hitze, einem Zustande grässlicher geistiger und körperlicher Abspannung, ja Apathie und Lethargie Platz machte. Und wenn auch die Ursachen schwinden, wie lange dauern die Wirkungen fort, namentlich die psychologischen, der Dégoût, der Gram und Aerger über solche fatale Unterbrechungen glücklicher geistiger Thätigkeit! Was Sie mir schrieben über Ihre akademische Thätigkeit, so wissen Sie gleichfalls, dass ich Ihnen auf dieser Laufbahn alles Gute von Herzen wünsche und gönne; Sie wissen aber auch, was ich halte von der Philosophie als einer besondern Fakultätswissenschaft, von der Philosophie, die und wie sie auf unsern Universitäten exerzirt

und tolerirt wird. Sie wissen endlich, dass Herr Dr. D. in Berlin und dergleichen Professoren und Doktoren so wenig für mich existiren, als ich, ausser höchstens in den lächerlichsten Zerrbildern, für sie existire. Wozu also schreiben? — Schon wieder eine Unterbrechung durch einen Brief von gänzlich unerwarteter Seite, der an sich erfreulich ist, doch mich in die grösste Unruhe und Verlegenheit versetzt.

Leben Sie wohl! Ihr L. Feuerbach.

Derselbe an denselben.

Rechenberg, Anfang Juni 1870.

Lieber Herr Bolin! Vor Lesen komme ich nicht zum Schreiben. Den ganzen Winter über — und er dauerte heuer, wenigstens von seiner empfindlichsten Seite, von Seiten der Kälte, sehr lange, selbst bis in die ersten Tage des Mai — habe ich, mit Ausnahme von ein Paar unabweislichen Briefchen, keinen Federzug gethan. Heute am Himmelfahrtstage fasste ich endlich den Entschluss, Ihnen zu schreiben, aber ich brachte es aus äusserlichen Abhaltungsgründen nicht weiter als bis zu diesem Anfange. Morgen denke ich fortzufahren. Die Hauptsache ist, dass oder wenn nur einmal der Anfang gemacht ist.

„Morgen". Welch ein Zeitraum liegt zwischen Heute und Morgen im schwerfälligen und verdriesslichen, schreibunwilligen Alter! Heute ist der 3. Juni. Aber Sie sehen daraus, dass ich nicht mehr zum Briefschreiben tauglich bin. In der That, worin man nichts mehr für sich selbst ist, darin kann man auch nichts mehr für Andere sein. Wer die Feder nicht mehr in seinem eignen Interesse führt, wie soll der sie für Andere noch brauchen? — Und so ist es bei mir der Fall. Was ich wollte, die Aufgabe, die und wie ich sie mir gestellt, die und wie ich sie bei meinen geistigen und, füge ich hinzu, materiellen Mitteln und Verhältnissen ausführen konnte, habe ich vollendet. Wie jedes Gewächs, jedes Thier, hat auch der geistige Mensch seine Zeit, seine Gränze, die er nicht überschreiten kann Ich kann und will daher keine neue Aufgabe, keine der Aufgaben, die jetzt die Menschheit bewegen, zum Objekt mitschaffender Thätigkeit machen; ich kann nichts weiter thun, als meinen Sinn offen und frei für sie erhalten, als durch theilnehmende Lektüre und Anerkennung sie mir aneignen, um so mich

geistig jung und frisch zu erhalten. Eine solche Aufgabe ist, ausser der grossen Arbeiter- und Kapitalistenfrage, die Frauenemanzipation oder Gleichberechtigung der Weiber mit den Männern, die mir eine in New-York in Amerika erscheinende und auch Ihnen zu empfehlende Zeitung, „die neue Zeit“, nahe gelegt, mir diesen Winter über und jetzt noch zu einer Geist und Gemüth bewegenden Angelegenheit gemacht hat. Ob ich gleich stets die Geschlechtsdifferenz für eine wesentliche, aber nicht nur leibliche, sondern auch geistige gehalten und anerkannt habe, so habe ich doch nie auf eine Inferiorität des weiblichen Geistes geschlossen. Mann und Weib sind nicht nur leiblich, sondern auch geistig unterschieden; aber folgt aus diesem Unterschied Unterordnung, Ausschliessung des Weibes von geistigen und allgemeinen, nicht nur häuslichen Beschäftigungen? — Lassen wir die Frauen nur auch politisiren! Sie werden gewiss eben so gut wie wir Männer Politiker sein, nur Politiker anderer Art, vielleicht selbst besserer Art wie wir. Mad. de Staël, die von mir wegen ihrer „Considérations sur la Révolution française“ hochgeschätzte, übrigens von mir auch nur aus diesem Werke gekannte Frau, sagt: „Genie kennt kein Geschlecht“. — Warum nicht? Aber auch das weibliche Genie ist Genie, eben so gut als die weibliche Heldenthat Heldenthat ist. Bei jeder glänzenden, sei es im Guten sei es im Bösen hervorragenden Eigenschaft abstrahiren wir von dem Unterschied des Geschlechts. Die Weiber werden eben so gut als die Männer geköpft; warum sollen sie nicht auch Bürgerkronen verdienen können, warum sollen ihnen nicht die Mittel gegeben, die Bahnen geöffnet werden, solche zu verdienen? Kurz, die Emanzipation des Weibes ist eine Sache und Frage der allgemeinen Gerechtigkeit und Gleichheit, die jetzt die Menschheit anstrebt, eine Bestrebung, deren sie sich rühmt, aber vergeblich, wenn sie davon das Weib ausschliesst.

Doch wohin bin ich gerathen? Ein Beweis, was die Weiber vermögen und vollends vermögen werden, wenn sie Gelegenheit haben, ihr Vermögen zu üben und zu äussern. — Ich bin in Folge meines langen abstrakten Lebens ganz kontrakt. Vielleicht macht mich eine Reise wieder lebendiger. Aber wohin werde ich reisen, um mich wieder zu erholen und zu stärken? Ich weiss es noch nicht. Vor Kurzem hat mich Deubler auf seiner Durchreise nach Dresden besucht. Ich habe ihm halb und halb mein Kommen zu ihm zugesagt. Aber es ist leider nur etwas zu weit zu ihm. Auch ist das Wetter zum weiten Reisen nicht einladend, bald sehr heiss,

bald wieder sehr kalt. Was Sie mir von der unerwarteten günstigen Wendung Ihres Schicksals gesagt, hat mich sehr gefreut, und was Sie meiner Tochter geschickt, hat sie sehr überrascht und erfreut. Sie dankt Ihnen dafür ergebenst, und ich auch in ihrem Namen. Auch ich werde gelegentlich es lesen. Von „Platons Gastmahl" habe ich jetzt eine grosse Photographie. Jetzt erst bin ich vollkommen mit ihm zufrieden; es macht sich besser in der Photographie als im Original, dem allerdings die rechte Farbe, die Farbe des Lebens abgeht. Die Meinigen grüssen Sie und Ihre liebe Frau von Herzen, wie auch ich.

Ihr verehrungsvoll ergebenster L. Feuerbach.

Feuerbach an O. Wigand.

17. Nov. 1868 („der Erinnerung zufolge").

Es ist traurig, im Alter — glückliche Fälle ausgenommen — nicht nur sich selbst, sondern auch Anderen zur Last zu fallen. Diese traurige Wahrheit war das Erste, was gestern in den Sinn und über die Lippen mir kam, als ich zu meiner grössten Ueberraschung von dem ehrenwerthen Freunde Herrn Hektor*) erfuhr, dass Sie, wie schon vor mehreren Jahren, auch dieses Jahr wieder lästige Schritte, Gänge und selbst eine Eisenbahnfahrt nach Wien gemacht haben.

„Wollen Sie denn ewig leben?" haben Sie mir schon einmal, und zwar auch schon vor mehreren Jahren zugerufen. Wie ist dieser Ruf erst jetzt an der Zeit! Wie oft werden Sie während dieser lästigen Gänge diese Frage in Gedanken an mich gestellt haben, wie oft mich aus der Ewigkeit des Lebens in die Ewigkeit des Todes gewünscht haben! Aber was kann ich dafür? Und ich kann in dieser Angelegenheit schlechterdings nichts für mich thun, durch keine eigenen Schritte irgendwelcher Art meine Freunde ihrer ohnedem mir unbewussten Schritte überheben. Dankbar habe ich das mir zuerkannte Honorar der Schillerstiftung angenommen und genossen, dankbar, ohne Murren es dieses Jahr aufhören zu sehen. Ich kann nichts weiter thun, als was sich ohnedem von selbst versteht, von Zeit zu Zeit ein Zeichen von meinem nicht nur physischen, sondern auch geistigem Leben von mir zu geben, —

*) Sekretär des Germanischen Museum zu Nürnberg, kürzlich verstorben.

schreiben. Aber zum Schreiben gehört nicht nur Wissen und Willen, sondern auch, wenigstens bei mir, was nicht in der Macht des Willens steht — heiterer Himmel, heiterer Kopf, gute Laune, olympische Stimmung — ich habe kein anderes Wort, Lust und Liebe. Aber in dem alten Europa, in dem alten jammervollen Deutschland, olympische Stimmung! Wie passt das zusammen? Allerdings war der Mai und Frühsommer dieses Jahres auch bei uns göttlich schön. Ich habe auch diese herrliche Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen, sondern fast bis Ende Juli ununterbrochen glücklich, thätig an einem neuen, sich über das Wesen meiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn erstreckenden, zunächst aber an meine Abhandlung über den Willen und Glückseligkeitstrieb sich anschliessenden Schrift gearbeitet. Aber auf diese glückliche Zeit folgte in Folge der fortwährenden unerträglichen Hitze eine eben so unglückliche Zeit, eine Zeit der Thatlosigkeit, der tiefsten Verstimmung, der Melancholie, der Verstossung aus der Klasse der warmblütigen Thiere in die der Reptilien. Und noch bin ich nicht an die Wiederaufnahme dieser so schmählich unterbrochenen Arbeit gekommen. Leben Sie wohl und grüssen Sie mir Ihre Söhne. Ihr dankbarer, alter L. Feuerbach.

Le Prince de Khanikoff à Feuerbach.

6 Août 1869. Paris, 11 rue de Condé.

Cher Monsieur et illustre professeur! En examinant la liste des personnes à qui j'ai offert mon travail sur l'Ethnographie de la Perse, j'ai remarqué avec regret que, par une fâcheuse inadvertance, j'ai manqué de Vous l'envoyer jusqu'à présent. L'accueil bienveillant dont Vous avez honoré, Monsieur, mon premier travail „sur la partie méridionale de l'Asie centrale", me fait espérer que Vous voudrez accepter ce nouvel hommage de ma part, et je n'ai pas besoin de Vous dire, combien je serais heureux, s'il parvenait à mériter Votre approbation.

Je ne crois pas que la question générale de l'origine des races humaines soit soluble. L'humanité a traversé une innombrable série de siècles, avant d'acquérir la faculté de conserver les traces de son passé. Les révolutions physiques et morales qu'elle a subies pendant les ténèbres de cette longue époque, nous resteront, je le crains, à jamais inconnues, et comme c'est précisément dans cette époque

préparatoire de l'homme historique, que se sont formés les premiers germes des différences qui distinguent jusqu' à nos jours les races humaines, je doute qu'on puisse un jour tirer cette question compliquée au clair. Mais toute désolante que soit cette conviction, elle ne doit pas nous empêcher de faire tout ce qu'il est possible, pour dégager les premières notions que nous possédons sur le berceau des différentes nationalités, d'une partie, au moins, du brouillard dont elles ont été entourées par une tendence si malheureusement naturelle à l'homme, de faire intervenir le merveilleux, là où cesse pour lui la science certaine. J'a tâché de le faire pour la nationalité iranienne, qui avait son époque de grande importance, et qui, même dans son état de décomposition actuelle, a gardé beaucoup de traces qui permettent de reconstruire son passé ethnographique.

. .

N. de Khanikoff.

Mr. Vaillant à Feuerbach.

Tübingen, 25. Decembre 1869.

Monsieur! .

. Je reviens de France, et j'ai pu me convaincre que toutes mes espérances étaient sur le point de se réaliser, que la Révolution était proche et que, si elle n'éclatait pas plus-tôt, c'est que son objet, plus considérable que jamais, demandait une préparation, une entente et un ensemble plus grand que jamais. Intéressés à tromper, ne racontant que les histoires des mondes officiel et bourgeois, les journaux allemands, libéraux ou réactionnaires, ne tiennent malheureusement pas le public allemand au courant de l'état réel des choses en France. Ce qu'il y a de certain, c'est qu'il s'agit de tout autre chose que du renversement de l'empereur et de la dynastie. S'il ne s'agissait que de cela, un quart d'heure d'alliance des partis républicain et orléaniste, à defaut de l'action d'un seul de ces partis, suffirait à la besogne. Mais ces alliances même sont devenues impossibles, car les partis ne sont plus ce qu'ils étaient autrefois; ils portent des étiquettes diverses encore, mais il n'y a plus que deux partis: révolution et réaction. Aujourd'hui la classe ouvrière se trouve, vis-à-vis de la bourgeoisie, dans la situation où celle-ci était vis-

à-vis de la noblesse et du clergé, en 89. En conquérant l'égalité, l'élément social inférieur, le prolétariat actuel, fondera à jamais la république. Vous lui avez donné l'exemple, vous avez jeté à terre les bons dieux des Chrétiens et des Théistes; il vous suit et brise la dernière incarnation du mal, le Dieu-Capital. Enfin je l'espère, cette révolution, aussi radicalement sociale que politique, ne trouvera pas d'hostilité chez les peuples voisins, mais au contraire l'émulation révolutionnaire qui jusqu'ici a fait défaut, et en isolant le mouvement français, ne lui a pas permis de réussir. Déjà du jour où la révolution aura éclaté en France, la République est assurée en Italie, Espagne, Belgique. Je suis plein d'espérances en un mouvement en Allemagne, il me semble que depuis que vous parlez, votre esprit a dû pénétrer les masses et leur apprendre, qu'il était temps de se dégager des symboles et d'arriver aux réalités. .

. Ed. Vaillant.

Feuerbach an Frau Mathilde F. Wendt (Newyork).

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. Oktbr. 1869.

Verehrte Frau. Sie haben mir die ehrenvolle Einladung geschickt zur schriftstellerischen Theilnahme an einer unter Ihrer geehrten Mitwirkung gegründeten Zeitung: „Die neue Zeit". Schon im Jahre 1830 schrieb ich meine gegen den alten geheiligten Unsterblichkeitsglauben gerichteten „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" im Vorgefühle der neuen Zeit. Jetzt steht diese neue Zeit, wenn auch nicht in reifen Früchten, doch eine reiche fruchtbare Zukunft verheissenden Saaten verschiedenster Art vor unsern Augen. Aber leider! ich bin unterdessen ein alter, noch dazu unter widerlichen, den Menschen auf sich zurückdrängenden Verhältnissen gealterter Mann geworden, und kann daher der „Neuen Zeit" nur mehr noch als Leser, aber nicht als Schriftsteller meine innige Theilnahme schenken.

Sie gedenken, verehrte Frau, in Ihrem interessanten Einladungsschreiben auch gütigst meiner Frau. Meine Frau ist allerdings vorurtheilsfrei und für alles Bessere, wenn auch noch Zukünftige offen, empfänglich, aber sie ist zu keiner Schriftstellerin gebildet. Sie verwechseln mit ihr meine Schwägerin in Heidelberg, Hofräthin Henriette Feuerbach, Wittwe meines ältesten, leider auch schon

vor vielen Jahren verstorbenen Bruders Anselm, des Verfassers des Apollo von Belvedere. Ich werde aber dieser Tage Ihr geehrtes Einladungsschreiben mittheilen. Indem ich Ihrem neuen Unternehmen den besten Erfolg und zu Ihren Mitarbeitern jüngere Kräfte als die meinigen wünsche, habe ich die Ehre zu zeichnen Ihr verehrungsvollst ergebener Ludwig Feuerbach.

Derselbe an dieselbe.

Rechenberg bei Nürnberg, den 12. Jan. 1870.

Hochverehrte Frau. Es hat bei mir nicht erst der in der letzten Nummer (No. 14) der „Neuen Zeit" enthaltenen Aufforderung „an unsere Leser" bedurft, um für die Verbreitung dieser neuen Zeitschrift thätig zu sein; es ist der Inhalt derselben, die Sache, namentlich die Sache der Frauenbewegung, die mir erst durch dieselbe in ihr wahres Licht gesetzt wurde, welche mich bewogen hat, „die Zahl ihrer Abonnenten vermehren zu helfen." Leider habe ich aber bis jetzt nur zwei Abonnenten gewonnen, der eine ist der Besitzer und Herausgeber des demokratischen „Nürnberger Anzeigers", der andere bin ich selbst, und ich ergreife eben desswegen die Feder, um Ihnen, verehrte Frau, für die bisherige freiwillige Uebersendung der „Neuen Zeit" herzlich und verbindlichst zu danken, zugleich aber Sie zu ersuchen, von nun an dieselbe mir nicht mehr zusenden zu lassen. Wenn ich auch nicht mitschreibe, wenigstens zu regelmässigen schriftstellerischen Beiträgen mich nicht verpflichtet habe und nicht verpflichten konnte, so will ich doch wenigstens mitthun, mitzahlen. Indem ich Ihnen nach alter europäischer Sitte ein glückliches neues Jahr wünsche, habe ich die Ehre zu sein Ihr verehrungsvoll ergebener

L. Feuerbach.

An Sp(eidel).

8. Juni 1870.

Jawohl! wenn ich noch ein Juvenis wäre, wenn auch nur in dem in dieser Beziehung so freigebigen Sinne des Römers, so würde ich die mir gestern durch Ihre Vermittlung zugekommene Einladung der Redaktion der „Presse" mit Vergnügen annehmen. Aber ich bin schon ein sechsundsechzigjähriger, im Winter vor Kälte, im

Sommer vor Hitze, wie diesen Augenblick, arbeitsunfähiger Greis, der sich nur vorgesetzt hat, seinen eigenen Nekrolog zu schreiben, aber bis jetzt nicht einmal diesen Vorsatz, diese Aufgabe erfüllt hat. *Πάντων κόρος ἐστί.* Indem ich Ihnen zu Ihrer kindlichen Dreieinigkeit gratulire, hochachtungsvoll Ihr L. Feuerbach.

Luigi Stefanoni a Feuerbach.

1870.

Chiarissimo Signore! Il Signore Khanikoff mi offre l'opportunità di potere inviarvi questa mia lettera, e non è senza il più vivo compiacimento che io mi approfitto di questa occasione per esprimere i sentimenti della mia ammirazione verso uno dei più illustri filosofi della Germania.

Già da parecchi anni il mio desiderio era vivissimo di potervi scrivere, ma l'ignoranza del vostro domicilio me l'ha ognora impedito.

Permettete ora che io vi parli alcun poco di questa mia Italia e dei bisogni nostri, in favor della quale non invano si farà udire la vostra voce. Gia da sei anni io pubblico il Libero Pensiero, del quale io spero che il Signore Khanikoff vorrà farvi conoscere i principii e le intenzioni. Voi farete a me e a tutti i liberi pensatori italiani cosa gratissima, se vorrete nella vostra risposta farci conoscere le vostre idee intorno agli ultimi avvenimenti sulla guerra che attualmente si combatte fra la Germania e la Francia, fra l'Italia e il Papato.

Sarà opera buona per noi tutti che vi ammiriamo quale uno dei più coraggiosi atleti della libertà del Pensiero.

La vostra adesione al lavoro che noi abbiamo incominciato contra la superstizione, sarà ancora per noi mezzo di incoraggiamento, e voi certo non ci toglierete lo stimulo della vostra parola al ben fare.

Accettate, illustre Signore, i sentimenti della mia venerazione, i quali il Signor Khanikoff vorrà più diffusamente esprimervi. Vostro devoto servo Stefanoni.

Leonore Feuerbach an Luigi Stefanoni.*)

Geehrtester Herr Stefanoni. Von Herrn v. Khanikoff erhielt ich den liebenswürdigen Brief, mit welchem Sie so freundlich waren, meinen Vater zu beehren, und derselbe Herr wird die Güte haben, Ihnen den meinigen zu übermachen und die nöthigen Erklärungen mündlich hinzuzufügen. Das Uebel, von dem mein alter Vater seit einigen Monaten betroffen ist, erlaubt ihm nicht, wie er wünschte, auf Ihre Zuschrift zu antworten, so dass ich selbst diese Aufgabe mit Gegenwärtigem übernehme, welches ich Sie auf jeden Fall ersuche, nicht als vom Sekretär Feuerbachs, sondern einzig und allein als von seiner Tochter in seinem Geiste geschrieben zu betrachten.

Desshalb fühle ich auch das Bedürfniss, indem ich es wage, einige Worte anstatt meines Vaters an Sie zu richten, Ihnen unsere Achtung und Bewunderung für Ihre Prinzipien und Arbeiten auszudrücken, und bedaure nur lebhaft, dass meine Worte nicht die nöthige Autorität haben, um über den angeregten Gegenstand mich mit Ihnen zu unterhalten.

Mein Vater begrüsste mit Begeisterung die italienische Bewegung für die Freiheit des Gedankens und des Gewissens, eine Bewegung, die, nachdem die grauenhafte Macht der geistlichen Tyrannei zu Falle gebracht worden, ihr Ziel, die vollständige Verwirklichung ihres radikalen Programmes, gleichfalls erreichen wird. In der Politik wie in der Religion helfen Halbheiten und Zweideutigkeiten wenig; wer sie anwendet und vorschlägt, arbeitet, ohne es zu wollen, für die Reaktion. Gewiss wäre es nicht nur im Interesse Italiens, sondern auch der ganzen Menschheit zu wünschen, dass die Ideen Garibaldi's zur Wahrheit würden. Und es freut mich, geehrtester Herr, Ihnen bei dieser Gelegenheit bezeugen zu können, dass die Verehrung, die mein Vater und ich diesem Helden widmen, eine unbegränzte ist. Mit lauterer Begeisterung sind wir ihm nach Marsala gefolgt wie nach Mentana, und zur Stunde müssen wir anerkennen, dass er in dem französisch-preussischen Kriege seinen Arm der Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit geliehen hat. Nur ein elender Egoismus könnte sich daran ärgern, dass ein Mann wie Garibaldi, treu seinen Prinzipien, seinen tapfern Degen der

*) Il libero Pensiero, Giornale dei Razionalisti, 19 Gennaio 1871. Der Brief musste rückübersetzt werden, da das Original abhanden gekommen.

Republik zur Verfügung gestellt. Garibaldi ist nach meiner Ansicht nicht nur der Held Italiens, er wurde mit noch weit grösserem Rechte als der Held beider Welten begrüsst: er will die politische und die Gedankenfreiheit, das oberste Ziel aller Völker, welches, wie ich glaube, durch die Gemeinschaft und Solidarität zwischen der germanischen und lateinischen Rasse realisirt werden kann. Und desshalb beklagen wir den Krieg als ein grosses Unglück und ein Verbrechen wider die Zivilisation, als einen Akt brutalster Zerstörung, physischer und moralischer Verstümmelung.

Von dem Augenblick an, wo der Krieg nicht mehr den Charakter der nationalen Vertheidigung hat, haben wir als Deutsche das Gefühl des Patriotismus verloren, ein Gefühl, welches mein Vater immer dem Prinzip der Humanität unterordnete. Wer unglücklicherweise Zuschauer bei der gräulichen Tragödie dieses Krieges bleiben muss, kann und darf nicht das Mass des Patriotismus oder des heiligen Grundsatzes der Nationalität an jene grossartigen Thatsachen legen, welche allein an dem Gesetze des Humanitäts-Interesses gemessen werden dürfen. Und die Siege, welche die Deutschen über die Heere der Republik davongetragen haben, sind die Siege des Cäsarismus; unsere Demokratie kann sich ihrer nicht erfreuen, wie sie sich mit Recht gefreut hat, als der französische Cäsar fiel. Unter welcher Form immer sich der Cäsarismus verberge, er ist und wird immer sein der grösste Feind des politischen und sozialen Fortschritts. O, es komme der Friede, und jener Moloch, jener Gott der Zerstörung, dem wir so viele Opfer bringen, wird endlich stürzen, die Wohlfahrt und das Gedeihen der Völker werden verbürgt durch ihre Solidarität, und die Furien des Krieges verscheucht sein.

Und somit schliesse ich meinen Brief, nicht ohne Sie abermals unserer Hochachtung zu versichern. Leonore Feuerbach
für ihren Vater Ludwig Feuerbach.

Mr. Rachel an Feuerbach.

Newyork, September 12. 1870.

Hochverehrter Herr! Der „Bund der Freidenker“ von Newyork fasste in seiner Sitzung vom 9. September 1870 den Beschluss, Ihnen, — der Sie während Ihres unermüdlichen Kampfes gegen Irrthum und Lüge vielfache materielle und physische Schädigung erfahren — in Anerkennung Ihrer unsterblichen Verdienste

um die Sache des freien Menschenthums, eine Ehrengabe von 100 Dollars zu überschicken. Der Bund der Freidenker hält es für seine Pflicht, Alle, die ihre Existenz und Gesundheit ihren freisinnigen Ueberzeugungen opfern, wie Sie es gethan, mit seinem schwachen Beistande zu unterstützen. Er hofft, dass Ihre Zukunft sich trostreicher gestalten wird, und bittet Sie, bei Annahme dieser seiner Gabe nicht zu vergessen, dass bei seinen beschränkten Mitteln die Höhe der Summe hinter dem guten Willen zurückbleiben musste.

Im Namen des Bundes der Freidenker von Newyork
für den Vorstand Georg W. Rachel,
korr. Sekretär.

Ottilie Assing an Feuerbach.

Newyork, den 15. Mai 1871.

Geehrter Herr! Sie werden erstaunen, aus so weiter Ferne eine Ansprache von einer Ihnen Unbekannten zu erhalten. Ich würde wahrscheinlich auch nicht den Muth gehabt haben, Ihnen meine zwar nur briefliche Bekanntschaft aufzudringen, wenn ich nicht dächte, dass jeder Erfolg in Ihren Bestrebungen für die geistige Befreiung der Menschen Ihnen etwas von der Befriedigung gewähren muss, welche der christliche Bekehrer empfindet, wenn er, nach seiner Meinung, Seelen gerettet hat. Ich hatte immer gehofft, nach langer Abwesenheit einmal einen Besuch in Deutschland zu machen und Sie dann persönlich kennen zu lernen, und wenn ich diese Hoffnung auch keineswegs aufgebe, so stellt sich der Erfüllung für den Augenblick doch noch so manches Hinderniss entgegen, dass ich Ihnen lieber brieflich mittheile, was ich Ihnen selbst zu erzählen gedachte.

Vor einer Reihe von Jahren wurde ich mit Frederick Douglass bekannt, einem Manne, dessen Name möglicher Weise zu Ihnen gedrungen ist. Er ist ein Mulatte, wurde im Süden als Sklave geboren, und gewann seine Freiheit durch Flucht nach dem freien Norden. Durch ungewöhnliche Begabung, schriftstellerische Fähigkeit und vorzüglich ein glänzendes Rednertalent arbeitete er sich in wenigen Jahren aus dem Dunkel empor, und wurde einer der berühmten Männer Amerika's. Er war einer der hervorragendsten unter den Agitatoren gegen die Sklaverei, und seit deren Abschaffung zeichnet er sich nicht weniger in der Besprechung poli-

tischer und sozialer Fragen aus. Persönliche Sympathie und Uebereinstimmung in vielen Hauptpunkten führten uns zusammen; doch stand ein Hinderniss einer herzlichen, dauernden Freundschaft im Wege, nämlich: der persönliche christliche Gott. Frühe Eindrücke, Umgebungen, und die in der ganzen Nation noch herrschende Richtung hatten ihre Macht über Douglass geübt. Der Lichtstrahl deutscher Freigeistigkeit war noch nie zu ihm gedrungen, während ich durch natürliche Anlage, Erziehung und den ganzen Einfluss deutscher Bildung und Literatur begünstigt, schon früh den Gottesglauben überwunden hatte. Ich empfand diesen Zwiespalt als eine unerträgliche Dissonanz, und da ich in Douglass nicht nur die Fähigkeit sah, die geistigen Fesseln als solche zu erkennen, sondern ihm auch den Muth und die Ehrlichkeit zutraute, dann dem alten Irrthume sofort zu entsagen, und in dieser einen Richtung mit seiner ganzen Vergangenheit, mit lebenslänglichen Anschauungen zu brechen, nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen. In der englischen Uebersetzung von Marian Evans lasen wir zusammen das „Wesen des Christenthums", das auch ich damals erst kennen lernte. Dies Werk — für mich eine der grössten Manifestationen des menschlichen Geistes — bewirkte einen vollständigen Umschwung seiner Ansichten. Douglass ist Ihr begeisterter Verehrer geworden, und das Resultat ist ein merkwürdiger Fortschritt, eine Erweiterung seines Horizonts, aller seiner Anschauungen, welche sich besonders in seinen Vorträgen und Aufsätzen kund gibt, die weit gedankenreicher, tiefer und logischer sind als früher. Während die meisten seiner ehemaligen Genossen in dem Kampfe gegen die Sklaverei seit deren Abschaffung vom öffentlichen Schauplatze verschwunden sind und sich zum Theil selbst überlebt haben, weil es ihnen an neuen befruchtenden Ideen fehlte, hat Douglass erst jetzt den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Für die Befriedigung aber, einen ausgezeichneten Mann der Geistesfreiheit gewonnen zu sehen, und dadurch für mich einen treuen, werthen Freund erlangt zu haben, fühle ich mich Ihnen verpflichtet, und kann mir die Genugthuung nicht versagen, Ihnen dafür meinen Dank sowie meine herzliche Verehrung auszudrücken.

Schliesslich erlaube ich mir noch mit echt amerikanischer Dreistigkeit, Sie mit einem Anliegen zu belästigen. Möchten Sie die Güte haben, mich durch Ihre Photographie zu erfreuen? Ich würde Sie dann um zwei Exemplare bitten, eins für mich und eins für Frederick Douglass. Wir Ungläubigen, die wir uns keinen Gott

nach unserem Bilde aus uns selbst schaffen und ihn anbeten, hängen dafür mit um so tieferer und innigerer Verehrung an den Menschen, in denen wir die Repräsentanten und Dolmetscher der höchsten Ideen unseres Zeitalters erkennen. Ihre ergebene

Ottilie Assing.

Sommer 1871.

An Herrn Markus in Hamburg.

(Zitternd geschrieben, nicht abgesandt, vorletzter Schreibversuch.)

Verehrter Herr! Wie leid thut es mir, Ihnen eine abschlägige Antwort geben zu müssen! Gestern erst habe ich Zeit gehabt, Ihres tüchtigen Sohnes Aufsatz durchzulesen; aber was gewinnt man bei so flüchtiger Durchsicht? Seit Juli vorigen Jahres bin ich ein Vergessener

Ottilie Assing an Feuerbach.

Rochester, Newyork, den 6. September 1871.

Geehrter Herr! Herzlichen Dank für die letzten vier Photographien, welche mich glücklich erreichten, obgleich das Couvert unterwegs gänzlich aufgesprungen war und in Hamburg auf der Post wieder versiegelt wurde. Frederick Douglass lässt Ihnen sagen, dass Sie schwerlich je wärmere Freunde und Verehrer durch Ihr Bild erfreut haben als Sie in uns finden. Leben Sie wohl!

Ihre ergebene Ottilie Assing.

Karl Grün an L. Feuerbach.

Wien, den 16. Dezember 1871.

Theurer Meister! Es ist die traurige Kunde zu uns gedrungen, dass Sie, der uns so ritterlich von dem Lindwurm der schnöden Ichheit befreite, jetzt im Alter nicht diejenige Sympathie und Liebe finden, die Ihnen gebührt. Wir, in der Ostmark des deutschen Reiches wohnend, sind daher zusammengetreten, um Ihnen den Beweis zu liefern, dass unser Herz noch immer glüht für den stolzen fränkischen Denker, für den Philosophen des Herzens.

Es ist uns unvergessen, wie es dem ganzen deutschen Volke unvergessen sein sollte, dass Sie derjenige Kritiker sind, der dem Menschen niemals etwas genommen hat, ohne es ihm doppelt und dreifach wiederzugeben, dessen „Wesen des Christenthums“ nur die

Bereicherung des Menschen, dessen „Theogonie“ lediglich die Apotheose der Menschwerdung war.

Ich im Besondern bin stets des lieben Briefes eingedenk, den Sie mir einst nach Paris als Antwort auf „Goethe vom menschlichen Standpunkte“ schrieben, und in welchem Sie mich freundschaftlich warnten, die Idee nicht für durchaus realisirbar zu halten.

Wenn ich es noch nicht geahnt hätte, würde ich es seitdem in seiner ganzen Wahrheit erfahren haben. Nein, die Idee ist tausend Tücken des „Unbewussten“ ausgesetzt; das Leben zersplittert und verkürzt sie, oft bis zur Unkenntlichkeit. Aber sie ist doch da, sie macht sich geltend, sie bleibt der Massstab des Daseins, sie ist unsere Religion. Ihr dienen wir, für sie dulden wir, wir lassen nicht von ihr.

Wenn es mir gelingen sollte, Sie, den allzeit Bedürfnisslosen, durch diese Zeilen ein wenig aufzurichten, wenn diese Kundgebung aus der Ferne Ihr Herz wohlthätig anmuthet, glauben Sie mir, theurer Meister, lange würde ich kein Weihnachtsfest begangen haben, das ich dem heurigen gleichschätzte.

Geruhen Sie vorläufig diese Sendung als Ehrengabe zum Christfeste von Ihren Anhängern und Verehrern in Empfang zu nehmen. Es steht mir dann noch die Freude bevor, Ihnen den Abschluss unserer Rechnung zu unterbreiten.

Herzliche Grüsse von uns allen, die wärmsten aber von Ihrem beständig getreuen und dankbaren Schüler, der sich mit Stolz nennt Ihren durchaus ergebenen Karl Grün.

Philosophisches Idyll
oder
Ludwig und Konrad.

Konrad Deubler.

Dorf Goisern im Salzkammergut, den 23. Oktober 1862.

Grosser Mann! Verzeihen Sie einem Manne aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft, der es wagt, Sie mit einem Schreiben zu belästigen. Der Drang, Sie persönlich kennen zu lernen, bestimmte mich vorigen Monats bis zu Ihrem stillen Asyl in Rechenberg zu reisen. Ich traf Sie aber leider nicht zu Hause. Der freundliche Empfang von Ihrer Frau und Tochter hat unendlich wohlthuend auf mich einfachen Naturmenschen eingewirkt, ich danke ihnen herzlich für ihre gute Aufnahme!

Ich wollte auf meiner Rückreise von Dresden, die ich durch Thüringen machte, noch einmal in Nürnberg einen Tag bleiben, um Sie zu sehen; aber Zeit und Geld vereitelten meinen schönen Plan. Ich habe ja durch die Gefälligkeit Ihrer Tochter Ihr Porträt bekommen und freue mich unendlich über diesen Besitz.

Da ich zu weit von einer Buchhandlung entfernt bin, so bitte ich Sie, das in Zukunft erscheinende Buch von Ihnen, das mir Ihre Tochter versprochen hat, ja gewiss zu schicken. Ob ich gleich arm bin, so habe ich zum Ankauf eines wahrhaft guten Buches immer Geld. Meine Bücher, worunter Ihr Werk „Wesen des Christenthums“, wurden mir im Jahre 1853 alle konfiszirt; seit vier Jahren habe ich mir Vogt, Ule, Moleschott, Buckle's Geschichte der englischen Zivilisation angeschafft. Diese Lektüre hat meinen Gaumen ganz verwöhnt. Besonders hat Buckle auf mich einen grossen Eindruck gemacht; schade, dass der Tod an der Ausführung und Vollendung dieses grossen Werkes ihn verhindert hat! Wie wäre es, wenn Sie es fortsetzten oder wenigstens eine Geschichte Deutschlands in diesem Sinne schrieben?

Der Geist, der alle diese Schriften durchweht, diesem habe ich es zu verdanken, dass ich gesund und zufrieden meine zweijährige Kerkerhaft in Brünn ertragen habe und selbst meine Verbannung in Olmütz, weit von meinen heimathlichen Bergen, von Weib und Kind, ertragen habe. Ich habe Zeit genug gehabt, über die wichtigsten Wahrheiten des Lebens nachzudenken, ich

habe die Schattenseiten des Lebens kennen gelernt und kann mit gutem Gewissen die Wahrheit unterschreiben, die Sie, grosser Mann, einmal ausgesprochen haben, „dass noch nie eine Wahrheit mit Dekorationen auf die Welt gekommen, nie im Glanze eines Thrones, sondern stets im Dunkel der Verborgenheit unter Thränen und Seufzern geboren worden ist, dass noch nie die Hochgestellten, dass stets nur die Tiefgestellten von den Wogen der Weltgeschichte ergriffen werden.“ Ich sah Hunderte an meiner Seite verzweifelnd an Allem, fluchend ihr Leben endigen, waren aber doch die besten Christen und Gläubigen. Meine naturwissenschaftliche Anschauung sah in diesen armen Menschen nur die Opfer eines Jahrtausende alten Wahnes.

Doch genug von dieser für mich so traurigen Zeit. Sollten einmal Sie oder einer Ihrer Freunde eine Reise in unser jetzt von so vielen Tausenden von Fremden besuchtes Salzkammergut machen, so bitte ich Sie herzlich, mich zu besuchen; Sie könnten auch bei mir wohnen und sich aufhalten; von meinem Dorfe aus können wir die herrlichsten Bergpartien machen.

Seien Sie nicht böse, edler Menschenfreund, dass ich es gewagt habe, an Sie zu schreiben und auch auf einen Brief von Ihnen zu hoffen. „Nur Lumpe sind bescheiden!“ sagt Goethe.

Grüsse Sie und Ihre Frau und Tochter recht herzlich, und danke noch einmal für die freundliche Aufnahme. Leben Sie wohl.

Konrad Deubler.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. November 1862.

Mein lieber und verehrter Herr Deubler! . . . Ich betrachte mich als Ihren Schuldner, bis ich Ihren Besuch, nicht wie jetzt nur mit der Feder, sondern mit Leib und Seele erwiedert habe. Was ich aber einmal als Schuld betrachte, das wird unbedingt erledigt, wenn ich auch nicht die Zeit vorausbestimme. Ich komme entweder allein oder in Begleitung meiner reiselustigen Tochter, die — es sei gleich hier gesagt — nebst meiner Frau Sie herzlich grüsst. Komme ich aber auch ohne leibliche Tochter zu Ihnen, so komme ich doch nicht ohne geistige Töchter von mir, d. h. ohne Schriften, wenn auch nicht mit meiner noch unter der Feder begriffenen, vielleicht erst spät vollendeten Schrift, doch mit Schriften früherer Jahre, die Ihnen vielleicht unbekannt geblieben

sind. Eine von mir noch ungelöste Aufgabe ist es, einen volksthümlichen Auszug aus meinen sämmtlichen Schriften zu machen. Ich will es mir einprägen, auch diese Aufgabe als eine Schuld an Sie, an das Volk überhaupt, zu betrachten, dann werde ich sie gewiss auch lösen. Wie sollte es mich freuen, wenn ich mit dem Händedrucke persönlicher Freundschaft zugleich den volksthümlichen Gesammtauszug und Ausdruck meines Geistes Ihnen einhändigen könnte!

Mit dem Wunsche, dass es Ihnen und den Ihrigen wohl ergehen möge, Ihr ergebenster Ludwig Feuerbach.

Konrad Deubler.

Dorf Goisern, den 11. Dezember 1863.

Mein lieber und verehrtester Freund! Seien Sie nicht böse auf mich, edler Menschenfreund, dass ich Sie schon wieder mit einem Briefe belästige. Es ist schon über ein Jahr, dass Sie mir in Ihrem lieben Briefe versprochen haben, dass Sie mich auf meinen Bergen besuchen wollen; ich freute mich sammt den Meinen unendlich auf Ihre so sehnlich gehoffte Ankunft — Sie kamen nicht!

Auch haben Sie noch eine Schuld an das deutsche Volk abzutragen, nämlich einen volksthümlichen populären Auszug Ihrer sämmtlichen Schriften. Sie wissen selbst am Besten, wie zeitgemäss jetzt ein solches Unternehmen wäre. Sie sehen als Beweis für meine Behauptung das ungeheuere Aufsehen und die grosse Verbreitung des „Leben Jesu“ von Renan, das wirklich ein schlechter Schmarren ist! Allein es ist billig und populär geschrieben und für die Massen berechnet. Nur Sie wären allein im Stande, dieses elende französische Machwerk in den Grund zu bohren!

Sie kennen die Geschichte der englischen Zivilisation von Th. Buckle? Nur Sie allein wären im Stande, sie zu vollenden, wenigstens den Theil über Deutschland.

Auf einen für mich sehr wichtigen Menschen wage ich es, Sie aufmerksam zu machen; sein im Selbstverlage erschienenes Büchlein „Geist, Seele, Stoff“ müssen Sie sich anschaffen, wenn Sie es noch nicht kennen; es ist nämlich Dr. Brugger in Heidelberg, ein 68jähriger Mann, der sich bei der dortigen freien Gemeinde durch Unterricht ernähren muss und wohl einer menschenfreundlichen Unterstützung durch Abnahme seines Buches bedarf. Auf Ihr Urtheil über dies Buch wäre ich sehr neugierig!

O wie viel hätte ich mit Ihnen zu reden — wie würde es uns Alle freuen, wenn Sie uns künftigen Sommer besuchten. Allein, wenige Menschen sind so glücklich, Herr ihrer Zeit zu sein; sollte aber Jemand von Ihren zahlreichen Bekannten und Freunden das Salzkammergut bereisen, so bitte ich selbe an mich zu adressiren.

Grüssen Sie mir Ihre liebe Frau und Tochter, und erfreuen Sie mich mit einer baldigen Antwort. Seien Sie mir nicht böse wegen meiner Zudringlichkeit. Wenn der gläubige Katholik an seine Heiligen seine Wünsche und Bitten richten darf, warum nicht auch ich zu den meinen?

Machen Sie mich aufmerksam auf die wichtigsten Schriften der Gegenwart, denn ich muss Vieles wieder nachholen, was ich während meiner vierjährigen Kerkerhaft versäumt habe.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb, und schreiben Sie mir einen recht langen Brief.

Ihr treuer Freund Konrad Deubler,
im Dorfe Goisern nächst Ischl in Oberösterreich.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg bei Nürnberg, den 19. Dezember 1863.

Mein lieber Freund Deubler! Leider war es mir nicht möglich, dieses Jahr eine Reise zu machen, nicht möglich also, Sie zu besuchen. Erst kommt bei mir die Arbeit und dann das Vergnügen. Der grösste Mangel meiner hiesigen Wohnung und Existenz war bisher der Mangel einer stillen und im Winter heizbaren Studirstube. Um diesem schmerzlichst empfundenen Mangel abzuhelfen, hatte ich mich endlich diesen Herbst entschlossen, in diesem Hause, wo ich nur zur Miethe wohne, auf meine eigenen Kosten mir eine solche herstellen zu lassen. Diesem Zwecke musste ich das Vergnügen, Sie und Ihre Berge zu sehen, aufopfern. Die Arbeiter sind hier enorm theuer, und ich brauchte nicht weniger als den Tüncher, den Maurer, den Zimmermann, den Schmied, den Schreiner, den Glaser, den Hafner, den Tapezirer. Was bleibt da zum Reisen übrig? Was ich jedoch an Geld verloren, das hoffe ich an Arbeitslust und Arbeitskraft gewonnen zu haben. Ich bedarf, wenn auch nicht zum Studiren oder Lesen, was ich überall kann, wohl aber zum Produziren, zum Schreiben, vor Allem Raum — meinem Kopfe, meinem Sinne oder Eigensinn, wie er vielleicht Anderen erscheint, entsprechenden Raum. Von dem: Wo ich bin,

hängt bei mir ab das: Was ich denke und wie ich denke, d. h. für Andere, also schreibe, denn Schreiben ist ja nichts Anderes als ein lautes, Anderen vernehmliches Denken. Volle 24 Jahre habe ich auf dem Lande gewohnt und hier für mich den Standpunkt gefunden, den Archimedes für sich verlangte, um die Erde in Bewegung zu versetzen. Diesen glücklichen Standpunkt habe ich nicht durch meine Schuld verloren. Meine gegenwärtige, hochgelegene, abgeschlossene, dem Menschengetümmel und Hundegebell entrückte, der Sonne von ihrem ersten bis zum letzten Strahle zugängliche Arbeitsstube ersetzt mir jedoch einigermassen wieder diesen Verlust, eröffnet mir mit dem freieren und weiteren Horizonte auch die Aussicht auf fruchtbarere Jahre, als die bisher verlebten waren, und die Aussicht namentlich, dass ich eine Arbeit, die ich seit meinem nunmehr schon dreijährigen Hiersein im Kopfe und auf dem Gewissen, zum Theile auch schon wirklich auf dem Papiere habe, endlich glücklich vollenden werde. Und so sehr lag diese Arbeit mir am Herzen, dass ich selbst mir keine Reise vor ihrer Vollendung gönnte. So kann, was für jetzt unsere persönliche Bekanntschaft verhinderte, vielleicht später gerade sie bewirken oder ermöglichen. Ich sage vielleicht, denn wie viele unvorhergesehene Fälle stellen sich oft nicht einer Reise in den Weg! Wer weiss, ob es nicht das nächste Frühjahr schon zu einem Kriege oder einer Revolution kommt? Jedenfalls leben wir in einer Zeit, die uns gar keine Garantie für die nächste Zukunft gibt, die uns gebieterisch zuruft: Beschränkt Euch auf das Nothwendigste, spart, arbeitet! Zu den Gegenständen meiner Arbeit gehört auch der, von dem, nach dem mitgetheilten Titel zu urtheilen, die Schrift Ihres Freundes Dr. Brugger handelt. Ich werde sie mir anschaffen und Ihnen mein Urtheil über sie mittheilen, aber erst, wenn ich mit meiner Arbeit über denselben Gegenstand fertig bin, weil ich nicht gerne den Lauf meiner eigenen Gedanken durch die Gedanken Anderer unterbreche. Dr. Brugger ist mir übrigens bereits nicht nur seinem Namen nach vortheilhaft bekannt, sondern auch aus seinem „Fremdwörterbuch für das deutsche Volk“, welches ich besitze. Einen populären Auszug aus meinen Schriften habe ich, obgleich schon alt, doch für ein späteres Alter als eine Invalidenarbeit aufgespart. Ich will nicht selbstgefällig rückwärts in meine Vergangenheit blicken, ich will, so lange ich noch rüstig bin, vorwärts schauen und schaffen. Auch will ich dem guten Renan keine Konkurrenz machen, der weit hinter meiner Ver-

gangenheit noch zurück ist. Aber um gerecht gegen ihn zu sein, müssen wir bedenken, dass er Franzose ist, und unsere Zeit einen so erbärmlich schwachen, durch das Gift jahrelanger Reaktion so verdorbenen Magen hat, dass sie stärkere, männliche Kost nicht verträgt. Meine Zeit kommt noch. Also nur Geduld. Sowie ich einmal wieder Etwas von mir drucken lasse, so werde ich es Ihnen zuschicken. Freilich ist mein Publikationstrieb ein sehr geringer. Von wichtigen Schriften der Gegenwart weiss ich, diesen Augenblick wenigstens, keine Ihnen zu nennen. Von Wichtigkeit ist jetzt nur Politik, alles Andere daneben Kleinigkeit. Meine Frau und Tochter grüssen Sie, wie ich die Ihrigen. Schreiben Sie bald wieder. Von Herzen, wenn auch nicht von Augen Ihr

L. Feuerbach.

Konrad Deubler.

15. Februar 1865.

Lieber guter Freund! Soweit ich in meinem Leben zurückdenke, waren mir Bücher die besten Freunde; sie waren mir Trost im Unglücke und Gesellschaft in der Einsamkeit, sie ersetzten in meiner Dürftigkeit den Reichthum, in den Kerkern von Brünn und Olmütz, in der Verbannung vom Vaterhause mein geliebtes Weib, Eltern und Heimath. Weder Vermögen nach Rang würde ich tauschen für den Genuss, den mir meine Bücher dadurch gewähren, dass sie mir den Umgang sichern mit den grössten Geistern entschwundener Jahrhunderte, sowie mit denen der Gegenwart.

Da stehen sie vor mir in einem von mir selbst gezimmerten Schranke, die „Weltgeschichte“ von Struve obenan, die Bibel von G. A. Wislicenus, Feuerbach's „Wesen des Christenthums“, „Kreislauf des Lebens“ von Moleschott, sämmtliche Jahrgänge von Ule's Naturzeitung, Gartenlaube, Karl Vogt's „Altes und Neues“, die „Isis“, 4 Bände, von Radenhausen, „ein Buch für muthige Denker“ (wie es Rossmäsler bezeichnet); dann Buckle's „Geschichte der Zivilisation von England“, „Kraft und Stoff“ von Büchner, „Geist und Stoff“ vom alten Dr. Brugger aus Heidelberg, „Ueber den freien Willen“ von Fischer u. s. w. Das Traurige ist nur, dass ich keinen einzigen Menschen in meinem Gebirgsdorfe habe, dem ich meine Ansichten mittheilen könnte. Die Protestanten sind Pietisten, und die Katholiken —?

Ich habe mir vergangenes Jahr noch ein kleines Gütchen gekauft; es steht auf einem Hügel mit der prachtvollsten Aussicht über das ganze obere Salzkammergut, man sieht auf den Hallstädter See, auf den Dachstein mit seinen ewigen Eisfeldern. Wenn Sie (wie Sie mir versprochen haben) doch einmal in unsere Berge kommen sollten, so müssten Sie da oben Sommerfrische halten! Ich würde mich vor Freude nicht fassen können, wenn ich da oben in meinem Schweizerhäuschen den grössten Denker unseres Jahrhunderts beherbergen könnte! Sie und K. Vogt sind nun einmal meine Ideale — meine Heiligen! Ja, lieber, guter Feuerbach, sollten Zeit und Umstände Sie an einer Reise in unsere Gegend verhindern, so werde ich gewiss Sie nochmals in Ihrem Tuskulum in Rechenberg aufsuchen.

Wie geht es Ihrer lieben Frau und Tochter? Ist Alles gesund und wohlauf?

Wie lange müssen Ihre Verehrer und Gesinnungsgenossen noch auf das Buch warten, das Sie schon seit mehreren Jahren unter der Feder haben? Ich freue mich schon herzlich darauf. Sollten Sie vielleicht mir ein paar Zeilen schreiben, so vergessen Sie ja nicht Ihre versprochene Beurtheilung über die Schrift vom alten Dr. Brugger, „Geist und Stoff“.

Leben Sie wohl und grüssen Sie mir Ihre Frau und Tochter recht herzlich, und behalten Sie ferner lieb Ihren Freund

Konrad Deubler.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg bei Nürnberg, den 21. März 1865.

Mein lieber Freund Deubler! . . Ich befriedige einstweilen meine Reiselust in Gedanken, und erquicke mich in der Phantasie in Ihrem neuen Schweizerhäuschen an der prachtvollen Aussicht über das ganze obere Salzkammergut, und ich hoffe, dass, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten, im Laufe des Sommers oder Herbstes diese Gedankenreise zu einer wirklichen, körperlichen wird. Das Einzige, was mich bis jetzt noch unentschlossen macht, was meine Lust zu einer Reise in dieser Richtung stört und unlustig macht, das ist der Gedanke an den österreichischen Jesuitenstaat, an die österreichische Pass- und Polizeischererei — der Gedanke, dass unser Zusammensein von den mikroskopischen Argusaugen der Polizei gleich schon in den ersten

Tagen als ein Komplott gegen Gott und Obrigkeit angesehen und auseinander gesprengt werde. So ist es mir schon einmal in Leipzig gegangen, freilich zu einer Zeit, wo gerade die krasseste Reaktion im Anzuge war. Ich habe aber keine Lust zu Reisen, zu Handlungen überhaupt, deren Gelingen oder Misslingen von der blossen Willkür der Polizei abhängt. Ich muss daher über diesen Punkt erst zureichende und zuverlässige Aufklärung mir zu verschaffen suchen, ehe ich wirklich den Entschluss, Sie zu besuchen, fasse. Auf alle Fälle müssen Sie dieses Jahr noch mehr von mir kennen lernen als den Verfasser des Wesens des Christenthums, welches Sie allein zu kennen oder wenigstens zu besitzen scheinen. Sie müssen kennen lernen und besitzen meine Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums, meine Vorlesungen über das Wesen der Religion, endlich meine (1845, nicht die schon 1830 erschienenen) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Kann ich Ihnen auf den Fall, dass ich nicht selbst kommen und sie mitbringen sollte, diese Bücher sicher durch die Post zuschicken? Die Schrift von Brugger habe ich mir im vergangenen Herbste bei meinem hiesigen Buchhändler bestellt, aber bis dato noch nicht erhalten. Ich werde ihn dieser Tage erinnern. Meine Schrift wollte ich diesen Winter zum Drucke endlich vollends herrichten, aber ich habe noch keinen so körperlich schlechten Winter erlebt, wie diesen; ich habe nichts geschrieben, ich habe nur gelesen und gedacht. Meine Frau und Tochter grüssen Sie. Ihr geistiger und hoffentlich auch noch körperlicher Freund

L. Feuerbach.

Konrad Deubler.

Dorf Goisern, 6. Juli 1865.

Lieber, guter, verehrter Freund! Seien Sie nicht böse über mich, dass ich Ihren Brief vom Monate März nicht beantwortet habe. Ich muss aufrichtig gestehen, ich habe den Sinn des Schreibens nicht verstanden, erst das Schreiben Ihrer Tochter hat mich darüber aufgeklärt.

Sie können sich nicht vorstellen, wie gross meine Freude sein würde, wenn Sie mich in unseren schönen Bergen besuchen würden! Ich hätte Ihnen gleich geschrieben, aber ich wollte Ihrer Tochter eine photographirte An- und Aussicht von meinem Häuschen mit beilegen —, allein unser Dorfkünstler wird nicht fertig damit.

Mein alter Freund Robert Kummer hat mir aus Dresden geschrieben, dass seine Tochter Anna im Brautstande sei, und dass ihre Hochzeit am 24. Juli abgehalten würde, und dass es ihm sehr erwünscht wäre, wenn ich doch noch einmal (da wir uns schon lange nicht gesehen haben) ihn besuchen möchte. Ich habe es ihm zugesagt. Ich werde von Dresden über Leipzig, wo ich meinen lieben alten Rossmässler wiedersehen werde, dann durch Thüringen, Eisenach, Koblenz, Nürnberg zu Ihnen nach Rechenberg kommen. Bei Ihnen würde ich so Ende Juli ankommen und wir könnten das Weitere mündlich besprechen. Das wäre also mein Plan.

Würden Sie dann gleich mit mir fortreisen können, oder würden Sie später nachkommen? Das würde sich dann schon zeigen. Ihre Befürchtungen wegen Polizeischerereien bei uns in Oesterreich glaube ich, würden auch nicht so viel zu sagen haben. Wir haben ja eine freie Konstitution! Und auch im Uebrigen ist es mir in meinem schönen Oberösterreich lieber, als in dem gelobten Preussen oder dem voll Mucker und protestantischen Jesuiten wimmelnden Würtemberg!

Kommen Sie nur sammt den lieben Ihrigen zu uns auf unsere schönen Berge. Der Monat August und September ist gerade bei uns am angenehmsten.

Hier in Goisern ist gerade der Mittelpunkt; von da aus können wir die Gosauer Seen, Hallstatt, Aussee, Karls-Eisfeld mit dem Dachstein u. s. w. besuchen.

Jetzt leben Sie wohl! es grüsst Sie sammt den Ihrigen Ihr Verehrer Konrad Deubler.

Ludwig Feuerbach.

Rechenberg, den 10. Juli 1866.

Mein lieber Freund! . . Wer kann jetzt an eine Vergnügungsreise denken, vollends an eine Reise in das unglückliche, von einer so schrecklichen Niederlage betroffene Oesterreich? Wer hat jetzt überhaupt andere Gedanken, als sich auf die politischen Ereignisse und die Abscheu und Ingrimm erregenden Zustände Deutschlands beziehende? Wir sind plötzlich um ein ganzes Jahrhundert zurückversetzt, in die Zeit des siebenjährigen Krieges, in die Zeit der Barbarei eines Bürger- oder Bruderkrieges. Es sind dieselben Fragen auf dem Tapete und auf dem Schlachtfelde, die damals nicht gelöst, sondern nur abgebrochen wurden, vielleicht

auch diesmal nicht gelöst, sondern nur um ein Stück weiter ihrer endlichen, der Zukunft aufbehaltenen Lösung entgegengeführt werden. Es ist dieselbe überraschende und vordringende Kühnheit und Neuheit einerseits, derselbe Schlendrian, dieselbe Misère und Zerfahrenheit andererseits, wie damals in der Reichsarmee lächerlich-schändlichen Andenkens. Wer kann jetzt an sein Vergnügen denken, wo Tausende seiner Mitmenschen elendiglich um ihr Leben oder ihre Glieder kommen. Wenn ich aber die Hoffnung aufgebe, Sie noch dieses Jahr zu sehen, so gebe ich damit nicht die Hoffnung auf, Sie doch noch einmal zu besuchen. Freilich bin ich schon so alt, dass meine Anweisungen auf die Zukunft keinen grossen Kredit verdienen; aber doch noch gesund und rüstig — nicht nur zum Federhandwerke, sondern auch zum Fusswerke, zum Reisen.

Damit Sie unter dem Regimente des gegenwärtigen Pariser Teufels ein Zeugniss wenigstens von meinem geistigen und herzlichen Bei-Ihnen-Sein haben, schicke ich sie Ihnen, meine neueste Schrift. Ich bitte Sie aber, nur zu lesen, was Ihnen Vergnügen macht, also zu überschlagen die Nummern, die sich nur auf die Geschichte der Philosophie beziehen. Meine Frau und Tochter und ich grüssen Sie und die Ihrigen, Fräulein L. Döhler und H. Steinbrecher herzlichst. In der Hoffnung einstigen irdischen Wiedersehens Ihr L. Feuerbach.

Konrad.

4. Oktober, 1866.

Lieber, guter Freund Ludwig! Noch einmal meinen herzlichsten Dank für die gute und freundliche Aufnahme. Dieser Tag, den ich an Deiner Seite in Nürnberg verlebt habe, war zu schön — ich hätte mit Goethe's Faust dem Augenblick zurufen mögen: „Verweile noch, Du bist so schön.“ Der Mensch braucht aber auch von Zeit zu Zeit eine solche Erfrischung und Stärkung, um nicht in dem Schlamme des alltäglichen Lebens unterzugehen. Ich war kaum von meiner Wallfahrt von Dir in meine Berge wieder zurückgekehrt, als ich einen Brief von einem Jugendfreunde aus Virginien in Nordamerika erhielt, mit der dringenden Bitte, ich möchte seine Tochter (die er vor 12 Jahren, da er mit seiner übrigen Familie auswanderte, hier zurückgelassen hatte) mit ihren 5 kleinen Kindern und ihren zwar braven und fleissigen, aber

sehr an Verstandeskräften zurückgebliebenen Mann nach Hamburg begleiten, und sie ihm auf einem Dampfschiffe hinüber schicken. Meine Auslagen auf dieser Reise würde er mir gewiss vergüten u. s. w. Eingedenk des Gesetzes, dass Du der Menschheit zugerufen hast: „Heilig sei Dir die Freundschaft“, kann ich wohl nicht anders, und muss künftigen Samstag, d. i. den 6. Oktober von hier abreisen.

Ja, in unseren gesunden Alpenthälern halten sich jetzt Tausende von Choleraflüchtigen auf; denn in dieser warmen Herbstzeit macht diese Krankheit in Wien, Prag, Pest, ja in ganz Deutschland riesige Fortschritte, und ich soll mich jetzt wieder hinauswagen — diese Leute können nicht länger warten — und ich muss fort mit Ihnen. Auf meiner Rückreise werde ich wohl ein paar Stunden Zeit erübrigen können, um Dich noch einmal und Deine Lieben sehen zu können. Die Ansichten von unserem Gebirgsdorfe, die ich Friederich und Elisa versprochen habe, werde ich vom Eisenbahnhofe aus Dir zuschicken. Sollten sich Friederich und Elisa des mir gegebenen Versprechens erinnern, so bitte ich sie, mir die Photographien bereit zu halten bis zu meiner Rückkunft von Hamburg, wo ich mir dieselben selbst abholen werde, das heisst, wenn mich nicht unterdessen ein Choleraspital verschlingt. Nun so sei es immerhin! Alles Unglück, das ich während meines Lebens erduldet habe, war immer die Folge meiner Grundsätze; ich konnte nie anders handeln. Niemand, sagt Goethe, kann ungestraft unter Palmen wandeln, ebenso auch nie ungestraft unter seinem Kopfe. Selbst der alte G. Forster stimmt mir bei, wenn er sagt: „Ich weiss, dass man ungestraft nicht glücklich sein kann, und Glück ist doch für den Menschen, der gewisse Fortschritte gemacht hat, nur das Bewusstsein, nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt zu haben.“

Und so ziehe ich mit meiner Auswandererfamilie noch einmal hinaus, um sie in Hamburg sicher auf ein Dampfschiff zu bringen; dort angekommen, wird mein Freund sie schon erwarten, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Viele herzliche Grüsse von mir, meinem Weibe und von unserem Freunde Steinbrecher an Dich, an Deine Frau und Friederich, Eleonora und Elisa. Behaltet mich lieb, Ihr herrlichen guten Menschen! Und künftigen Sommer ein frohes Wiedersehen in Goisern.

Dein Freund Konrad.

NB. G. Struve schreibt wörtlich in seiner Weltgeschichte im 9. Bande, 1. Auflage, Seite 899: „Noch umfassender und zerstörender

als Strauss und Bruno Bauer, trat um dieselbe Zeit (1841) der grosse Philosoph Ludwig Feuerbach auf; in seinen Schriften führt er einfach und klar aus, dass das göttliche Wesen nichts anderes sei, als das Wesen des Menschen, die Gottheit nur die Summe der menschlichen Eigenschaften, die Religion daher nur Selbstvergötterung oder Selbstvergöttlichung.“ An einer anderen Stelle heisst es: „Ludwig Feuerbach kann mit Recht als der Bannerträger der durch ihre Geisteskraft mächtigen Partei aufgeklärter Männer betrachtet werden u. s. w.“

Hast Du nun noch ein Recht, zu sagen: „Ich werde todtgeschwiegen??“

Ludwig.

Nürnberg, den 19. September 1867.

Mein lieber Deubler! Nur einen herzlichen, eigenhändigen Gruss, nichts weiter will ich für heute Dir schicken, mit der Bitte, denselben zu vervielfältigen und Deiner lieben Frau, Deinen übrigen mit mir in Berührung gekommenen Hausgenossen und unsern gemeinschaftlichen Freunden Goisern's und der Umgebung mitzutheilen, und mit der Versicherung, dass, so schön, so sehr vom Glücke begünstigt unsere Reise vom Anfang bis zum Ende war, doch der Glanzpunkt derselben unser Aufenthalt in dem lieben Goisern bleibt, dass die Erinnerung an die dort, namentlich in Deinem reizenden Alpenhäuschen verlebten Tage nur mit meinem Erinnerungsvermögen erlöschen wird, wenn anders eine Erneuerung derselben ausser dem Bereiche der Möglichkeit liegen sollte. Mit dieser Versicherung Dein dankbarer Freund L. Feuerbach.

Konrad.

Dorf Goisern, den 17. Oktober 1867.

Lieber guter Feuerbach! Verzeihe mir meine Saumseligkeit im Schreiben an Dich, und rechne es mir ja nicht als eine Gleichgültigkeit, gegen Dich an, obwohl es den Anschein hat und alles gegen mich spricht — um so mehr, da ich Deinen und Eleonorens Brief richtig erhalten hatte. Du warst kaum fort, hatte ich vollauf zu thun, um mich auf den bevorstehenden Kirchtag zusammenzurichten. Montags darauf reiste ich zur Landwirthschaftsausstellung nach Linz, wo ich mich 2 Tage aufhielt; dann ging es auf der Eisenbahn nach Dresden, wo ich Donnerstag Mittag

um 12 Uhr bei meinem Freunde Robert Kummer anlangte. Sonntags darauf um 2 Uhr Nachmittags reiste ich mit dem Zuge nach Leipzig, wo eben die Messe war; Montag Abends ging's wieder über Eger und Passau nach meinen Bergen zurück. Die andere Woche darauf reiste ich nach Krems, nach Unterösterreich, um für den Winter meine Weine einzukaufen; das nahm wieder 14 Tage Zeit weg. Zu Hause angekommen, fing die Obsternte an, Mostpressen, Obstdörren u. s. w. Alle Tage wollte ich Dir schreiben, aber ich kam nie dazu. Noch einmal, Ihr lieben, guten Menschen verzeihet mir und seid mir nicht böse! Ich werde im Laufe dieses Winters mein Versäumniss gewiss nachholen. Ich bin, seit Ihr von Euerem Häuschen fortgegangen seid, nur einmal dort gewesen — habe aber nichts weggeräumt; es bleibt Alles wie es liegt und steht, bis Ihr im Frühjahre wieder kommt! Oder ist es Dir in Lasern lieber? Ihr habt die Auswahl! Kaum waret Ihr von Goisern fort, so kamen zwei Geognosten, die noch bei mir sind; der Eine ist Professor Suess, der Andere Edmund Moisitschowitsch; Beide sind von der geognostischen Reichsanstalt in Wien, Beide sind Protestanten und kennen Dich aus Deinen Schriften ganz gut; sie ärgern sich unendlich, Dich nicht mehr getroffen zu haben. Sollte uns auch künftigen Sommer Ludwig Pfau während Deiner Anwesenheit in Goisern besuchen, dann würde für Dich der Aufenthalt noch viel interessanter sein, dann würden Aussee und Hütteneck in Angriff genommen. Von unseren Freunden, Bürgermeister, Elssenwenger, dem Hallstätter Astronomen Pilz, von meinem Weibe u. s. w. viele herzliche Grüsse an Dich und Eleonora!

Noch einmal Verzeihung, lieber, guter Freund, und behaltet mich lieb. Auch die gute Eleonora möge auf mich nicht böse sein, und möge sich für mich bei der Tante Elisa bedanken für die mir geschickte Photographie. Nächstens werde ich Euch genau Alles schreiben, was sich Alles in Goisern, seit Ihr fortgezogen seid, ereignet hat. Lebe wohl und verzeihe mir meinen schlecht geschriebenen Brief, denn ich wurde öfters unterbrochen. Ein andermal Mehreres!

Dein dankbarer Freund Konrad Deubler.

NB. Wir haben prachtvolle Herbsttage. Alle Tage denken wir an Dich. Bald hätte ich noch vergessen einen Gruss von Soukop, dem Schulmeister, und von H. Pillak. Von meinem Weibe, Nandl, den zwei Theresle, dem alten Toni extra einen herzlichen Gruss!

Konrad.

Dorf Goisern, den 27. Dezember 1867.

Lieber, guter Freund! Ich glaubte in meinem letzten Briefe an Dich, es wäre in diesem alten Jahre das letzte Schreiben an Dich; allein ein Buch, das ich diese Weihnachtsfeiertage gelesen, hat mich veranlasst, Dich gleich davon zu benachrichtigen. Es ist der 25. Band der Bibliothek der deutschen Klassiker, die Denker und Forscher der Neuzeit enthaltend, Hildburghausen, 1864ger Ausgabe. Seite 265 heisst eine prachtvoll geschriebene Abhandlung „Feuerbach“: „Einer der kühnsten und tiefsten Denker, einer der glänzendsten, lebensvollsten und phantasiereichsten Darsteller, einer der humansten und grossherzigsten Charaktere der Zeit“ u. s. w. Am Schlusse heisst es: „Deutschlands kühnster, freiester, tiefster Denker zog nach Amerika!“ Diese so treffliche, herrlich geschriebene Biographie ist von Arnold Schloenbach.

Ich glaubte Dir gleich über einen so störenden Irrthum schreiben zu müssen! Ja mein lieber, guter Doktor, seit ich Deine Schriften immer wiederholt durchlese und überdenke, lerne ich Dich erst recht verstehen und hochschätzen!

Du solltest uns einmal disputiren hören, wie ich und Elssenwenger, Steinbrecher, die langen Winterabende um den warmen Ofen sitzen und bald dieser oder der andere aus Deinem „Wesen des Christenthums“ oder aus Deinen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ uns gegenseitig vorlesen, und wie wir uns auf den künftigen Sommer freuen, wenn Du wieder, wie wir fest hoffen, in Goisern einziehen wirst.

Auch unsere Zeitungen werden immer interessanter; auch bei uns in Oesterreich fängt der uralte tausendjährige Streit an immer heftiger zu werden; wir haben jetzt eine ziemlich freie Presse, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Nur die Schulen lassen noch vieles zu wünschen übrig. Solange unsere Schulen nicht von der Kirche getrennt sind, wird und kann es nie besser werden!

Wenn wir in Oesterreich gute Volksredner hätten, die wären dazu bestimmt die Bildung und Belehrung der unteren grösseren Massen ausserhalb der Schule zu leiten; sie würden dieses bewerkstelligen durch Reden in den allsonntäglich stattfindenden Volksversammlungen. Ihre Reden müssten die politischen und gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart, Geschichte, Gesundheits- und Naturkunde behandeln; theologische Sachen müssten streng

ausgeschlossen bleiben. Solche Volksredner würden bei uns wahre Wunder wirken und zur wahren Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft viel beitragen. Solche Volksredner würden mit der Zeit unsere Pastoren ersetzen. Wer weiss, was wir noch Alles erleben werden? Nur muthig vorwärts — und dabei die Aufklärung und Besserung unseres eigenen Ich's nicht versäumen! Ich wollte, ich könnte nochmals auf ein paar Stunden mit Dir gemüthlich meine Gedanken austauschen; aber so bin ich genöthigt, Dich mit schlechtem Geschreibsel in meiner knorrigen, unbeholfenen Holzknecht-Sprache zu belästigen.

Sei mir darob nicht böse, lieber, guter Ludwig, und behalte auch im künftigen neuen Jahre mich lieb. Und wenn Du in diesem Winter einmal Zeit hast, und bei guter Laune bist, so schreibe mir wieder einen langen Brief, wie es Dir geht, sammt Deinen lieben Angehörigen, was Du für Arbeiten wieder unternommen hast. Grüsse und küsse mir Deine liebe Frau und Eleonora; sage dieser, dass ihr Brief mit ihrer Photographie bei Steinbrecher's eine ungeheuere Freude gemacht hat. Ein grosser Verehrer Deiner Schriften, Eduard Reich aus Gotha (Du hast bei mir seine Werke gesehen) hat mir sein Porträt geschickt, nebst einem Brief, worin er den Wunsch äussert, er möchte Dich und Radenhausen gerne persönlich kennen lernen. Er beneidet mich um meine Bekanntschaft mit Dir.

Lebe wohl und glücklich, und bewahre auch im neuen Jahre Deine mir so kostbare Freundschaft Deinem treuen Freund

Konrad Deubler.

Ludwig.

Rechenberg, den 21. August 1869.

Lieber Deubler! Der Sommer ist mir wie ein Dieb verschwunden, ob ich gleich, oder vielleicht weil ich ein sehr fleissiger Sammler und Einhamsterer, namentlich auf dem Felde der grossen französischen Revolution von 1789 war. Was Du mir von dem alten Uhlich schreibst, ist erfreulich und beschämend. Er ist älter als ich. Aber freilich ist ein grosser Unterschied zwischen einem Denker meiner Art und einem Sprecher und Prediger seiner Art. Auch ich bin immerfort thätig, aber nur nach Innen, nicht nach Aussen. Wie lange brauche ich, bis ich einmal etwas aus mir herausbringe! Es ist nicht gut, wenn der Mensch früh reif wird.

Er steht da allein, findet keine Ansprache, die allein belebt und zum Weitersprechen anreizt, wird auf sich selbst zurückgewiesen. Und findet er endlich Anklang in Anderen, die dasselbe denken und wollen, so ist er entweder schon todt, oder doch ein alter Mann. Du fragst mich, was ich von den Konzilen denke. Von dem römischen wünsche ich nur, dass es zu Stande komme; und zwar ganz im Sinne des Papstes, der Jesuiten. So kommt es dann endlich doch zu einer Entscheidung, wird der schamlosen Frechheit und Hohlheit des bekannten Syllabus die Krone aufgesetzt, den Schwach- und Dummköpfen selbst die längst ausgemachte Unverträglichkeit des Katholizismus mit den ersten Bedingungen und Grundlagen der menschlichen Gesellschaft augenscheinlich, handgreiflich gemacht. Was aber das entgegengesetzte Konzil betrifft, so scheint mir dieses von meinem Standpunkte aus schon als Nachahmung, wenngleich in entgegengesetztem Sinne, verfehlt. Freilich an Ort und Stelle, auf italienischem Grund und Boden, würde es mir vielleicht in anderem, besserem Lichte erscheinen. Aber von hier aus frage ich mit Verwunderung: Was hat ein Konzilium für Freidenker für einen Sinn? Lasst doch den alten Orthodoxen, den Geistlichen, diese Form! Für uns passt sie nicht. Doch ich muss schliessen. Ich wünsche nur noch Dir und den Deinigen in und ausser dem Hause ein Lebet wohl! Dein unsichtbarer, vielleicht aber noch dieses Jahr sichtbarer, herzlich ergebener alter

L. Feuerbach.

Konrad.

Dorf Goisern, den 17. Jänner 1870.

Lieber guter alter Freund! Kein Tag vergeht, an dem ich nicht an Dich denke! Lange halte ich es nicht mehr aus, ich muss wieder einmal wissen, wie es Dir geht. Sei mir nicht böse, dass ich schon wieder mit einem unorthographischen und ungrammatikalischen Briefe Dich belästige; dafür ist er um so aufrichtiger und wahrhaftiger, denn das Herz kennt keine Grammatik, denn wo die Liebe anfängt, hört die Regel auf.

Seit Deine gute Eleonora zu meinem Geburtstage im vorigen November mir Eueren Glückwunsch geschrieben hat (für den ich ihr meinen herzlichsten Dank sagen lasse), habe ich wieder nichts von Dir vernommen. Wie gerne möchte ich mit Dir über so

Manches reden, um wie Vieles fragen! Was sagst Du zu dem Konzile in Rom, zu den Rückschritten des Protestantismus in Preussen, sowie hier in Oesterreich? Ueberall entstehen freie konfessionslose Gemeinden. Soll ich zum Scheine dieses pietistische Getrödel noch ferner mitmachen? Oder meiner inneren Ueberzeugung gemäss austreten und mich in Graz oder Wien einer freien Gemeinde anschliessen? Ein Freund von mir, Franz Aschinger aus Wels, hat den grossen Schritt gethan und bei der Bezirkshauptmannschaft seinen Austritt aus der christlichen Religion angezeigt, um in Wien der freien Gemeinde sich anzuschliessen. Ich war bisher wegen der Leute alle Jahre am Charfreitag zur Kommunion gegangen, und muss Dir aufrichtig gestehen, habe mich vor mir selbst geschämt. Mein ganzes besseres Selbst empörte sich gegen eine solche Heuchelei. Und doch, was bleibt mir übrig — zumal, wenn man als kleiner Gewerbsmann von diesen Leuten leben muss? Zum Auswandern bin ich jetzt schon zu alt, und würde mich schwer von meinen so schönen Bergen trennen können. Ich ersuche Dich in dieser für mich so wichtigen Angelegenheit um Deinen Rath.

Uebrigens lebe ich glücklich und zufrieden und bin sammt den Meinigen immer gesund und wohlauf. Nur manchmal in einsamen Stunden beschleicht mich der drückende Gedanke, wie meinen armen verdummten Mitmenschen geholfen werden könnte „Gebt mir“, rufe ich oft, „einen grossen Gedanken, damit ich mich daran erquicken kann!“ Dann suche ich Dein Buch über „Tod und Unsterblichkeit“ hervor, und bin wieder gestärkt und aufgelegt zum Kampfe mit dem Miserere des Alltagslebens, und ich vermag dann mein Haupt über den schwülen Dunstkreis des niedrigen, gemeinen Trubels wieder zu erheben. Dann lege ich mir Deine Photographie vor mir auf den Tisch und beschaue mir mit geistigem Auge die Bildergallerie meiner Erinnerung: Unser Ausflug zum Gosau-See, der Gang nach der Jochwand, wie uns das grosse Donner- und Hagelwetter überraschte, der Spazirgang auf der Soolenleitung zum Hallstätter Salzberg u. s. w. Dein Aufenthalt in unserem friedlichen Dorfe bildet den Glanzpunkt meines Lebens. Der Gedanke, der grösste, kühnste Denker in gegenwärtiger Zeit hat Dich mit seiner Freundschaft beehrt, macht einen grossen Theil meines Glückes aus! Grüsse mir Deine liebe Frau und Tochter aufs Herzlichste, sage Deiner Tochter meinen innigsten Glückwunsch zu ihrem bevorstehenden Namenstag; möge sie noch lange, recht lange das unschätzbare Glück geniessen, ihre guten Eltern für sich

und zum Wohle der Wissenschaft und der vorwärtsstrebenden Menschheit zu besitzen.

Wie geht es dem guten Fritz, der Tante Elisa? Was arbeitest Du gegenwärtig Wichtiges, was hat das wissenschaftlich gebildete Deutschland noch von Dir zu hoffen? Schreibe mir ja bald einmal wieder und behalte mich lieb. Ich küsse und umarme Dich im Geiste! Dein Konrad.

N. B. Viele Grüsse von den beiden Steinbrechern, Elssenwenger, von meinem Weibe, Pilz am Hallstätter See, Hotelbesitzer Franz Koch von Ischl.

Ludwig.

Nürnberg, den 28. Februar 1870.

Mein lieber Deubler! . . Die Religion, wenigstens die offizielle, die gottesdienstliche, die kirchliche ist entmarkt, oder entseelt und kreditlos, so dass es an sich ganz gleichgültig ist, ob man ihre Gebräuche mitmacht; denn selbst diejenigen, die sie angeblich gläubig mitmachen, glauben nur an sie zu glauben, glauben aber nicht wirklich, so dass es sich wahrlich nicht der Mühe lohnt, wegen eines Glaubens, der längst keine Berge mehr versetzt, seine lieben Berge zu verlassen. Aber musst Du denn, wenn Du die Niederträchtigkeit der christlichen Kirche fahren lässt, auch Deine erhabenen Berge fahren lassen? Kannst Du denn einfach Deinen Austritt aus derselben nicht auf negative Weise bethätigen, nicht dadurch, dass Du eben nicht mehr zum Abendmahl gehst? Oder ist das nur bei uns, nur in der Stadt, nicht auf einem Dorfe, nicht bei Euch möglich, thunlich? Doch genug für heute. Es ist so wunderschönes Wetter, dass ich kein Sitzfleisch habe, dass ich hinaus ins Freie muss. Lebe wohl! Dein Ludwig Feuerbach.

Ludwig.

Sonntag, den 26. März 1871.*)

Lieber guter Deubler! Zwei Briefe habe ich Dir zu beantworten, den ersten vom „26. September 1870“, den zweiten vom „März 1871“. Den ersten erhielt ich am 1. Oktober nebst einem

*) Mit zitternder Hand, immer bergab, in Zwischenräumen, wie mit unsauberer Tinte geschrieben.

auch noch unbeantworteten Brief von Bolin, dessen Du Dich noch erinnern wirst; denn er war ja auch bei Dir zu derselben Zeit, wo ich bei Dir war. Wenige Tage darnach empfing ich eine Anzeige aus Newyork, dass ich nächstens eine „Ehrengabe von 100 Dollars“ erhalten würde. Und diese Ehrengabe erschien wenige Tage darnach. Ich wollte sie Dir melden, aber ich kam nicht dazu.

Samstag, 1. April. Ich bin Dir nicht böse ob „Deiner sträflichen Nachlässigkeit“. Ich bin es mir selbst, und eile dazu, meine Böcke jetzt auszulöschen. Mein erster Bock ist der vom vorigen Jahre, wo ich Dir nicht antwortete.

Donnerstag, 6. April. Ich gehe nirgends mehr hin. Seit dem Herbste vorigen Jahres war ich ein einziges Mal in der Stadt bei meiner unpässlichen Schwester. Bei meinem Fritz war ich im Monate März ein einziges Mal. Er grüsst Dich. Und ich grüsse Dich und danke Dir für Deinen schönen 10-Thalerschein. Warum hast Du mir ihn aber geschickt? Er wäre ja gut bei Dir gelegen. Ich komme hier nirgends mehr hin. Meinen Hausfreund Scholl habe ich schon über ein Vierteljahr nicht gesehen. Ein tüchtiger Hausfreund von ihm ist erst vor einigen Wochen von hier weggezogen in die sächsische Schweiz. Von der neuen Literatur kann ich Dir nichts sagen. Ich lese nur den „Volksfreund“, der in Leipzig erscheint, „die neue Zeit“ in Newyork, den „Nürnberger Anzeiger“ und den „Libero Pensiero, Giornale dei Razionalisti“. Ich weiss nicht, ob ich heuer zu Dir komme.... Wie es die Slaven bei Euch machen werden, weiss ich nicht.... Wenn ich aber auch nicht komme, so grüsse mir herzlich Deine Frau, den Elssenwenger, den Steinbrecher, alten und jungen, nebst Frau, den Mann, der am letzten Sonntag mir so grosse Fische geschickt hat, und alle anderen mir lieben Männer. Meine Frau und Tochter grüssen Dich bestens. Ich hoffe Dir ein andermal einen bessern Brief schreiben zu können. Dein treuer Freund Ludwig Feuerbach.

Frau Bertha Feuerbach an Konrad.

Rechenberg, den 24. Januar 1872.

Lieber Herr Deubler!.. Mit meinem Manne geht es leidlich, aber traurig ist sein Lebensabend, da er durch die gänzliche Lähmung seiner geistigen Organe aller Beschäftigung beraubt ist. Ja, wäre er nur etwas körperlich gesunder, diesen Sommer müsste er sich Stärkung in Ihren prächtigen Bergen holen; allein an eine

so weite Reise ist bei seinen krankhaften Zuständen nicht mehr zu denken. Es würde eine grosse Freude für ihn sein, Sie wiederzusehen; denn keinen Freund liebt und schätzt er so sehr, als Sie. Machen Sie ihm wenigstens jetzt die Freude eines Briefes, ich bitte sehr darum.

Mit unveränderter Freundschaft Bertha Feuerbach.

Epilog.

Konrad Deubler an den Herausgeber.

Dorf Goisern, den 17. Jänner 1874.

. . . . Ich war 16 Monate in Graz, ohne nur eine Stunde in die freie Luft zu kommen, in Untersuchungs-Arrest wegen Verbreitung Feuerbach's, Rossmäsler's Schriften u. s. w. (Religionsstörung). Lange schon vor meiner Internirung und Zuchthauszeit, im Jahre 1844, habe ich in mehreren Exemplaren ein Heftchen unter den Salinen-Arbeitern verbreitet: „Ueber wahre Bildung, eine Vorlesung, gehalten zu Bielefeld, den 28. April“ von K. G. — Dann wegen Hochverrath durch Verbreitung republikanischer Bücher, wie „Oesterreich und seine Zukunft“. Ich wurde in Graz freigesprochen, der Staats-Anwalt Waser legte eine Nichtigkeitsbeschwerde beim Kassationshof ein, und ich bekam nun 2 Jahre schweren Kerker nach Brünn, nachdem noch ein Jahr Internirung nach Iglau und Olmütz! Vier Jahre wurden so von meinem Leben ausgestrichen! Wer erhielt mich immer aufrecht in all diesem Jammer? Den geistbelebenden Ideen Feuerbachs habe ich es zu verdanken, dass ich gesund und rüstig zu meinen Lieben im Jahre 1857 wieder heimkehren konnte

Mein nur zu mangelhafter nothdürftiger Schulunterricht wird mich wohl wegen meiner schlechten Schreibweise entschuldigen. Denn ich habe in unserer Dorfschule ausser ein Bischen Lesen gar nichts gelernt; nicht einmal folgerichtig denken und sprachrichtig mich auszudrücken. Mit einem Alter von 20 Jahren habe ich erst mühsam von mir selbst das Schreiben gelernt

Ich muss aufhören, es wird dunkel. Grüsse Sie

Konrad Deubler.

Konrad Deubler an den Herausgeber.

Dorf Goisern, den 21. Februar 1874.

.... Ueber ein Jahr ist verflossen, als ich den grössten Denker zum letzten Male in Rechenberg weinend zum Abschied an meine Brust drückte — wir die letzten Küsse wechselten. Er liegt nun fern von meinen heimathlichen Bergen auf dem Johanniskirchhof in Nürnberg, aber bei uns in Goisern lebt er noch!

Eine grosse, wirklich eine sehr grosse Freude wurde mir vergangene Woche zu Theil. Der Fuhrmann, der von Goisern allwöchentlich nach Salzburg fährt, brachte mir eine grosse Kiste von Nürnberg mit, deren Inhalt eine grosse — Büste von Feuerbach war —! Dieser Kopf ist unserm dahingeschiedenen Freund so wunderbar ähnlich, dass ich, als wir — ich und mein Weib — ihn aus der Umhüllung heraushoben, vor Wehmuth und Freude laut weinen musste.

Die Büste ist von Schreitmüller und prachtvoll bronzirt. Feuerbachs Eleonora schreibt mir, dass sie dieses Kleinod mir zum Andenken mit Vergnügen zuschicken. In der schönen, grossartigen Natur, die ihr Vater so sehr geliebt hat, müsste ihm ein bescheidenes Denkmal errichtet werden, und im Bilde solle er wenigstens dort weilen, wo seine schönheitsdurstige Seele einmal Erquickung, Stärkung, und an der Seite eines Freundes, der ihn verständnissvoll zu würdigen wusste, auch Begeisterung getrunken hat u. s. w.

Ich habe dem mir unvergesslichen muthigen Denker schon früher auf seinem Lieblingsplatz eine Tafel angebracht mit der Aufschrift: „Den Manen des grossen Denkers L. Feuerbach geweiht“. Vorigen Herbst habe ich in Form der Tells-Kapelle einen Tempel errichtet; da wird die Büste aufgestellt werden. Wenn Alles fertig ist, werde ich Ihnen eine Photographie davon schicken.

Behalten Sie mich lieb! Konrad Deubler.

Aus dem Nachlass.

Zinzendorf und die Herrnhuter. 1865.

Die Herrnhuter, die „evangelische Brüderunität", erneuerte „Brüderkirche", auch schlechtweg „Brüdergemeinde" genannt, sind eine den englischen Quäkern und Methodisten verwandte Religionsgesellschaft, und wie jene das Wesen des Christenthums nicht in die Lehre, sondern in das Leben, nicht in die Dogmatik, sondern in die Moral setzend, sich aber von ihnen, abgesehen von dem Unterschiede der Individualität und Nationalität ihrer Stifter, dadurch unterscheidend, dass ihre Moral in gewissen Stücken nicht so streng, als die der Quäker und Methodisten. „Eine gewisse Galanterie und Weltlichkeit verlor sich bei dem gottseligen Grafen Zinzendorf niemals gänzlich, und etwas davon kam auch in seine Lehre und Anstalt. Unwahrheiten zu einem frommen Zwecke und unredliche Akkommodationen hielt er gar nicht für unrecht und erlaubte sie sich selbst zuweilen; auch gab er zu, sich der Welt mehr gleichzustellen als andere, ähnliche Sekten. Die Herrnhuter Versammlungen und Gemeindeörter haben bei aller Einfachheit doch etwas Schönes, Elegantes und Geputztes an sich. Man darf sie nur mit den quäkerischen Ansiedlungen und Versammlungen vergleichen. J. Wesley, der Stifter der Methodisten, machte Bekanntschaft mit den Herrnhutern, um von ihnen zu lernen und für seine Anstalt Nutzen zu ziehen, zerfiel aber mit Zinzendorf, weil dieser Nothlügen und ein gewisses Gleichstellen mit der Welt vertheidigte". (Geschichte der theologischen Wissenschaften von C. F. Stäudlin, II. Th., 1811, S. 667. Geschichte der Literatur von J. G. Eichhorn, VI. Bd., II. Abth.) Er zerfiel aber mit Zinzendorf keineswegs aus diesem Grunde allein; der Hauptgrund der Differenz, die Hauptbeschuldigung, die Wesley dem Zinzendorf machte, war vielmehr, dass er „blindlings dem Luther folge und anhänge" — ein Vorwurf, der sich aber zuletzt nur darauf reduzirte, dass der Stifter der

Methodisten ein Engländer, der Stifter der Brüdergemeinde ein Deutscher war; denn Deutschthum und Lutherthum ist unzertrennlich, ist eins. Es war nur die Macht des Auslandes, des Romanismus, des Jesuitismus, die dieses Band, diese Einheit zerrissen hat. Also der wahre und letzte Grund der Entzweiung zwischen Wesley und Zinzendorf ist einfach der, dass dieser ein Deutscher und Lutheraner, und zwar eingefleischter Lutheraner war. Zinzendorf's Freunde, ja er selbst nannte sich Lutherum vere redivivum oder Lutherum Lutheranissimum. Im Jahre 1752 erschien von einem unparteiischen, evangelisch-lutherischen Prediger eine Schrift mit dem Titel: „Der in dem Grafen von Zinzendorf noch lebende und lehrende, wie auch leidende und siegende Doktor Luther". Und der Titel ist ganz richtig. Zinzendorf ist der im 18. Jahrhundert, aber eben desswegen nicht mit Haut und Haaren, sondern seinem innern Wesen nach, nicht in der Gestalt eines Bergmannssohnes und ehemaligen Augustiner-Mönches, sondern in der Person eines Weltmannes, eines Grafen wiedergeborne Luther. Führen wir zum Beweise einige charakteristische Aeusserungen Luthers an, die Zinzendorf selbst in seiner unter Spangenberg's Namen 1752 erschienenen apologetischen Schlussschrift anführt, um seinen Gegnern, darunter besonders den bornirten, den Buchstaben mit dem Geist verwechselnden lutherischen Orthodoxen gegenüber, sich als Lutherum Lutheranissimum zu legitimiren: „Ist denn das eine neue Lehre, wenn man sagt, es ist kein anderer Gott als in Christo? Dr. Luther sagt in gebundener und ungebundener Rede: kein anderer Gott als Jesus Christus, keinen anderen haben wollen (sagt er gar irgendwo) ist das Zeichen der wahren Kirche. Alle Gottheit, ausser Christus betrachtet, ist Hirngespinst oder Teufeley" (S. 283). „Wer keinen andern Gott kennt als den Gottmenschen Jesus Christus, der kann selig und überselig sein; 100 tausend Kinder und 20 tausend einfältige Leute gehen heim und haben so wenig Verstand von Gottes Wesen als von der Algebra, haben aber Jesum, ihren Heiland lieb, zweifeln nicht, dass er sie geschaffen, und lassen ihn instar omnium*) sein. Warum haben denn die Alten gesagt: Si Christum discis, satis est, si caetera nescis.**) Und Lutherus sagt: „die hochfliegenden Geister soll man an Christus Menschheit binden. Es wird nirgends bass, denn in Christus Menschheit ge-

*) Statt aller Dinge.

**) Wenn du Christum lernst, so ist es genug, ob du gleich alles Andere nicht weisst.

funden und gelernt, was uns zu wissen noth ist“ (S. 277). Wo steht es aber in der göttlichen Offenbarung, dass Christus allein die Welt erschaffen habe? Antwort. In dem Sinn kann man's sagen, wie Lutherus singt: Er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Lutherus: „„O das ist ein lächerlich Ding, dass der einige Gott, die hohe Majestät, sollte ein Mensch werden und kommen hier zusammen beide Schöpfer und Kreatur in einer Person wir sollen da solche Narren werden, dass wir gewisslich glauben, dass diess Kind oder diese Kreatur ist der Meister und Schöpfer selber““. Item: „„Der Mensch Christus Jesus, der Zimmermann, der dort zu Nazareth auf der Gasse geht, ist der rechte, wahrhaftige Gott, der die Welt geschaffen hat, er ist allmächtig““ (S. 235); „„das Kind in den Windeln ist der Schöpfer der Welt““ nach der unione hypostatica naturarum.*) Lutherus: „„hier ist mein Gott. Ich will an keinen Gott glauben, als einen Schöpfer Himmels und der Erden, ohne allein, der da einig ist mit dem der da heisst Jesus Christus. Ich will von keinem anderen Gott wissen als dem der da heisst J. Chr.““ (S. 234). Der aus Liebe zum Menschen Mensch geworden, zu seinem Besten leidende, ihn durch sein Blut, seinen Tod, von Tod und Sünde erlösende, durch diese That und deren gläubige, d. h. innige, herzliche Annahme und Aneignung selig machende Gott — der Gott, der Mensch, der Mensch, der Gott. Die Gleichheit und Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens ist das Wesen, der Mittelpunkt, das Eins und Alles Luthers wie Zinzendorfs; aber Luther hat die Konsequenzen, die Früchte, die sich aus diesem Menschwerden Gottes, das gleich ist dem Gottwerden des Menschen, aus diesem Leiden Gottes zum Wohle der Menschheit ergeben, nicht so sich zu Gemüthe gezogen, nicht so ausgebeutet, nicht in so sinnfälliger und darum den streng Gläubigen anstössiger Weise realisirt, als Zinzendorf. Luther war im Schrecken des alten, menschfeindlichen Gottes aufgewachsen, lernte diesen erst nach und nach mit Hülfe des menschgewordenen überwinden; Z. lebte von Kindheit an im vertraulichsten Umgang mit Gott, schrieb schon als Kind Briefe an seinen Heiland, wie an seinen leiblichen Bruder, hatte ein solches kindliches und zweifelloses Vertrauen zu der Theilnahme des göttlichen Wesens an allen menschlichen Angelegenheiten, dass er, als er als Student unter den übrigen für einen Kavalier schicklichen

*) Nach der wesentlichen Einheit der Naturen.

Leibesübungen auch das Tanzen lernen musste, den lieben Gott um seinen Beistand anflehte, um so schnell als möglich mit diesen Allotriis, wie er es nannte, fertig zu werden. Und er wurde erhört. „Mein einziger und wahrer Confident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun lassen“, schreibt er selbst in den „Antworten auf die Beschuldigungen“. Seine Gegner warfen ihm Entheiligung des Namens Jesu vor, wenn man ihn in solchen Dingen um Hülfe anrufe; er weist diesen Vorwurf damit ab, dass „der Heiland des Menschen Herzensfreund und allgegenwärtig sei“. Die Menschwerdung Gottes war oder ist eine Selbsterniedrigung, Selbstverkleinerung der Gottheit aus Liebe zur Menschheit; warum soll es dem Zinzendorf zum Vorwurf gereichen, dass er, um seine Empfindung über diese Gleichstellung Gottes mit dem Menschen auszudrücken, die familiärsten Ausdrücke, wie Mama, Papa, am liebsten Verkleinerungswörter von der Gottheit gebrauchte? Wir verkleinern ein Wesen, einen Gegenstand vermittelst der Diminutiva, nicht aus Geringschätzung, sondern aus Zärtlichkeit, um sie aufs innigste mit uns zu verschmelzen, gleich wie wir die Speisen mit den Zähnen verkleinern, um sie besser zu verdauen, leichter uns assimiliren, d. h. mit uns identifiziren zu können. Ist aber diese Zärtlichkeit, diese Innigkeit nicht eine nothwendige Folge von dem Eindrucke, den das Menschsein des göttlichen, d. h. das Leiden des an sich leidlosen Wesens zum Besten der Menschheit auf einen gefühlvollen Menschen macht, wie der Graf Zinzendorf war? Schon als Knabe wurde er bis zu Thränen gerührt, wenn er erzählen hörte, dass sein Schöpfer Mensch geworden, und was sein Schöpfer für ihn gelitten. Er fasste den Beschluss, lediglich für den Mann zu leben, der sein Leben für ihn gelassen habe, und schloss einen Bund mit dem Heilande: „Sei Du mein lieber Heiland, ich will Dein sein“. „Sein Symbolum war von Kind auf: Das Eine will ich thun, es soll sein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruhn“. (Zinzendorf in der „Beilage zu den Naturellen Reflex.“ S. 7.) Luther sagt in seiner Erklärung des Propheten Jesaia über die Stelle (9. Kap.): „uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben“, „das Kind ist uns geboren, es bleibt uns auch ein Kind. Also ist uns auch ein Sohn gegeben und bleibt uns auch ein Sohn, er wird nicht anders als er vom Anfang seiner Geburt her gewesen ist. Wenn wir aber den Sohn haben, so haben wir auch den Vater.... Ja selbst der Vater wird ein Sohn und wegen des

Sohnes gezwungen, in gewisser Maassen (dass ich so reden mag) zum Kinde zu werden, mit uns zu spielen, uns zu liebkosen, weil wir seinen Sohn haben. Um dieses seines geliebten Sohnes willen sind auch wir geliebte Kinder und Erben Gottes". Dieser nicht nur Mensch, sondern Kind gewordene, mit dem Menschen spielende, ihn liebkosende und wieder liebkosete Gott ist der Gott, das Wesen, das Grundthema Zinzendorfs; daher die so vielen Spott und Aergerniss erregenden Tändeleien, besonders in seinen Liedern, die er, wie er sich ausdrückte, „aus dem Herzen sang." „Z. hielt, bemerkt Varnhagen von Ense in seinem Leben desselben (S. 393), das kindliche, innig vergnügte und gleichsam spielerische Wesen eines am Heiland hängenden Herzens für eine grosse Seligkeit und meinte, jeder Mensch sollte sich aus seiner Kindheit etwas zurückzuholen suchen, etwas Spielendes, Herzliches, Grades, und man dürfe sich durch den Missbrauch, der dabei stattfinden könne, eben so wenig stören lassen kindlich zu sein, als man wegen des Missbrauches der Vernunft aufhören dürfe vernünftig zu sein. Allein eben er selbst übte solchen Missbrauch und gab auch Andern den freisten Anlass dazu." Er sagt selbst von sich, „dass eine seiner grössten Inklinationen auf die Kindlichkeit gehe; denn das gerade, einfältige, ungenirte, vergnügte und artige Wesen eines noch unverdorbenen Kindes sei die allernobelste Gemüthssituation, die sich ein Mensch vorstellen könne". (Spangenberg's Leben des Grafen von Zinzendorf, S. 2012.) Gott ist Mensch, leibhaftiger, wirklicher, natürlicher Mensch. Was folgt daraus? Die Entmenschung, die Entleibung des Menschen? Nein! Das gerade Gegentheil: die Vergötterung des Menschen vom Scheitel bis zur Ferse. „Gott, sagt Luther, verwirft nicht die natürlichen Neigungen an dem Menschen." „Wir können Christum nicht zu tief in die Natur und das Fleisch ziehen, es ist uns noch tröstlicher". Zinzendorf dehnte diese Vertiefung, diese Herablassung der Gottheit ins menschliche Fleisch bis auf die Geschlechtstheile aus. „Zinzendorf bekannte frei, dass er die Glieder zur Unterscheidung des Geschlechts für die ehrwürdigsten am ganzen Leibe achte, weil sie sein Herr und Gott theils bewohnt, theils selbst getragen habe, ja, die Scham wurde ausdrücklich verdammt, als vom Satan in eine heilige Handlung hineingehexte und gezauberte, welche, da sie in ihrem höchsten Augenblicke nur die Vereinigung Christi mit seiner Kirche bedeute — ersterer durch den Mann, gleichsam den Vice-Christ, letztere durch die Frau, deren eigentlicher Mann immer nur Christus bleibe, vor-

gestellt — für diejenigen, welche diesen Sinn und dieses Bewusstsein dabei hegen, so wenig mit der sinnlichen Wollust gemein habe, als der Genuss des heil. Abendmahls mit der Begierde eines Weintrinkers!“ (Varnh. v. E. l. c., S. 276.) Das Christenthum erstreckt sich also selbst bis auf die Geschlechtstheile. Der Christ verrichtet ohne Bedenken, ohne Skrupel, alle Funktionen des natürlichen Menschen, auch das Kinderzeugen, aber nicht aus einem natürlichen Triebe, sondern aus Liebe zu Christus. „Das Kinderzeugen ist, sagt Z., unter die Dinge rangirt, die man nun eben um's Heilands willen auf sich nimmt. Wer hat denn gesagt, dass die Sache die geringste Konnexion mit dem fleischlichen Plaisir hat? Das ist eine Phantasie, die hat entweder der Satan in die menschliche Idee gezaubert, oder auch der kondeszendente Schöpfer darum zugelassen, weil sonst Niemand heirathen würde, als seine wenigen Leute auf Erden“. (l. c., S. 275.) Selbst sogar auf den Abtritt geht der fromme Bruder und Diener Christi nur im Namen und nach dem Beispiel seines Herrn, denn „unser theurer Heiland hat sich weder gescheut vom Stuhlgang mit seinen Jüngern zu reden (Matth. 15, 17), noch sich geweigert dergleichen menschliche Demüthigungen an seinem eignen Leibe zu erfahren“. (Apol. Schlussschrift, S. 116.) So haben wir im Vater der Brüdergemeinde auch zugleich schon den Vater des modernen, extremen, d. h. von den inneren Zentraltheilen auf die Extremitäten des Menschen hinausgeworfenen, selbst bis auf den After sich erstreckenden Christenthums, das L. F. schon in seinen theologisch-satyrischen Distichen von 1830 (z. B. denen über den Unterschied von Natur und Gnade), später in seinen Kritiken des modernen Afterchristenthums und anderwärts charakterisirt und persifflirt hat.

Ph. Jak. Spener's (geb. 1635, † 1705) „fromme Wünsche (pia desideria) oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche“ — Speners eigne Worte — und die von ihm zum Behufe der Verwirklichung dieses Verlangens gehaltenen Erbauungsversammlungen (collegia pietatis) sind es, welche die Brüdergemeinde hervorgerufen haben. Spener fand den Zustand der evangelischen Kirche, „des deutschen Juda und Jerusalem“, seiner Zeit in den Worten des Propheten Jesaias gezeichnet: „Das ganze Haupt ist krank (das ganze Herz ist matt), von den Fusssohlen bis aufs Haupt ist nichts gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eyterbeulen, die nicht gehefftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind.“ Aber das Mittel zur

Heilung des Uebels fand er nicht in einer Behandlung des kranken Körpers im Grossen und Ganzen, sondern darin, dass man erst im Einzelnen und Besonderen sie beginne, erst Theil für Theil die Keime zur Wiedergenesung des Ganzen bilde und sammle. Es müssten also, meinte er, erst die wenigen, einzelnen, guten und frommen Seelen zu gegenseitiger Förderung zusammentreten, gleichsam Kirchlein in der Kirche, ecclesiolas in ecclesia, bilden, und durch ihr Beispiel die anderen minder frommen, oder gar gleichgültigen Seelen zur Nachfolge anreizen, ehe an eine Besserung der Kirche im Ganzen gedacht werden könne. Und eine solche ecclesiola in ecclesia im Sinne Speners war ursprünglich die Brüdergemeinde. „Die erste Gelegenheit, schreibt Zinzendorf selbst in seinen „Naturellen Reflexiones über allerhand Materien“ (1746, S. 157), zu denen Oberlausitzischen Anstalten ist der Spiritus Speneri de plantandis in Ecclesia Ecclesiolis gewesen, der meiner seligen Gross-Frau-Mutter, meiner Tante zu Hennersdorf, mir und meiner Gemahlin allerdings angehangen, in quo Spiritu jam per decem annos ambularam,*) solchen auch in Wittenberg (wo die dem Spenerianismus, dem sog. Pietismus entgegengesetzte lutherische Orthodoxie herrschte, und wo Z. studirte) selbst nicht dissimulirt hatte, weil ich aus einem Hause kam, wo ich in dergleichen Principiis auferzogen worden, wie meine Gemahlin auch“. Was ist aber der Spiritus Spener's? Der Geist, der uns getrost sprechen macht: „Ich weiss an wen, was und warum ich glaube, weil wir in göttlicher Gnade nicht nur das Wort, sondern die Kraft der Sache in eigner Erfahrung verstehen“ (Sp. in der Dedikation seiner Allgem. Gottesgelehrtheit an den Herzog von Braunschweig) — der Geist, der mit Luther sagt: „es mag Niemand Gott noch Gottes Wort recht verstehen, er hab's denn von dem heil. Geist ohne Mittel, Niemand kann's aber von dem heil. Geist haben, er erfahre es, versuch's und empfind's dann, und in derselbigen Erfahrung lehret der heil. Geist als in seiner eignen Schule, ausser welcher wird nichts gelehrt, dann nur Schein, Wort und Geschwätz“, mit Arndt's wahrem Christenthum sagt: „Gott ist eitel Gnade und Liebe. Es kann aber Niemand wissen, was Liebe sei, denn wer sie selbst hat und thut. Und also gehet die Erkänntniss eines jeglichen Dings aus der Erfahrung, aus der That und Empfindung, aus den Werken der Wahrheit —

*) In welchem Geiste ich schon zehn Jahre gewandelt hatte.

Stellen, die Spener unter anderen in der angeführten Schrift wider seine Gegner zum Beweise der Uebereinstimmung seiner eignen Lehren mit dem wahren Christenthum und Lutherthum anführt — der Geist also, der, was ihm von einem Andern, hier Gott oder der Bibel gesagt wird, nicht glaubt, nicht für wahr annimmt, weil es ihm gesagt wird, sondern weil er es aus sich selbst als wahr empfindet und erkennt, aus der Quelle seine Ueberzeugung von der Wahrheit desselben schöpft, aus demselben Triebe, demselben Herzen, demselben „heil. Geiste“, aus welchem ursprünglich der christliche Gottmensch gezeugt wurde, ihn wiedergebiert, und eben desswegen diesen seinen Glauben an die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens auch in der That, im Leben, in der Liebe beweist. Spener verwarf daher die theologische Sophistik, Scholastik und vor allem die Polemik, beklagte und bestritt die selbst von der Kanzel herabgepredigte Meinung, dass der Glaube auch ohne Werke der Tugend selig mache, dass auch der wahre Glaube mit Lastern verbunden sein könne, lehrte und predigte nur inniges, herzliches und darum eben so wohlthätiges, als — denn „was nicht von Herzen, geht nicht zu Herzen“ — populäres, allgemein verständliches und eindringliches Christenthum. Spener war ein religiöser Demokrat, Gegner darum auch des aus dem Papstthum stammenden aristokratischen Gegensatzes von Geistlichkeit und Laienthum, Gegner des hochmüthigen Klerus, der sich allein den Namen der Geistlichen angemasst, während er doch allen Christen gemein sei, von allen geistlichen Aemtern herrschsüchtig die übrigen Christen ausgeschlossen habe, während es doch ihnen zukomme und gebühre, „in der heil. Schrift zu forschen, Andere zu unterrichten, zu ermahnen, zu strafen, zu trösten und dasjenige im Privatleben zu thun, was im Kirchendienst öffentlich geschieht“, ja eigentlich „alle Christen zu allen geistlichen Aemtern nicht nur befugt, sondern auch verbunden seien“. (Stäudlin, Geschichte der theol. Wissenschaften, S. 360.) Dieser Geist ist also der Spiritus Speneri, aus dem die herrnhutische Ecclesiola in Ecclesia hervorging — in ecclesia, denn Zinzendorf wollte kein Separatist sein, sich nicht von der Kirche, der lutherischen nämlich, worin er geboren und erzogen, trennen, bekannte sich vielmehr zur Augsb. Konfession (insbesondere in ihrer ersten Gestalt), bewog selbst die böhmisch-mährischen Brüder, deren Ankunft in H. die erste, äussere Veranlassung zur Gründung der Z.'schen Religionsanstalt gegeben, zur Annahme derselben. Diese Anhänglichkeit an die Augsb. Konf.

hielt ihn aber nicht ab, auch anderen Konfessionen in seiner Gemeinde Platz zu machen. Er hielt sich nur an das Wesentliche, Unbestrittene, von allen Parteien Anerkannte der christlichen Lehre und Kirche; die sie trennenden und unterscheidenden Lehren und Gebräuche machte er zu unwesentlichen Formen, zu Unterschieden nur der „Methode und des Ausdrucks“, zu tropis paediae, eigenthümlichen Weisen der Schule, in der die zur Brüdergemeinde getretenen Personen erzogen worden seien, und denen sie auch nach seinem Willen innerhalb der Unitas fratrum treu bleiben sollten. Es gab daher einen lutherischen, einen mährischen, einen reformirten Tropus. Obwohl ein eifriger Lutheraner für seine Person, bekannte er doch, dass er keinen Beruf in sich fühle, Andersgläubige lutherisch zu machen, überhaupt Leute aus der einen Religion in die andere überzuholen; er trage nur das Evangelium so vor, dass er Seelen für den Heiland werben möchte, und die armen Sünder, sie mögen lutherisch, reformirt, katholisch oder gar Heiden sein, dem zu Füssen fallen, der uns alle erlöst hat“. (Z.'s Leben von Spangenberg, S. 1010.) Man beschuldigte ihn wegen dieser seiner freisinnigen Toleranz der konfessionellen Unterschiede des Synkretismus und Indifferentismus. Er erwidert darauf: „dass es Katholiken und Calvinisten gebe, die da selig werden, ist wahr und wir gestehen es gern. Aber alle dieselben haben den eigentlichen Irrthum nicht, der in ihrer Religion zur Verdammniss abführen kann, sondern sie haben an dessen Stelle die evangelische, selig machende Wahrheit und irren nur in Nebenpunkten. Z. B. kein Katholischer, der selig wird, ist werkheilig, sondern er liegt wie ein lutherischer Wurm zu den Füssen Jesu, und sucht die freie Barmherzigkeit Gottes um der Wunden des Heilands willen wie ein Dieb unter dem Galgen“. (Apolog. Schlussschrift S. 16.)

O Herr Jesu! (singt Z. anno 1723 bereits)
Sammle, sammle dir die Frommen,
Lass dich ohne Spiegel sehn,
Ohne Sprichwort dich verstehn.
Dann wird nichts als Jesus seyn,
Reformirte, Lutheraner,
Kephisch, Paulisch, Mein und Dein,
Bischof, Presbyterianer,
Alle Sekten einig sein!
Denn die Liebe bleibt allein.

Z. wollte keine neue Lehre bringen, keine neue oder besondere Sekte gründen, er wollte kein Autor, sondern nur ein Kompilator

sein, aber nicht von Büchern, sondern von Seelen; er wollte nur aus dem Pêle-mêle der bestehenden Kirchen die frommen, von sich selbst oder von ihm aus dem Sündenschlaf erweckten Seelen sammeln, „untereinander zu herzlicher Liebe und genauer Fürsorge verbinden“; er wollte die Kirche im engsten Sinne des Wortes, in welchem es nur die bedeutet und befasst, die „unseren Herrn Jesus Christus herzlich lieb haben und sich durch die Gnade Gottes als Glieder eines Leibes miteinander erbauen, um in der Gnade und Erkenntniss Jesu Christi zu wachsen und zuzunehmen“, realisiren, die unsichtbare Kirche also sichtbar machen. Seine Gemeinde sollte seinen Worten nach sein eine Ecclesiola in Ecclesia, in der That aber die Ecclesia selbst als eine Ecclesiola, die Kirche, insbesondere die ihm zunächst liegende evangelisch-lutherische Kirche im Auszug, im Kleinen, die aber eben desswegen auf ihren wahren Sinn und Kern eingeengte, zusammengezogne, konzentrirte Kirche. Christus, sagt Z., ist der „konzentrirte Gott“ (in der „Gewissensrüge“ in den Beilagen zu den „Naturellen Reflexionen“, S. 127), und Herrnhuterthum ist das auf diesen im Menschen konzentrirten, aus Liebe zur Menschheit selbst Mensch gewordenen, diese seine Liebe durch sein Leiden, sein Blut, seinen Tod am Kreuze bekräftigenden, darum auch nur die Liebe zu ihm zum ganzen Inhalt der Religion, die Liebe zum Menschen zum ganzen Inhalt der Moral, des geselligen Lebens machenden Gott, in Theorie und Praxis, in Lehre und Leben konzentrirte Christenthum oder spezielles Lutherthum. „Das Objekt der christlichen Religion“, sagt Z. (in seinen „Reden über die vier Evangelisten“, herausgeg. v. G. Clemens 1766, S. 530), „darein sich das Auge verlieren und darauf ein Mensch seine ganze Begierde heften und es dabei lassen muss in Zeit und Ewigkeit, ist Gottes Erscheinung in dem Bilde, wie Er für unsre Noth am Kreuze sich so milde geblutet hat zu todt“; „die Verliebtheit in den Heiland mit Leib und Seele ist die einige, wahre, allgemeine Religion.“ „Man hat schon vielmal über die Religion gedacht, hat allerhand Schwierigkeiten heben wollen und unter andern auch die, warum doch keine Sache in der Welt verwickelter und dunkler ist, als die Religion, da doch die Menschen dadurch, oder dabei sollen selig werden? warum doch das Mittel, das einem unentbehrlich ist zum ewigen Wohlsein, einem so erstaunlich hochgehängt ist? Keine Einwendung ist stärker gegen die Religion, als diese, dass sie kann von keinem Menschen beantwortet werden, der ein blosser

Theoreticus ist. . . . Was ist denn aber der einzige Rath zur Rettung des lieben Gottes in Ansehung der Religion? Was kann man ganz allein anführen, dadurch man die Religion von tausend und abertausend Dunkelheiten und Schwierigkeiten erledigt? wenn wir die ganze Religion zu einer Sache machen, die im Geistlichen just das ist, was es im Leben ist, was es im Leiblichen ist; wenn ein Kind was in's Auge kriegt, das dem Kinde gefällt und da das Kind hin will, . . — das ist das ganze Geheimniss der Religion; wenn einem der Heiland was hauptsächlich wahres, das einen Einfluss in unser ganzes Herz und Gemüthe auf einmal hat, vorweisen lässt, und das fassen wir, das gefällt uns, da wenden wir uns hin mit unserem ganzen Gemüthe, da bekümmern wir uns weder um Beweis dafür, noch um die Einwendung dagegen, sondern wir sind mit der Sache eins, sie steht uns an, und ist nach unserem Herzen, das übrige befehlen wir dem lieben Gott. . . . Dagegen werden nun freilich die gescheuten Leute nicht disputiren, dass unstreitig das die grösste Seligkeit ist, wenn man den Haupt-Religions-Punkt ins Herze fasst und über dem: Ich hab Dich doch, alle Zweifel und Beweise vergisst." (Ebend. S. 527—529.) Dieser, alle anderen Glaubensartikel zur Nebensache machende Haupt-Religions-Punkt, dieses hauptsächlich Wahre, das einen bleibenden Einfluss auf unser ganzes Herz und Gemüth mache, wenn's einmal recht ins Auge gefasst wird, nicht mehr aus dem Sinn und Herzen kommt, weil dieses mit ihm eins ist — das ist eben der aus Liebe zu uns Mensch gewordene, aus purer Liebe zu uns, um uns selig und heilig, glücklich und gut zu machen, leidende, blutende, sich bis zum schmählichen Kreuzestod erniedrigende Gott und Schöpfer. Zinzendorf und seine Gemeinde glaubt oder weiss nichts und will nichts wissen, als Jesum Christum, den Gekreuzigten (1. Korinth. 2, 2), als „Jesu Blut und Wunden". Der Katholik, d. h. der Priester nöthigt dem Menschen, d. h. dem Laien, Alles ohne Unterschied, was nur immer die Kirche sagt oder in der Bibel steht, selbst das, dass der Hund des Tobias mit seinem Schweife gewedelt hat, als einen Gegenstand des Gewissens, des Glaubens, der Religion auf. Luther beschränkt und reduzirt, seinem wahren Sinn und Willen nach, den Glauben nur auf das zu unserer Seligkeit und Rechtfertigung vor Gott Nothwendige, nur darauf, dass wir „für die gewisse und ungezweifelte Wahrheit halten, dass Gott oder der Sohn Gottes Mensch geworden, für uns gestorben ist"; weil wir

aber diese Gewissheit nur aus der Bibel, als dem Wort Gottes haben, so macht er doch wieder auch alles Andre, was in der Bibel steht, zu einem Gegenstande des Glaubens, indem wir sonst, wenn wir dieses Andre nicht glaubten, auch jenen Grundartikel nicht für unzweifelhaft gewiss annehmen könnten. Daher der Satz Luthers: „Alles rund und rein geglaubt, oder Nichts geglaubt.“ Z. lässt aber alles dieses Andre fahren, gibt es als zur Seligkeit unnöthiges und unpraktisches, herzloses Zeug preis dem Zweifel, der Streitsucht der Gelehrten, der Eitelkeit, der Spekulation, oder lässt es wenigstens dahin gestellt sein. Die Orthodoxie machte ihm daher den Vorwurf, dass er aus dem Zusammenhange der übrigen Bibelwahrheiten nur die eine Wahrheit von der Versöhnung der Menschen mit Gott durch das Blut Jesu Christi herausreisse und hervorhebe. In der That: der Herrnhutianismus ist das im Blute Christi, im Blute des Menschen konzentrirte, aber auch aufgelöste und zersetzte Christenthum. Z. ist den Orthodoxen seiner Zeit gegenüber ein Freigeist, aber religiöser Freigeist, ja er ist ein christlicher Atheist. „Ausser (sowohl extra als praeter) Christo kein Gott“, wenigstens für uns Menschen. Der Herrnhutianismus ist die gelungene, wahre, konsequente Anwendung („Applikation“), Auslegung und Ausführung dieses lutherischen Ausspruchs. — „Ich fasste den firmen Schluss, sagt Z. (in seiner Apolog. Schlussschrift, S. 27) und hab ihn noch, dass ich entweder ein Atheist sein, oder an Jesum glauben müsse, dass ich den Gott, der sich mir ausser Jesu Christo offenbart und nicht durch Jesum, entweder vor eine Chimäre oder vor den leidigen Teufel halten müsse . . . Dabei ich bleib, wag Gut und Blut. Mein Thema ist: ohne Christus, ohne Gott in der Welt.“ An einem andern Ort sagt er: „wenn's möglich wäre, dass ein anderer Gott als der Heiland sein oder werden könnte, so wollte er lieber mit dem Heiland verdammt werden, als mit einem andern Gott selig sein.“ (Ebend. S. 35.) „Die trockene Theologie, die die ganze Welt erfüllt, ist die, dass man immer vom Vater redet und den Sohn überhüpft. Die Theologie hat der Teufel erfunden.“ (Reden über d. 4 Evangel., I. Bd. S. 311.) Christus ist „Gottes Enchiridion“ (Beil. z. d. Natur. Refl., S. 87), „das Ens entium, die causa causarum, die Ursache der Schöpfung, die Ursache unserer menschlichen Existenz und Seligkeit, das *κεφάλαιον*, d. h. die Summe der ganzen Gottheit.“ (Ebend. S. 121.) „Allein der Theanthropos qua talis das Privilegium hat, Alles in Allem zu sein.“ (ibid. S. 78.)

Was aber ist Christus? Mensch. Der Herrnhutianismus hat also, wenigstens im Sinne seines Stifters, ausser dem Menschen keinen Gott, er weiss nichts von Theologie, er weiss nur von Christologie; aber die Christologie ist nichts als die religiöse Anthropologie, Menschenlehre und Menschenthum in christgläubiger Form. Nur in Christo ist Zinzendorf kein Atheist, nur in ihm glaubt er an einen Gott; aber warum? weil er kein Gott, kein anderes, kein dem Menschen entgegengesetztes, aller menschlichen Eigenschaften und Neigungen entkleidetes Wesen oder vielmehr Unwesen, sondern vielmehr ein wahrhaft, ein herzlich und leiblich menschliches Wesen ist, eben darum ein Objekt der Liebe, der Empfindung, das nur desswegen für wahr angenommen, geglaubt wird, weil es das Zeugniss des Herzens für sich hat, dasselbe entzückt und beglückt. Die Theologen machten ihm den Vorwurf, dass er den „Atheismus nicht durch Gründe, sondern nur das Gefühl überwunden habe; man müsse aber auf Gründen stehen, wenn auch alles gute Gefühl und Empfindung weiche.“ Z. erwidert darauf: „der stärkste Grund meines Glaubens als eines Knabens ist gewesen, dass mein Herz und dessen Herz, der für mich gestorben, ein Herz sei ... Der Gegner mag vor sich behalten seinen Trost im Kopf und Verstand, wenn sein Herz nichts fühlt, ich und mein Volk mögen das nicht, sondern wir behalten unseren Herzens-Trost, wenn Kopf und Herz disrangirt wären. ... Der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott, weil er lieber keinen möchte, wenn ihm gleich seine Vernunft sagt: „wie aber wenn?“ Der Jünger spricht in seinem Herzen: es ist ein Heiland, weil er ihn gar zu gerne hat, wenn gleich noch so viel Aves phantasticae um den Kopf herumschwirren nach Luthers Gleichniss.“ (Apolog. Schlussschrift, S. 350.) „Was ich glaubte, das wollte ich“, sagt er desgleichen ebendaselbst vortrefflich. Z. hat Recht, wenn er von sich und seiner Gemeinde sagt: „wir sind das simpelste und naturellste Volk von der Welt.“ In dieser seiner Einfalt und Natürlichkeit hat er — Ehre ihm desshalb, namentlich in Anbetracht seiner Zeit! — den wahren und letzten, hinter Scheingründen versteckten Grund alles theologischen Glaubens entdeckt und ausgesprochen; man beweist, was man glaubt, und man glaubt, was man will, d. h. mit anderen Worten, was man wünscht, was man gern hat. „Wer einen andern Glauben (an Jesum) vorgibt, der ist ein Schelm“, wie ganz richtig und kräftig Z. ebendaselbst sagt. Dass der Mensch an Gott, an Jesum nur glaubt, weil er sich selbst liebt,

weil Gott, insbesondere Christus ein dieser Liebe des Menschen zu sich entsprechendes Wesen, ja nur das vergötterte und vergegenständlichte eigne Herz und Wesen des Menschen ist, das hat, obwohl innerhalb des alten Glaubens, Zinzendorf, ja selbst schon Luther vor ihm so deutlich ausgesprochen, als nur irgend ein moderner Freigeist. „Wer in seinem Herzen," sagt Luther in der Hauspostille, „dieses Bild wohl gefasset hätte, dass Gottes Sohn ist Mensch geworden, der sollt ja sich zum Herrn Christo nichts böses, sondern alles guten versehen können. Denn ich weiss ja wohl, dass ich nicht gern mit mir selbst zürne, noch mir arges zu thun begehre. Nun aber ist Christus eben der, der ich bin, ist auch ein wahrhaftiger Mensch. Wie kann er's denn mit ihm selbst, das ist mit uns, die nur sein Fleisch und Blut sind, übel meinen? Summa, diese Menschwerdung Gottes Sohns, wo sie recht im Herzen gebildet wäre, so würde sie ja eitel fröhliche Herzen und Gewissen machen und in einem Augenblick alle gräuliche Exempel des Zornes Gottes verschmelzen und verschwinden, als da ist die Sündfluth, die Vertilgung von Sodom und Gomorra. Solches alles müsste in einem einigen Blick verschwinden, wenn wir mit gläubigem Herzen gedächten an diesen einigen Menschen, der Gott ist und die arme menschliche Natur so geehrt hat." Dieses Verschwundensein aller gräulichen Exempel der alten, theilweise selbst noch in Luther vorhandenen, unmenschlichen Theologie, diese Gewissheit, dass Gott mit dem Menschen eins ist, es so gut mit ihm meint, als er mit sich selbst, diese Fröhlichkeit des Herzens und Gewissens ist das charakteristische Wesen Zinzendorfs, das er ebenso im Leben als im Lehren bethätigt und bewiesen hat. „Wenn ich mit dem Heiland rede, so gehe ich mit ihm um, als mit meinem Fleisch und Bein." (Red. üb. d. 4 Evang., B. I. S. 292.) „Was brauch ich noch mehr? Jesus ist mein Bruder, Jesus ist mein Herz." . . — „Er ist unser ander Herz" (Ebend. S. 309), „unser ander Ich," wie er irgend wo anders sagt. „Der Heiland hat zwar die Immensität von Seiner Person weggenommen und erlaubt uns nicht, wenn wir an ihn denken, an einen Abgrund zu denken, sondern will, dass wir an einen Körper denken, in dem sich alles Göttliche, Englische und Menschliche konzentrirt, so dass wir nach einem Schatten, nach Luft, nach nichts greifen, wenn wir nach der Gottheit ausser ihrem Körper, d. i. Christo greifen. Aber ohngeachtet Er uns ein sehr naturelles Bild von sich gegeben, das wir umarmen können,

so ist er gleichwohl unser Gott.“ (Ebend. S. 24.) „Es ist ein altes Wort, das mehr als in einem Lande, sonderlich aber in unserer deutschen Sprache bei Gelegenheit, dass man erschrickt, oder sich vor dem Feinde fürchtet, gebräuchlich ist: Gott sei bei uns! Das kommt von der gesetzlichen und knechtischen Gemüthssituation des menschlichen Geschlechts gegen Gott her, denn dasselbe hat eine forcirte Ehrerbietung gegen Gott. Die sogenannte Christenheit hat die fürchterliche Idee von Gott behalten und die Idee vom Lamm, von Seinem Verdienst und von Seinem Tode ausgemerzt.“ (Ebend. S. 29.) „Alle diejenigen, die sich über unsere Art zu lehren verwundern, beweisen ihre erstaunliche Unwissenheit im Geistlichen und den Verfall der ganzen Theologie, sonst müssten sie Gott danken, dass in diesen unglücklich verderbten Zeiten, die sie selbst faecem temporum, die Grundsuppe der Welt nennen, noch Leute aufgestanden sind, die von Tod und Wunden Christi reden mögen und Sein Marterbild wieder aufstellen, das in der Welt zum Gespött und Gelächter worden ist. Er ist unser Gott, der uns mit eigner Hand gemacht, als Er die Schöpfung zu Stande gebracht.“ (Ebend. S. 26.) Sind denn nicht aber auch Leiden, Martern, Wunden, Kreuz und Tod grässliche Bilder? Wohl an und für sich selbst, aber nicht, wenn sie nur sinnfällige Beweise von der überschwänglichen Liebe des Gottmenschen zum Weltmenschen sind. „O süsse Seelenweide,“ heisst es z. B. im Herrnhuter Gesangbuch, in Jesu Passion, „Es regt sich Scham und Freude, Du Gotts- und Menschensohn, Wenn wir im Geist Dich sehen Für uns so williglich Ans Kreuz zum Tode gehen, Und jedes denkt für mich.“ — „Mein Herz ist tief gebeugt Und inniglich geneigt Zu Dir und Deinen Wunden, Die Du für mich empfunden; Ich weiss von keinen Freuden, Als nur aus Deinen Leiden.“ — „Ich glaub's und fühl's im Herzen, Mein Heiland liebet mich.“ Wohl hat der Herrnhuter auch das bittere, demüthigende Gefühl und Bewusstsein, dass er „ein armer Sünder“, aber er hat und pflegt es nur, um dadurch die Wahrheit des alten bekannten Satzes: Contraria juxta se posita magis elucescunt*), „die Gerechtigkeit Christi als das Licht, unsre Sünderschaft als der Schatten, machen ein ganz Bild, ein schön Bild aus“ (Beil. z. d. Nat. Refl. S. 48) an sich zu erfahren, das süsse, erhebende Gefühl von der Sündenvergebung, der Gnade und Liebe des Heilands zu steigern und

*) Gegensätze erklären sich durch einander.

durch die Gewissheit dieses Geliebtseins zu um so innigerer Gegenliebe und Hingabe sich zu begeistern. „Ich glaube, weil ich liebe," sagt Z. von sich, wiewohl in der dritten Person (Beil. z. d. Nat. Refl. S. 21), hänge unzertrennlich an Jesu, weil ich einen göttlichen Eindruck von der Sünde und von ihrem Versöhner bekommen." Und ich liebe, weil ich geliebt bin. Christus, der hauptsächlichste, wesentlichste, ja zuletzt einzige Gegenstand des Glaubens ist ja selbst nichts anderes, als die vergötterte, verpersönlichte, vergegenständlichte Liebe des Menschen. Die Seligkeit des Liebens — „nichts seliger als Jesum lieben" — und des Geliebtseins — „der hat den Himmel auf Erden, den der Heiland versichert, dass Er selbst seine sei" — aber nicht nur als Objekt des Glaubens, der Theorie oder Lehre, sondern auch der Moral, des Lebens, des einzelnen sowohl als des gemeinschaftlichen Lebens: das ist der Kern des Herrnhutianismus. Kurz Herrnhutianismus ist gegenüber der scheinheiligen Selbstverläugnung der Theologie, anthropologischer „Egoismus", Eudämonismus, Sozialismus und Sensualismus — „wer ihn siehet (Jes. Chr.), der siehet den Vater." Zinzendorf kennt nur einen, wenn auch jetzt nicht mehr mit den äusserlichen leiblichen Sinnen, doch innerlich, im Geist und Herzen „riech-, fühl-, sicht-, schmeck- und hörbaren Gott" — in phantastischer, christlichgläubiger Form. (Siehe über den letzten Punkt z. B. Vorrede z. d. Reden über d. 4 Evangl., Beilagen zu den Natur. Reflex., S. 127—28, Apolog. Schlussschr., S. 295, 305, 105.)

Urtheile über Zinzendorf und Herrnhuter überhaupt.

Herder (Adrastea und das 18. Jahrh. Schluss. Unternehmungen des vergangenen Jahrh. zur Beförderung eines geistigen Reichs. 6. Zinzd.) „Graf Z.'s und seiner Mitarbeiter Verdienst sind seine Einrichtungen, Einrichtungen des Fleisses, der Ordnung und brüderlichen Gemeinschaft; eine Wohlthat für seine Zeit und für mehrere Zeiten. Sich aus dem kalten Dorngebiet der orthodoxen Streiter, so wie aus den heissen Gruben der Mystiker, der Pietisten und Separatisten in Ruhestätten zu ziehen, die Z. ihnen bereitete, that damals Mehreren wohl, die unter dem Panier des Fleisses und der Ordnung an Liebessymbolen sich beruhigten oder erquickten. Das Wesen der Theologie haben diese Symbole zwar nicht gefördert, hat nicht aber der Herrnhutianismus auch im Lutherthum manche Härten gebrochen? manche Pedan-

terieen zerstört und auf den Zweck der Religion, der in brüderlicher und geselliger Eintracht thätige Liebe sein soll, durch seine Thatanstalten wenigstens gewiesen?“

Lessing sagt irgendwo: „Die Herrnhuter thun, worüber andere spekuliren und zanken“ (J. R. Schlegels Kirchengeschichte des 18. Jahrh., II. Bd., Heilbronn 1788, S. 908). Ich habe diese Worte nicht gefunden in Lessings sämmtlichen Schriften, Berlin 1771—94; aber gleichwohl enthalten sie den Sinn, den Grund- oder Schlussgedanken seiner „Gedanken über die Herrnhuter“ von 1750 (17. Bd. d. ang. Ausg.). So sagt er z. B. ebendaselbst: „was hilft es, recht zu glauben, wenn man unrecht lebt?“ (S. 315.) „Der Erkenntniss nach sind wir Engel und dem Leben nach Teufel“ (316). „Haben die Herrnhuter oder ihr Anführer, der Graf v. Z., jemals die Absicht gehabt, die Theorie unsers Christenthums zu verändern?“ (S. 322.)

Meissner (im Deutschen Museum, 12. Heft, Dez. 1778, „Ueber die Oberlausiz“) sagt von den Herrnhutern: „Wie andächtig und wie einnehmend ihre kirchlichen Gebräuche und überhaupt das Aeusserliche ihrer Religionsübungen ist, das haben bereits so viele gerühmt, dass es meiner Beistimmung nicht erst bedarf, . . . aber ich will Ihnen bekennen, dass ich trotz des schönen Scheins immer noch nicht fest an die wahre Frömmigkeit dieser kaufmännischen Missionsgemeinde glaube.“

Varnhagen v. E. in Z.'s Leben, S. 30, bemerkt richtig: dass sich „sein religiöses Bedürfniss gleich von Anfang an als ein geselliges angekündigt hat.“ Ich habe diesen Punkt nicht berührt, wie so vieles Andre, weil ich keine Charakteristik Z.'s geben wollte, sondern mich nur auf sein religionsphilosophisches Grundprinzip beschränkt, wovon dieser Geselligkeitstrieb oder richtiger der Trieb, von der eignen „Tendresse für den Gott, der sein Leben für uns gelassen“, auch den Andern mitzutheilen, übrigens eine natürliche Folge ist.

Zur Moralphilosophie.

Die Unzertrennlichkeit von Wille und Glückseligkeitstrieb.

Was lebt, liebt, wenn auch nur sich, sein Leben, will leben, weil es lebt, sein, weil es ist, aber, wohlgemerkt! nur wohl, gesund, glücklich sein; denn nur Glücklichsein ist Sein im Sinne eines lebenden, empfindenden, wollenden Wesens, ist gewolltes, geliebtes Sein. Was will, will nur — wenn anders nicht, wie beim Menschen, Wahn, Täuschung, Irrthum, Verkehrtheit sich zwischen dem Willen und dem Gegenstand des Willens einstellt — was ihm nützlich, heilsam, gut ist, was ihm wohl-, nicht übelthut, was sein Leben fördert und erhält, nicht beeinträchtigt und zerstört, seinen Sinnen gemäss, nicht zuwider ist, kurz was es glücklich, nicht unglücklich, nicht elend macht. Ja, Wollen und glücklich machendes Wollen, folglich glücklich sein Wollen ist, wenn man die ursprüngliche und unverfälschte Naturbestimmung und Naturerscheinung des Willens ins Auge fasst, unzertrennlich, ja wesentlich Eins. Wille ist Glückseligkeitswille.

Wenn die Raupe nach langem vergeblichen Suchen und anstrengendem Wandern endlich bei der erwünschten, entsprechenden Pflanze zur Ruhe kommt — was hat sie in Bewegung gesetzt, was sie zu dieser mühseligen Wanderung bewogen, was ihre Muskeln abwechselnd zusammengezogen und ausgestreckt? Nur der Wille, nicht vor Hungersnoth elendiglich zu verkümmern und zu verschmachten, oder, genauer gesprochen, nur die Lebensliebe, der Selbsterhaltungstrieb, der Glückseligkeitstrieb.

Der Glückseligkeitstrieb ist der Ur- und Grundtrieb alles dessen, was lebt und liebt, was ist und sein will, was athmet und nicht mit „absoluter Indifferenz“ Kohlensäure und Stickstoff, statt Sauerstoff, tödtliche Luft statt belebender, in sich aufnimmt.

Glückseligkeit — das Substantivum von glückselig, welches nach Sprachforschern nur ein verstärktes „glücklich“ ist, wie armselig ein verstärktes „arm“ — ist aber nichts anders als der gesunde, normale Zustand eines Wesens, der Zustand des Wohlbefindens oder Wohlseins, der Zustand, wo ein Wesen die zu seinem individuellen, charakteristischen Wesen und Leben gehörigen Bedürfnisse oder Triebe ungehindert befriedigen kann und wirklich befriedigt. Wo ein Wesen einen Trieb, er sei nun welcher er wolle,

wenn er nur anders ein sein Wesen individualisirender, auszeichnender ist, nicht befriedigen kann, da ist es unzufrieden, missmuthig, traurig, unglückselig, wie z. B. der Ursus lotor, der Waschbär, wenn er nicht genug Wasser hat, um den ihn auszeichnenden Reinlichkeitstrieb befriedigen zu können, obgleich er sonst an Nichts Mangel leidet.

Jeder Trieb ist ein Glückseligkeitstrieb, wie in jedem andern empfindenden Wesen, so auch im Menschen, und kann daher ihn so einnehmen, dass ihm die Befriedigung desselben für die einzige, die ganze Glückseligkeit gilt; denn jeder Gegenstand, welchen er begehrt, wonach er einen Trieb empfindet, ist, wiefern er diesen Trieb befriedigt, die Begierde nach ihm stillt, ein den Menschen Beglückendes, und wird nur, weil es ein solches ist, begehrt und gewollt. Die allererste Bedingung des Willens ist daher die Empfindung. Wo keine Empfindung, da ist kein Schmerz, kein Leid, kein Unwohlsein, keine Pein und Noth, kein Mangel, kein Bedürfniss, kein Hunger und Durst, kurz kein Unglück, kein Uebel; wo aber kein Uebel, da ist auch kein Widerstreben, kein sich Entgegensetzen, kein Trieb, keine Bemühung und Bestrebung, sich des Uebels zu erwehren, kein Wille. Widerwille — Widerwille gegen Noth und Pein — Abscheu ist der erste Wille, der Wille, womit ein empfindendes Wesen sein Dasein beginnt und erhält

Der Wille ist nicht frei, aber er will frei sein, aber frei nicht im Sinne unbestimmter „Unendlichkeit“ und Schrankenlosigkeit, wie sie unsre supranaturalistischen, spekulativen Philosophen dem Willen andichten, im Sinne namenloser und sinnloser Freiheit, sondern frei nur im Sinne und Namen des Glückseligkeitstriebes, frei vom Uebel, es sei nun welches es wolle. Jedes Uebel, jeder unbefriedigte Trieb, jedes ungestillte Verlangen, jede Unbehaglichkeit, jedes Gefühl eines Mangels, jedes Vermissen ist eine aufregende und aufreizende Verletzung oder Verneinung des jedem lebendigen und empfindenden Wesen eingebornen Glückseligkeitstriebes, und die dieser Verneinung sich mit Bewusstsein entgegensetzende, entgegenwirkende Bejahung des Glückseligkeitstriebes ist und heisst Wille. „Wille ohne Freiheit ist ein leeres Wort“ sagt Hegel, aber vor allem ist Freiheit ohne Glückseligkeit, Freiheit, die nicht Freiheit von den, versteht sich, aufhebbaren Uebeln des Lebens ist, vielmehr selbst die schreiendsten Uebelstände unangefochten bestehen lässt, wie die spekulative Freiheit der Deutschen, deren Sein gleich Nichtsein, deren Abwesenheit

nicht als ein Uebel, deren Dasein nicht als Gut empfunden wird, ein leeres, sinnloses Wort. Wo das Uebel nicht mehr als Uebel, der Druck des Despotismus, er sei nun welcher Art er wolle, nicht mehr als Druck empfunden wird, da wird auch die Freiheit von diesem Uebel, diesem Drucke nicht mehr als Glückseligkeit empfunden und gewollt; wo aber ein Wesen aufhört, Glückseligkeit zu wollen, da hört es auf überhaupt zu wollen, da verfällt es dem Blöd- und Stumpfsinn.

Der Satz: „ich will, heisst, ich will nicht leiden, ich will glücklich sein“, in welchem ich die bisher angedeutete Unzertrennlichkeit von Wille und Glückseligkeit in möglichster Kürze und Schärfe ausgesprochen habe, ist übrigens, wenn auch vielleicht seinen Worten, doch nicht seinem Sinne nach etwas Neues. „Das Verlangen nach Vergnügen“, sagt z. B. Helvetius in seiner Schrift vom Geiste, „ist das Prinzip aller unserer Gedanken und Handlungen; alle Menschen streben unaufhörlich nach der Glückseligkeit, sie sei nun wahre oder scheinbare; alle unsre Willensakte sind daher nur die Wirkungen dieser Bestrebung.“ Dasselbe sagten schon vor ihm, nur nicht so bestimmt und kurz, Locke und Malebranche, der eigentlich, im Vorbeigehen gesagt, nichts ist als der religiöse oder theologische Helvetius in seinem Hauptwerk De la Recherche de la vérité. Es sei hier der Kürze wegen nur der Satz von ihm hervorgehoben: „Es steht nicht in der Macht des Willens, nicht zu wünschen glücklich zu sein.“ Was heisst das anders als: das Verlangen nach Glückseligkeit ist dem Willen nothwendig, liegt im Wesen desselben, lässt sich nicht von ihm hinwegnehmen. Auch die deutschen Popularphilosophen des vorigen Jahrhunderts, so z. B. Feder in seinen „Untersuchungen über den menschlichen Willen“, erkannten und erklärten nach Helvetius und Locke „als einen wesentlichen und allgemeinen Trieb des menschlichen Willens den Trieb zur Glückseligkeit“, mit der an sich überflüssigen, doch heute noch nöthigen Bemerkung zur Abwehr grober Missverständnisse: „nicht als ob irgend eine Idee von Glückseligkeit oder auch nur von Vergnügen die ersten Aeusserungen der menschlichen Willenskraft verursache, oder als ob jede nachfolgende Gemüthsbewegung oder wohl gar jede unwillkürliche Kraftäusserung durch diese abgezogene Idee erweckt würde. Sondern nur so viel wird damit behauptet, dass die nächsten Gegenstände des menschlichen Willens solche innere Zustände seien, die einzeln den Namen des Wohlbefindens, bei einer gewissen Menge den Namen der

Glückseligkeit erhalten, dass der Wille des Menschen so geartet sei, dass vermöge seiner wesentlichen Richtungen und Bestrebungen Trieb zum Vergnügen, zur Glückseligkeit, Selbstliebe wenigstens als Hauptanlagen demselben beigelegt werden müssen." Nur die grossen deutschen spekulativen Philosophen haben einen vom Glückseligkeitstrieb unterschiednen, ja unabhängigen, einen horribile dictu abstrakten Willen, einen blossen Gedankenwillen erdacht; sie haben zwar in Kant die Theologie, die Metaphysik überhaupt aus der sogenannten theoretischen Vernunft — übrigens auch nur scheinbar — ausgemerzt, aber dafür in den Willen hineinverlegt, den Willen zu einem metaphysischen Wesen oder Vermögen, zu einem Ding an sich, einem Noumenon verflüchtigt; sie haben das Wollen, das Entgegengesetzte des Denkens — denn selbst wo der Wille Gedanken verwirklicht, will er eben das Gegentheil des blossen Denkens, das Wirklichsein, das Sinnlichsein, das nicht blos Gedachtsein derselben —, das Gegentheil des Denkens also, wiederhole ich, mit dem Denken und zwar in Hegel, dem Vollender der spekulativen Philosophie, noch dazu mit dem angeblich nichts voraussetzenden, von Allem abstrahirenden, dem „absoluten", d. h. gegenstandlosen Denken, ja dem Absoluten selbst, „der schrankenlosen Unendlichkeit, der absoluten Abstraktion oder Allgemeinheit" identifizirt. Bei Hegel, der auch das Unverträglichste im Magen seines „konkreten Begriffs" verträgt, auch das Unvereinbarste vereinigt, und in dieser Vereinigung des Widersprechendsten das Grundwesentliche, das bleibend und wahrhaft Allgemeine, wie hier die Glückseligkeit als den Gegenstand des Willens, zu einer Stufe oder einem „Moment" macht, ist zwar auch diese „absolute Möglichkeit des Willens, von jeder Bestimmung abstrahiren zu können", nur Eine Seite des Willens. Aber das hat eben so viel Sinn, als wenn ich sagte: die allen Farbenunterschied auslöschende, alle Sichtbarkeit aufhebende Finsterniss ist nur Eine Seite des Lichtes, oder die Verworrenheit, die Konfusion ist nur Eine Seite, nur ein Moment des deutlichen Begriffs.

Der scheinbare Widerspruch des Selbstmordes mit dem Glückseligkeitstrieb.*)

Was ist es denn nun aber, was die Veranlassung und selbst, wenigstens scheinbar, die Berechtigung gibt zur Annahme eines

*) Vergl. Bd. X, S. 41 ff.

selbständigen, vom Glückseligkeitstriebe unterschiedenen und unabhängigen Willens? Die allerdings unläugbare Erfahrung, dass der Mensch (im Unterschiede vom Thiere, welches, meines Wissens wenigstens, das nicht kann, nicht vermag) auch das Ueble, also das dem Glückseligkeitstrieb Widersprechende wollen kann und oft wirklich will. Allein bei der Auslegung dieser Erfahrung zu Ungunsten des Glückseligkeitstriebes übersieht man, dass derselbe kein einfacher und besonderer Trieb, dass vielmehr, wie bereits gesagt, jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb ist, dass daher der Mensch nur aus Glückseligkeitstrieb im Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb handelt, dass eine solche widerspruchsvolle Handlung darum nur da möglich ist, wo das eine Uebel, das Uebel, wozu er sich entschliesst, im Vergleich zu dem anderen Uebel, welches er dadurch vermeiden oder beseitigen will, als ein Gut erscheint, als ein Gut vorgestellt und empfunden wird.

Der auffallendste und zugleich radikalste, stärkste Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb ist der Selbstmord — wie sich von selbst versteht: der Selbstmord, der ins Kapitel von der Zurechnungsfähigkeit, der Willensfreiheit gehört oder gerechnet wird, — denn was ist inniger eins mit dem Glückseligkeitstrieb, was weniger von ihm unterscheidbar, als der Lebenstrieb oder die Liebe zum Leben? Welche Willensstärke gehört dazu, die Bande, welche sonst selbst auch in den grössten Leiden und Uebeln noch immer den Menschen an das Leben fesseln, gewaltsam zu zerreissen! Welche schreckliche Gemüthsbewegungen und Kämpfe mögen in dem Selbstmörder vorgehen, ehe es zu dem verhängnissvollen Entscheid kommt! Und doch ist dieser Kampf zwischen Tod und Leben nur ein Kampf des Glückseligkeitstriebes mit sich selbst — des den Tod als den ärgsten Menschenfeind verabscheuenden Glückseligkeitstriebes mit dem gleichwohl den Tod als den letzten Freund umarmenden Glückseligkeitstriebe. Ja, auch der letzte Wille des Menschen, womit er freiwillig vom Leben Abschied nimmt, womit er Alles aufgibt, ist nur die letzte Aeusserung des Glückseligkeitstriebes; denn der Selbstmörder will nicht den Tod, weil er ein Uebel, sondern weil er das Ende seines Uebels und Unglücks ist; er will und wählt den Tod, das dem Glückseligkeitstrieb Widersprechende nur, weil es das einzige, wenn auch nur vielleicht in seiner Vorstellung einzige Heilmittel ist wider bereits bestehende oder auch nur befürchtete unausstehliche, unerträgliche Widersprüche mit seinem Glückseligkeitstriebe.

Heroische Handlungen, Handlungen, welche dem Glückseligkeitstriebe widersprechen, geschehen überhaupt nicht, ohne dass irgend ein tragischer Grund zu ihnen vorhanden ist, geschehen nur, was man aber auch gewöhnlich übersieht oder doch nicht gehörig beachtet, in Zuständen, Lagen, Momenten, die selbst dem Glückseligkeitstriebe widersprechen, wo diese Handlungen nicht unterlassen werden können, wo Alles verloren ist, wenn nicht Alles gewagt wird. Allmächtig ist der Glückseligkeitstrieb, aber diese seine Allmacht beweist er nicht im Glück, sondern im Unglück. Die gemeinsten Lebenserfahrungen beweisen, dass der Unglückliche begreift und vermag, was dem Glücklichen unbegreiflich und unmöglich ist. Wie kann der gern Lebende, der in seiner Vorstellung oder Einbildung selbst ewig leben Wollende sich auch nur denken, dass man sich selbst ums Leben bringen wolle und könne? Höchstens als Dichter kann er es, weil dieser eine solche Phantasie besitzt, dass er auch das nicht thatsächlich Empfundene, nicht Erlebte, so vorstellen, empfinden und darstellen kann, als hätte er es wirklich erlebt.

Es ist daher nichts einseitiger, ja geradezu verkehrter, als wenn man beim Glückseligkeitstrieb nur an den befriedigten Glückseligkeitstrieb denkt, und diesen nun gar als einen dem tugendhaften Arbeiter entgegengesetzten Müssiggänger, als wenn nicht auch Arbeit zur Glückseligkeit des Menschen gehörte, als einen Bonvivant, einen Gourmand sich vorstellt. Allerdings gehört auch Essen und Trinken, und zwar sich satt und gut Essen, wesentlich zu den Gegenständen des Glückseligkeitstriebes, wesentlich zur wenn auch natürlich nicht himmlischen und englischen, doch irdischen, menschlichen Glückseligkeit und Gesundheit. „Essen und Trinken ist“, wie der ehrliche Luther sagt, „das allerleichteste Werk, da die Menschen nichts lieber thun; ja das allerfröhlichste Werk in der ganzen Welt ist Essen und Trinken, wie man zu sagen pflegt: Vor Essen wird kein Tanz. Auf einem vollen Bauch steht ein fröhlich Haupt“. Aber wenn Essen und Trinken das allerfröhlichste und allerleichteste Werk, so ist dagegen Hungern und Dursten das allertraurigste und allerschwerste Werk oder Ding von der Welt, Freiheit vom Hunger daher die allerniedrigste, aber auch allererste und allernöthigste Freiheit, das erste Grundrecht des Volkes, des Menschen. Wie einseitig, wie unzulänglich wäre es nun aber, wenn ich, um zu erkennen, was der Hunger, respektive der Magen ist und vermag, nur seine Kapazität, seine Lei-

stungen, seine Kraftäusserungen bei vollbesetzten Tafeln reicher Schwelger zum Muster nähme! Wie vornehm, aber eben desswegen wie falsch, über den wohlklingenden Toasten, den lustigen Vivats beim allerfröhlichsten Werke die schrecklichen Flüche und Pereats des Hungerfreiheitstriebes zu überhören! Welche Karikatur zeichne ich mir und Andern hin, wenn ich nur von dem fröhlichen Haupt, das auf einem vollen Bauche steht, nicht zugleich von dem traurigen, Grausen erregenden Haupt, das auf einem leeren Magen steht, das Bild des Glückseligkeitstriebes abzeichne! Ein solches Bild reicht freilich nicht hin zur Erklärung der Erscheinungen des menschlichen Lebens und Wesens, es bedarf zu seiner Ergänzung erdichteter Wesen, erdachter Kräfte, „übersinnlicher Vermögen"; aber was Dir ein undurchdringliches Geheimniss bei vollem Magen bleibt, das wird so durchsichtig wie reines Wasser bei leerem. Gross ist allerdings die Leistungsfähigkeit der Grossen bei ihren Mahlen — man denke nur z. B. an die gastronomischen Heldenthaten der römischen Vornehmen —, viel vermag ihr Magen, selbst Un- und Uebernatürliches, wie nach Belieben zu brechen, um wieder zu essen, und zu essen, um zu brechen, — vomunt, ut edant, edunt, ut vomant — aber doch unendlich mehr erklärt und vermag die Macht der Hungersnoth. Allerdings ist auch die blosse Genusssucht selbst erfinderisch, aber wie verschwindend gering an Zahl und Bedeutung sind ihre Erfindungen, wenn sie anders diesen Namen verdienen, gegen die unendlich vielen und grossen Erfindungen und Entdeckungen der Noth,*) die doch selbst wieder nur eine, wenn auch nicht Erfindung, doch Empfindung des verdammten Glückseligkeitstriebes ist; denn Noth hat, Noth empfindet nur, was keine Noth leiden will. Ja! Noth, Elend, Uebel, Unglück existiren nur, weil es einen Glückseligkeitstrieb gibt. O, dass doch der liebe Gott den Menschen ohne Glückseligkeitstrieb erschaffen hätte! Dann gäbe es zwar kein Glück, aber dafür auch kein Unglück, kein Uebel; kein Leben, aber dafür reine, von allem Eudämonismus gesäuberte Moral. Wie verkehrt daher, in dem Glückseligkeitstrieb nur den Autor des Lustspiels, nicht auch des Trauerspiels zu erkennen, bei traurigen, überhaupt dem Glückseligkeits-

*) „Wir verdanken wahrscheinlich unsere Kenntniss von der Wirkung fast aller Pflanzen jenen Menschen, welche ursprünglich in einem barbarischen Zustande existirten und welche oft durch harten Mangel dazu getrieben wurden, fast alles, was sie kauen und verschlingen konnten, als Nahrungsmittel zu versuchen." S. Darwin, das Variiren der Thiere und Pflanzen, I. Bd. S. 384.

trieb widersprechenden Erscheinungen sogleich zu einer *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, zum Uebergang zu einer wesentlich verschiedenen Ursache, seine Zuflucht zu nehmen, weil der wesentliche Unterschied zwischen glücklichem, befriedigtem oder gar luxuriösem, übersättigtem, blasirtem Glückseligkeitstrieb und unglücklichem, unbefriedigtem, verneintem, beleidigtem, verletztem Glückseligkeitstrieb unverzeihlicher Weise übersehen wird.

Es ist freilich etwas ganz Andres, ob ich etwas aus Zuneigung oder Abneigung, aus Liebe oder Hass thue, ob ich vom Baume des Lebens eine Frucht pflücke und mit Verlangen zu mir nehme, oder mit Abscheu von mir werfe; aber wenn ich die Frucht zu mir nehme, weil sie frisch, gesund, wohlschmeckend ist, und dagegen mit Verachtung von mir werfe, weil sie faul, schädlich, abscheulich ist, so geschehen doch diese verschiedenen, ja entgegengesetzten Handlungen aus einem und demselben Grunde, einem und demselben Triebe, aus dem verächtlichen Glückseligkeitstriebe. Was widerspricht sich mehr als Selbsterhaltung und Selbstvernichtung? Aber wenn man nicht blindlings übersieht, dass ich das Leben nur erhalte, wenn und weil es ein Gut für mich, dagegen vernichte, wenn und weil es für mich nur noch ein Uebel, so löst sich dieser Widerspruch in die schönste Einheit auf, in die mit dem alten logischen Identitätsgesetz des gesunden Menschenverstandes übereinstimmende Einheit, nicht in die mystische, konfuse Einheit der Gegensätze der modernen Absolutisten. Wenn aber selbst der Selbstmord, der stärkste, augenfälligste Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb, nota bene dem glücklichen, sich aus dem Glückseligkeitstrieb aber, nota bene! dem unglücklichen, ableitet und erklärt, wie sollen andere subtilere und untergeordnete Widersprüche, auf welche gleichwohl die moralischen Hypokriten und Pedanten, die theologischen und philosophischen Supranaturalisten das grösste Gewicht legen, sich nicht mit dem Glückseligkeitstrieb in Uebereinstimmung finden lassen?

Der Unterschied zwischen Kopf und Kopflosigkeit.

Was gehört zur Glückseligkeit? Alles was zum Leben gehört; denn Leben, versteht sich, mangelloses, gesundes, normales Leben und Glückseligkeit ist an sich, ist ursprünglich eins Alle, wenigstens gesunde, Triebe sind, wie gesagt, Glückseligkeitstriebe; alle,

wenigstens nothwendige, nicht überflüssige oder nutzlose Glieder und Organe des Lebens oder Leibes Glückseligkeitsorgane; aber sie sind nicht alle von gleicher Wichtigkeit, von gleichem Werthe. Zur vollkommenen, vollständigen Glückseligkeit gehört allerdings auch ein vollkommner und vollständiger Leib, aber desswegen ist doch auch die verstümmelte, verkrüppelte Glückseligkeit noch immer Glückseligkeit. Mag auch ein lebendiges Wesen noch so elend und unglückselig sein, so lange es noch lebt und leben will, so lange ist es noch nicht vollends, nicht radikal elend, so lange gilt ihm noch das ipsum esse jucundum est, „das blosse Sein ist angenehm", wenn auch unendlich viel diesem Sein fehlt, was sonst nicht fehlen dürfte, um sich wohl zu fühlen; so lange glimmt noch ein Funke von Glückseligkeitstrieb. Ja auch der Krüppel selbst rechnet sich noch, und zwar mit vollem Rechte, zu den Glücklichen, weil er trotz dem erlittnen Verluste sich noch des Lebens erfreut. „Es ist dir besser, dass eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle (das Grab, den Tod) geworfen werde." So denkt und spricht der Glückseligkeitstrieb. Es steht geschrieben in seinem Gesetzbuch: „ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab, und ärgert dich dein rechtes Auge, so reiss es aus"; es steht aber, wenigstens meines Wissens, nirgends geschrieben: reisse dir das Herz aus, oder haue dir den Kopf ab. Und nur, wo der Mensch seinen Kopf verliert, verliert er auch alle und jede Glückseligkeit, die Glückseligkeit überhaupt. Nur was und nur wo die Gränze des Lebens, nur das und nur dort ist auch die Gränze des Glückseligkeitstriebes. Nur was schlechterdings sich nicht mit dem Leben verträgt, schlechterdings mit ihm im Widerspruch steht, steht auch mit dem Glückseligkeitstrieb in solchem Widerspruch. Was ich aber vertragen und verdauen kann, was nicht auf mich als tödtliches Gift wirkt, das steht nur in einem untergeordneten Widerspruch mit ihm, das lässt sich allerdings nicht mit dem rechten Arm, der abgehauen, und dem rechten Auge, das ausgerissen wird, aber recht wohl mit dem Haupte des Glückseligkeitstriebes, welches unangefochten auf dem Rumpfe stehen bleibt, zusammenreimen. Im Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb handeln, die Glückseligkeit aufopfern, heisst daher — wenn anders diese Selbstaufopferung nicht bis zum Selbstmorde sich versteigt — nichts anders, als die Nebensachen der Hauptsache, die Arten der Gattung, die niedern Güter höhern, Entbehrliches, wenn auch noch so Liebes und Gutes, noch so schmerz-

lich Entbehrtes, dem Unentbehrlichen, dem Nothwendigen aufopfern*). Aber, wie gesagt, wo die Nothwendigkeit anfängt, da hört noch nicht die Glückseligkeit auf. Wasser ist nicht Wein, Wasser ist nur die trinkbare Flüssigkeit schlechtweg, unter den Getränken der Repräsentant der nackten, kalten, farb-, geruch- und geschmacklosen Nothwendigkeit; aber die Nothwendigkeit, die in der Regel der Mensch nur in der Noth kennen lernt, ist eben die einzige wirkliche Wunderkraft; sie verwandelt Wasser in Wein, schwarzes Brod in feinstes Mundmehl, Strohsäcke in Eiderdunenbetten; sie kehrt das Unterste zu oberst und, wie oft auch! das Oberste zu unterst; sie macht das Gemeinste, das Niedrigste zum Höchsten, das Werthloseste zum kostbaren Schatze, den sonst mit Füssen getretenen Staub der vaterländischen Erde dem armen Verbannten zum Gegenstand verehrungsvoller Küsse.

Der Werth der Lebensgüter ist ja kein fixer, sondern, wie der Barometer, bald im Steigen, bald im Fallen begriffen. Es ist eine triviale Wahrheit, dass wir nicht als Glück empfinden, nicht als solches schätzen, was wir immer, ohne Unterbrechung geniessen, dass wir es erst verlieren müssen, um es als ein Gut zu erkennen, dass wir also im Besitze desselben wirklich glücklich gewesen sind, ohne es zu wissen und zu merken. Ein solches Gut ist vor Allem die Gesundheit; auch sie ist für den Gesunden etwas Triviales, etwas sich von selbst Verstehendes, etwas Unbeachtetes und Werthloses; auch ist sie in der That nur die Voraussetzung für andere Güter, ohne Vermögen, es bestehe nun in der eigenen Arbeitskraft oder in Kapital, der aufgehäuften Arbeitskraft Anderer, nur das traurige Vermögen gesunden Hungers. Aber wenn der arme Teufel, der nichts weiter als seinen Arm oder Kopf sein nennt, krank oder auch nur unpässlich wird, o wie steigt da so gleich die so gering geachtete Gesundheit in der Rangordnung der menschlichen Lebensgüter empor zum Gut über allen andern Gütern, zum höchsten Gute. Nie will ich mehr, ruft er jetzt über sich selbst entrüstet aus, mich beschweren über meine Armuth, über die vielen Entbehrungen, die sie mir aufbürdet. Habe ich nur dich, Gesundheit! und mit dir meine Arbeitskraft wieder, so habe ich ja Alles, was ich brauche, um glücklich zu sein.

Ein solches Gut ist auch das Leben selbst. „Was ist das

*) Vergl. dazu den moralischen Exkurs in dem Aufsatz: „Ueber meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", III, 373.

Leben, wo kein Wein ist?" sagt der heilige Geist in der heiligen Schrift, und mit ihm der Weinländer und Weintrinker. Aber im Nothfall, wenn es nun einmal so sein muss, wenn es heisst: den Wein oder das Leben! so ist doch auch das Leben ohne Wein, dieses verächtliche, erbärmliche, beim Weingenuss dem Tode gleichgesetzte Leben noch immer Leben, und als solches ein köstliches Gut.

Die Uebereinstimmung des Buddhismus mit dem Glückseligkeitstrieb.

Aber ist denn wirklich das Leben ein Gut und gar ein köstliches Gut? Wer spricht dieses aus? Nur der Epikuräer, der gemeine Materialist und Sensualist. Der wahre Weise sagt im Gegentheil: das Leben ist ein Uebel oder vielmehr das Uebel schlechtweg, das eigentliche, das radikale Uebel; glückseliges Leben ist so viel als ein hölzernes Eisen, denn lebendig sein und elendig sein ist eins. Wenn wir dabei stehen bleiben, dass das Leben ein Gut, so steht freilich alles, was nicht mit dem Leben im Widerspruch steht, nicht dem Leben den Garaus macht, auch nicht mit dem Glückseligkeitstrieb im Widerspruch. Wird dagegen das Leben, folglich auch der Wille zu leben, vollends der thörichte Wille, glücklich zu leben, als das Radikalübel und Radikalböse, denn vom Uebeln zum Bösen ist nur *ein* Schritt — als das zu Verneinende erkannt, so ist damit auch der Stab über die gemeine Glückseligkeitslehre gebrochen, bewiesen, dass es einen nicht wegzuläugnenden, nicht wegzuerklärenden Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb im Menschen gibt, dass dieser Trieb nicht ein unendlicher, unübersteiglicher, nicht das Erste und Letzte in der menschlichen Natur ist, dass es noch etwas über der Glückseligkeit gibt, über dem Wollen, über dem Leben, über dem Sein überhaupt, dass also *Nichtsein* das Höchste und Beste ist, was man nur sich denken und wünschen kann. Ein solcher eklatanter, nicht im Dunkel der Biologie oder Psychologie verborgener, sondern auf der Bühne der Geschichte ins Auge leuchtender Widerspruch ist, um andere ähnliche, aber nicht so bedeutende Erscheinungen mit Stillschweigen zu übergehen — der *Buddhismus*, dessen höchster Gedanke und Wunsch, wenigstens in seiner ursprünglichen, ächten Form, bekanntlich nicht Glückseligkeit oder Seligkeit, sondern geradezu Nichts oder Nichtsein, *Nirvâna* ist.

Aber auch dieser, bei oberflächlicher Ansicht aus dem Eudämonismus oder dem Glückseligkeitstrieb unerklärliche Widerspruch erweist sich bei näherer Einsicht im besten Einklang mit demselben. Der Eudämonismus ist so eingeboren dem Menschen, dass wir gar nicht denken und sprechen können, ohne ihn auch ohne Wissen und Willen geltend zu machen. Sage ich: das Nichts oder Nichtsein ist das Höchste, was ich mir denken kann, so muss ich auch hinzusetzen: das Höchste was ich mir wünschen, also das Beste was ich mir denken kann, wenn anders dieses Höchste nicht im höchsten Grade sinnlos und abgeschmackt sein soll. Denken ohne Wünschen, Denken, und sei es selbst das Nüchternste, Strengste, sei es selbst Mathematisches, ohne Vergnügen, ohne Glückseligkeit in diesem Denken zu empfinden, ist leeres, unfruchtbares, todtes Denken. Wer nicht, wenn auch nur momentan, Essen und Trinken über der Mathematik vergisst, wer als Franzose keine Recréations mathématiques, als Deutscher keine „mathematischen Erquickungsstunden, Deliciae mathematicae" kennt und empfindet, der bringt es auch zu Nichts in der Mathematik; denn nur was beglückt, macht geschickt. Wenn also auch das Nirvâna an sich und ursprünglich nur „Verlöschen, Auswehen" ist, nichts weiter als die reine Vernichtung bedeutet, so ist doch für mich, so lange ich noch nicht im Nirvâna bin, so lange ich noch lebe, also leide, die Vorstellung meiner Vernichtung als der Vernichtung meiner Leiden, Schmerzen und Uebel, Seligkeit, ersehnte Wunscherfüllung.*)

Der Buddhismus ist freilich nicht Eudämonismus im Sinn des Aristoteles oder des Epikur oder des Helvetius, oder irgend eines obskuren deutschen Philosophen, denn die Deutschen haben die Ehre, keinen berühmten, keinen grossen Philosophen zu den Eudämonisten rechnen zu können.

Wie das Land, das Volk, der Mensch, so seine Glückseligkeit. Was Du, Europäer! bist, bin nicht ich Asiate, namentlich ich Inder — und Inder ist ja der ursprüngliche Buddhist —, und was folglich Deine Glückseligkeit, ist nicht die meinige, was Dich entsetzt, entzückt mich, was für Dich eine Medusa, ist für mich eine Madonna. Die Qualen des Daseins, zu denen ausser den Qualen der Natur die Qualen der Politik und die Schrecknisse der Religion gehören, sind bei mir so tief ins Fleisch eingedrungen,

*) S. hierüber C. F. Köppen: „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung", Berlin 1857, besonders S. 304—309. F.

haben mir so alle Lebenslust und Lebenskraft ausgesogen, dass ich nur Ein Sein kenne — das Sein der Qual, und nur Ein Nichtsein — das Nichtsein der Qual.

Der Buddhismus ist eine Offenbarung nicht des gesunden, naturkräftigen, geraden, verständigen, sondern des krankhaften, überspannten, phantastischen, über dem Ueblen das Gute übersehenden, von den Uebeln, die mit jedem Gute verbunden sind, namentlich von dem Uebel der Vergänglichkeit, dem Wechsel von Tod und Wiedergeburt des Lebensgenusses beleidigten und verletzten Glückseligkeitstriebes. „Wenn es das Loos aller Kreaturen ist, zu altern, was helfen mir, ruft Buddha aus, Lust und Freude, wenn auch ich dem Gesetze des Alterns unterworfen bin? Wehe der Jugend, die durch das Alter, wehe der Gesundheit, die durch alle Arten von Krankheit zerstört wird! Wenn doch Alter, Krankheit und Tod für immer gebunden wären!“ Aber auch wehe der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, die nur in dem plumpen deutschen Hopsasa oder Juchhe, oder gar in dem brutalen Hurrahgeschrei, nicht auch in dem Mahnruf und Klageton indischer Wehmuth und Schwermuth die Stimme des Glückseligkeitstriebes vernimmt! Auch der asketische Buddhist hat ebenso gut, wie unser eins, kein Gefallen an Kranksein, nein! so eifrig wie wir sucht er nach einer Panacée, nach einer Arznei, die ihn von allen seinen schmerzlichst empfundnen Krankheiten und Uebeln heile; aber weil er mit seinem überreizten Nervensysteme das Leben selbst als eine Krankheit empfindet und ansieht, so findet er begreiflicher Weise diese Arznei nur im Tode. Nirvâna heisst daher unter Anderm ausdrücklich „die Arznei, die alle Leiden hebt und alle Krankheiten heilt“. Nirvâna ist keine positive Glückseligkeit, die Arznei kein Genuss; wohl dem, der keiner bedarf! aber doch gehört auch die Arznei unter die schon erwähnten Erfindungen des Glückseligkeitstriebes. Kräuterkunde und Scheidekunst, die jetzt eine so grosse Rolle in der Welt spielt, verdanken, wie die Geschichte beweist, ihren Ursprung nur dem selbstsüchtigen Verlangen des Menschen, nicht zu erkranken, und wenn er das Unglück hat zu erkranken, wieder zu genesen.

Nicht der Buddhismus also, nein! nur der Katholizismus, insbesondere Jesuitismus, der aber jetzt ja für identisch mit dem wahren Katholizismus gilt, hat Erscheinungen, hat Handlungen hervorgebracht, die schlechterdings mit der menschlichen Natur, dem menschlichen Verstand, dem menschlichen Glückseligkeitstrieb

im Widerspruch stehen, Handlungen, die eben im höchsten Grade widerwärtig, ja scheusslich, ekelhaft und zugleich abgeschmackt und albern sind.

Zum Belege nur einige Beispiele und wie sie mir eben zufällig zur Hand sind: „Der heilige Aloysius Gonzaga z. B. mied, um seine Keuschheit keiner Gefahr auszusetzen, so sorgfältig den Anblick und Umgang der Weiber, dass er selbst nicht das Gesicht seiner Mutter sich getraute anzusehen.“*) Selbst nicht das Gesicht seiner Mutter! Hat je ein Buddhist trotz seiner Keuschheitspflege sich auch nur einfallen lassen, dass der Anblick seiner ehrwürdigen Mutter ihm unkeusche Gedanken und Begierden erwecken könne?

„Die heilige Adelgund — allerdings keine Geburt des Jesuitismus, aber eine von den Jesuiten als Muster aufgestellte Heilige — bat Gott, er solle ihr den fressenden Krebs in ihre jungfräuliche Brust schicken, und ihr Gebet ist alsobald erhöret worden. Was dergleichen habt ihr einmal von Gott begehret? . . . Es war aber diese heilige Jungfrau nicht vergnügt (zufrieden), dass sie allen Wollust des Hoflebens ausgeschlagen, auch nicht, dass sie an dero statt mit so empfindlichen Schmerzen gequält wurde; sie verlangte noch über dies alles, Gott wolle ihr allen Geschmack, den sie in nothwendigem Essen und Trinken empfand, entziehen, und nachdem sie, um also zu reden, Brosämlein von dem Himmelsbrot, so ihr der heilige Petrus beigebracht, gekostet, ist ihr die Annehmlichkeit aller Speisen in lautere bittere Galle verändert worden.“**)

Bei aller seiner übermässigen Mässigkeit und Enthaltsamkeit, hat es je ein Buddhist zu solcher Verkehrtheit und Abgeschmacktheit gebracht?

Der heilige Xaver hatte es in der Liebe zu den Armen und Kranken, in der Selbstüberwindung, in der Abtödtung seiner Sinne so weit gebracht, dass er selbst das Wasser, womit er scheussliche und unheilbare Geschwüre gewaschen, trank, ja sogar den Eiter aus den venerischen Geschwüren aussog.***) Allerdings treibt auch

*) Card. Bol. Bellarmini sermo de S. Aloysio p. 20. S. Aloysii Opera omnia, Col. Bon. et Brux. 1850.

**) Heiliges Tag-Buch etc. von P. Joh. St. Grosez S. I., deutsch von P. B. Vogl, Augsburg und Dill. 1755, I. Th., S. 85.

***) Allgemeine Geschichte der Jesuiten von Prf. Wolf, 1803, I. Bd., S. 29.

der buddhistische Schwärmer und Märtyrer seine aufopfernde Menschenliebe, von der wir übrigens hier unserm Gedankengang zufolge abstrahiren, bis auf den höchsten, fast übermenschlichen Grad, „er gibt z. B. sein Fleisch und Blut hin, um Verschmachtende zu retten"; aber er ist doch unendlich entfernt davon, die Menschenliebe, die Liebe zu den Armen und Kranken, bis zur Liebkosung ihrer scheusslichen Geschwüre und Beulen zu treiben. So was vermag nur der heilige Katholizismus. O heiliger Xaverius! ich bin widerlegt, besiegt, verloren, wenn mir nicht der Himmel beisteht, mich nicht mit seinem allmächtigen Arm über diesen Abgrund übermenschlicher und übernatürlicher Schweinereien hinüberhebt. Aber, heiliger Xaverius, und Du, heiliger Aloysius, und ihr Heiligen der katholischen Kirche sammt und sonders, ihr bringt mich doch nicht aus dem Konzept, oder gar um meinen Verstand, um mein Glückseligkeitsprinzip. Auch Du, heiliger Xaver, den ich abermals als Muster vor allen andern nenne, hast mit Wollust selbst den Eiter aus venerischen Geschwüren ausgesogen, denn Du hast in diesem Eiter nur das Manna himmlischer Süssigkeit und Seligkeit vorgekostet. „O selige Ewigkeit, welche ich erwarte, wie stark verdienest Du, dass ich Dir zu Liebe . . . etwas Beschwerliches geduldigst ertrage!" „Ich werde ewig glückselig sein. Ihr Wollust und Hoheit dieser Welt, wie schlecht und verächtlich scheinet ihr, wenn ich des Himmels eingedenk bin." *)

Lass mich auf Erden selbst dumm wie ein Esel werden und mich im Kothe wie ein Schwein wälzen, wenn ich nur im Himmel der alleinseligmachenden Kirche zum Engel werde! „Halb Thier, halb Engel", d. h. jetzt Bestie, einst Engel, aber nur um Alles nicht Mensch! Es gilt dein ewiges Seelenheil und selbst dein Glück in unsern weltlichen Kirchenstaaten. — Vor dem Menschen, vor der irdischen Glückseligkeit verschwindet die himmlische Seligkeit, verschwindet die Kirche mit ihren Bischöfen von Gottes Gnaden, und verschwindet ebenso der Staat mit seinen Königen und Fürsten von Gottes Gnaden. Wo es keine Heiligen im Himmel, gibt es bald auch keine Heiligen mehr auf Erden, keine Heiligkeit, wenigstens keine ausschliessliche, nur auf Einen beschränkte, im Staatsrecht. Darum wird die Zeit noch kommen, wenn wir sie auch nicht mehr erleben, dass der oder ein neuer deutscher „Richelieu" und der heilige Xaverius nicht privatim und im Geheimen, wie

*) Heiliges Tag-Buch, I. Thl., S. 1539—40.

vielleicht jetzt schon, sondern öffentlich und feierlich mit einander Brüderschaft machen werden.*) Was haben wir nicht schon alles erlebt! Welche sonst mit einander unverträgliche Gegensätze haben wir nicht schon in lautere Harmonie verschwinden sehen! Was wird aber erst die Zukunft entschleiern? Welche Masken werden da fallen! Und wie viele! denn was alles ist bei uns nicht blosse Maske? Besteht doch die Politik des Staats und besonders der Kirche einzig darin, ihre gränzenlose Leerheit, ihre bodenlose Gehaltlosigkeit, ihre empörenden Widersprüche mit dem Wohl und Wesen des Menschen zu verdecken, zu maskiren!

Die gemeinen Widersprüche mit dem Glückseligkeitstrieb.

Was kümmert mich der heilige Xaverius, was der Katholizismus überhaupt, was gar der Buddhismus? Das ist ja nur Wasser auf Deine Mühle; das sind alles nur Ausgeburten des religiösen Wahnsinns, von denen Du mir mit leichter Mühe nachweisen kannst, dass sie nur verkehrte, verrückte Aeusserungen des Glückseligkeitstriebes sind. Bleibe bei den gemeinen, den alltäglichen und allgegenwärtigen Erscheinungen der menschlichen Natur stehen und bringe mir ihre himmelschreienden Widersprüche mit diesem Triebe in Einklang mit demselben! Sind diese nicht der Art, dass wir eher berechtigt sind, einen Unglückseligkeitstrieb, als einen Glückseligkeitstrieb anzunehmen? „Warum plagen wir einer den andern? Das Leben verrinnet. Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.“ Nur einmal und auf so kurze Zeit! und doch plagen wir uns oft nur aus purer Langeweile. Aber plagen wir uns nur einander? plagen wir nicht uns selbst? Ist nicht fast Jeder mehr oder weniger ein Heautontimorumenos, ein Selbstquäler oder Selbstpeiniger? Ist aber der Heautontimorumenos, den der römische Lustspieldichter auf's Theater gebracht, nicht eine höchst beschränkte, armselige, kläglich komische Figur gegen den Selbstpeiniger, der im wirklichen Leben eine nichts weniger als nur komische, sondern tragische Rolle spielt? Was sind die Mückenstiche des Terenzischen Selbstpeinigers gegen die giftigen Schlangenbisse der alltäglichsten und gemeinsten Leidenschaften, wie Ehrsucht, Eifersucht, Neid,

*) Das war damals Gegenwart, ist aber jetzt vorbei — sie liegen sich in den Haaren. D. H.

Hass, Rachsucht? Wir sind Andern böse, wir thun mit Freuden sogar ihnen wehe, aber thun wir uns damit nicht selbst wehe? Sind diese Leidenschaften und selbst vorübergehende Affekte, wie Zorn, Aerger, Verdruss, mit dem Gefühle des Wohlseins verbunden? Wenn wir schäumen vor Wuth aus Erbitterung, aus Zorn, aus Bosheit über Andere, sind wir da nicht zugleich Furien gegen uns selbst? Vergiften wir uns nicht selbst mit dem Gifte des Hasses, den wir gegen unsere Feinde im Herzen tragen? Ist es nicht selbst physiologisch erwiesen, dass heftige Leidenschaften und Affekte wie eigentliche Gifte wirken? Süss ist allerdings die befriedigte Rachsucht, aber welche Höllenpein die unbefriedigte! Ist es nicht eine schon von den Alten, die nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben selbst ihre Weisheit schöpften, wie z. B. in dem Spruche: Gravior inimicus, qui latet sub pectore, ausgesprochene Wahrheit, dass Jeder an sich selbst seinen ärgsten Feind und Gegner hat? Wenn aber Jeder an und in sich selbst seinen Teufel hat, wo bleibt da der vielgerühmte Glückseligkeitstrieb? Ist da Glückseligkeit, wo sich selbst verzehrender Ehrgeiz und Geldgeiz, wo pestilenzialische Genusssucht, wo überhaupt unglückselige Leidenschaften, sie seien und heissen nun wie sie wollen, das menschliche Herz und Hirn beherrschen? Oder ist etwa, wo die Hölle haust, da die Glückseligkeit zu Hause?

Doch lassen wir die menschenfeindlichen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen! Widersprechen nicht auch die an sich unschädlichen, wohlwollenden dem Glückseligkeitstrieb? Die Furcht z. B. meint es offenbar nur gut mit uns, sie ist auf's zärtlichste und ängstlichste nur für unsre Existenz und Wohlfahrt besorgt, sie nur warnt und beschützt uns vor ohne sie unvermeidlichen Uebeln und Gefahren! Aber ist die Furcht nicht selbst meist ein grösseres Uebel als das Uebel, vor dem wir uns fürchten? Wie Viele hat die blosse Furcht vor dem Tode getödtet, die Furcht vor Krankheiten krank, die Furcht vor der Armuth arm, zum darbenden Geizhals gemacht!

Ja selbst die allerwohlwollendste und wohlthätigste, die selbst nur auf gegenseitigem Wohlwollen beruhende Leidenschaft, die Leidenschaft, welcher der Mensch selbst sein Dasein verdankt, die zugleich mächtigste und grösste Leidenschaft, die der Geschlechtsliebe, ist sie nicht auch die verderblichste, die der Glückseligkeit widersprechendste Leidenschaft? Ist es hier nicht so recht in die Augen leuchtend, dass der Naturzweck etwas ganz Anderes ist,

als der Zweck und Wille des Menschen, dass die menschliche Glückseligkeit keinen Grund und Boden in der Natur hat, dass sie nur ein Hirngespinst von ihm selbst ist? Der Mensch will freilich nur seinen Genuss, will nur seinen Trieb befriedigen; aber die Natur bezweckt nur die Erhaltung, die Fortdauer der Gattung oder Art. Die Teleologen haben daher mit besonderm Wohlgefallen den Geschlechtstrieb und Geschlechtsgenuss nur für eine List der Natur erklärt, für eine Lockspeise, womit sie den Menschen, den Tölpel fängt, um ihn ohne, wie oft auch wider Wissen und Willen, ihrem Zwecke dienstbar zu machen.

Aber was ist denn die Gattung oder Art, die Du nur zum Zwecke der Natur machst, im Unterschiede von dem Individuum, dem Du nur die eigne Glückseligkeit zum Zwecke gibst? Warum existirt denn in der Natur keine Gattung oder Art, die und wie Du sie im Kopfe hast? Warum ist sie denn, wenn sie doch einmal so pfiffig, so hinterlistig wie ein Pfaffe ist, doch wieder so ungeschickt, so dumm, dass sie immer und immer wieder nur ein Individuum zu Stande bringt? dass sie doch so gar nichts von Philosophie und selbst Naturwissenschaft weiss? dass aus dem Leibe der Mutter, aus ihren Geburtsschmerzen, aus neunmonatlicher Schwangerschaft, aus allen diesen Verneinungen des Glückseligkeitstriebes doch immer wieder nur ein neuer Glückseligkeitstrieb zum Vorschein kommt? Und steht denn wirklich der „Naturzweck“ im Widerspruch mit des Menschen eignem Zwecke? Weil in jammervollen Zuständen der menschlichen Gesellschaft, wo die Natur zur Unnatur und die Unnatur zur Natur wird, das Dasein von Kindern und ihre Erhaltung mit dem eignen Selbsterhaltungstriebe der Eltern in Widerspruch stehen, gilt dies auch von normalen, natur- und vernunftgemässen Zuständen? Gehört da nicht vielmehr das Vater- und Muttersein zum Glückseligsein? Widerstreitet die Kinderliebe der Selbstliebe? Gewiss in sehr vielen Fällen, jedoch nur aus Gründen, die an sich nichts mit ihr zu schaffen haben, nicht zur Sache gehören. Es ist aber doch unbestreitbar, dass wir unzählige Sorgen, Mühen und Plagen ohne Kinder nicht hätten. Ja, aber auch nicht unzählige Freuden. Abgesehen aber auch davon, dass, was aus Liebe geschieht, gerne geschieht, ein Opfer aus Liebe kein Opfer ist, ist denn nicht auch die blosse Selbstliebe, wie z. B. die Sorge für die eigne Gesundheit, mit den grössten Mühen, Sorgen und Opfern verbunden? Wo ist Liebe, ihr Gegenstand sei nun welcher er wolle, wo nicht Qual

und Pein ist? Wer ist unglückseliger als der Geizhals? Und doch ist der eigne Geldsack seine einzige Sorge und Liebe.

Wenn man freilich bei und vor der Gattung wie vor einem Gespenste gedankenstarr und steif stehen bleibt, wenn man der heiligen Dreieinigkeit und logischen oder vielmehr linguistischen Trilogie zu Liebe, wie in der Theologie, auf die Zeugung des Sohnes durch den Vater das alle Persönlichkeit verwehende Sausen und Brausen des heiligen Geistes, so in der Anthropologie auf die beiden Geschlechter, auf Er und Sie als vereinigendes Drittes das geschlechtlose Das des Kindes folgen lässt, dieses unschuldige Ding nicht näher im Lichte der Wirklichkeit besieht und bemerkt, dass es schon die Zeichen des bösen Buben oder der lustigen Dirne an sich trägt: so ist mit dem Gedanken an die Gattung der Gedanke an den Tod des Individuums unvermeidlich und unabtrennbar verknüpft. *)

In der That folgt in der Natur bei vielen niedern Thieren unmittelbar in oder nach dem Begattungsakt der Tod; ihr Leben ist erschöpft, ist aus, so wie Same oder Ei aus dem Leibe heraus ist. Aber der Zeugungsakt ist nur ihr letzter Lebensgenuss, weil er auch für sie der höchste ist, der Genuss, über den kein anderer geht, der nichts mehr zu Verlangendes, nichts mehr zu Wünschendes und Erstrebendes, folglich auch nichts mehr zu Erlebendes übrig lässt. Je höher aber das Individuum steigt, je entwickelter und vollkommener es wird, desto mehr tritt auch selbst der höchste Lebensgenuss in die Reihe fortdauernder, sich oft wiederholender Genüsse, zum deutlichen Beweise, dass der Begattungstrieb im innigsten Einklang mit dem individuellen Glückseligkeitstrieb steht. Aber auch selbst der Mensch kann von der Leidenschaft der Liebe so ergriffen werden, dass er für den und mit dem Liebesgenuss wie der Schmetterling sein Leben dahin gibt. Erglüht doch schon in den homerischen Hymnen Anchises so sehr in Liebe zur Venus, dass er begeistert ausruft: „Wohl ja wollt' ich sodann, o du Weib, Göttinnen vergleichbar, Wann dein Lager ich theilt', in die Wohnung des Todes hinabgehn.“ Steht aber der Tod in Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb des Schmetterlings? Soll er nach dem höchsten Lebensgenuss als entleerter Schmetterling oder gar wieder als Raupe fortvegetiren? In dem unnatürlichen, dem kaiserlichen Rom erfolgte die Apotheose, die Vergötterung erst nach dem

*) Ergänze etwa: so ist die listige Gattung Alles, das dumme Individuum nichts.

Tode. „Ich glaube, ich werde Gott,“ d. h. ich sterbe, sagte daher ironisch der Kaiser Vespasian. Aber im Reiche der Natur folgt umgekehrt auf das Gottwerden erst das Todtwerden, das Sterben. Was hat das Leben noch für Sinn und Werth für den Schmetterling, wenn er nur noch ein hohler Balg ist? Wie mag ich noch als elender Mensch fortexistiren, nachdem ich bereits Gott geworden, die höchste Seligkeit und höchste Ehre des Lebens genossen habe?

So viel vom Begattungstrieb. Was aber die andern oben angedeuteten unglückseligen Triebe, Leidenschaften und Affekte betrifft, so beweisen sie nichts weiter, als dass eben der Mensch sammt seinem Glückseligkeitstrieb ein Naturwesen und dass, wie er selbst von Natur gebaut und geformt, wie sein Körper und Geist, sein Kopf und Herz beschaffen und bestimmt, so auch seine Glückseligkeit beschaffen und bestimmt ist. Wie sollte bei einem furchtsamen, ängstlichen Menschen der Glückseligkeitstrieb sich anders äussern, als in beständiger, bei jedem Tritt und Schritt vom geringsten Anlass erregter Furcht vor möglichem Unglück? Wie bei einem neidischen anders, als darin, das Gut, das er nicht hat, aber nur sich selbst gönnt, dem Besitzer desselben zu missgönnen und durch das Vergnügen dieser Missgunst, dieser geistigen Habsucht und Annexion, den Schmerz seiner Entbehrung sich zu erleichtern? Eine hässliche Erscheinung der Natur ist die Kröte, eine liebliche der Laubfrosch, um bei der Klasse der Batrachier stehen zu bleiben. Aber warum willst Du nur dem Laubfrosch, nicht auch der Kröte ihre Glückseligkeit gönnen? Es ist wahr, sagt die Kröte, in meinen Adern pulsirt nur das tödtliche Gift des Neides, der Bosheit, der Rachsucht; aber dieses Gift ist für mich, die giftige Kröte, Ambrosia, ich bin glücklich, wenn ich durch das Gift, womit ich mich tödte, nur auch den Andern tödte. Ja! es gibt auch eine Glückseligkeit der Kröten und Schlangen, aber es ist eben auch eine Schlangen- und Krötenglückseligkeit. Aber was sind Schlangen und Kröten gegen die scheusslichen Ungeheuer, gegen die Megären und Dinotherien, in der Geschichte der Menschheit sowohl als der Erde?

Unverzeihliche Abschweifung vom Thema.

Gibt es nicht Erscheinungen der Natur, wo Einem wirklich Herz und Verstand still steht, vorausgesetzt, dass man Verstand und Herz hat, wo Alles aufhört, was sonst sich in uns zu Gunsten

des Lebens regt und bewegt, wo das buddhistische Nichtsein als das einzige Wahre und Wünschenswerthe erscheint? Wem schaudert nicht bei dem blossen Gedanken an die Pest, den schwarzen Tod, die Cholera, die Venerie, kurz an alle die eben so schrecklichen als scheusslichen Krankheiten der Menschheit? Aber beweisen sie, dass es keine Gesundheit gibt und dass diese nicht der normale Zustand der Natur ist? Sind denn die Krankheiten, diese grässlichen Leiden und Qualen der Natur, allgemeine und bleibende, endlose, wie die Qualen der religiösen und theologischen Hölle, die allerdings in einem unauflösbaren Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb stehen, natürlich nur der Verdammten, nicht der Begnadigten? Ist denn in der Natur eben so wie in der Hölle gar keine Hoffnung, keine Aussicht mehr auf Besserung, sollte auch diese, leider! nicht uns selbst, sondern erst unsern Nachkommen zu Gute kommen? Der Zorn des Unendlichen ist freilich ein unendlicher, aber verhängt die willenlose Natur über uns Tod und Krankheit aus Erbostheit, aus Zorn und Ingrimm, wie der Gott der Theologie und Religion? Ist denn auf dieser traurigen Erde nur das Gute und Schöne vergänglich? Vergeht nicht auch das Schlechte, das Hässliche, das Abscheuliche, das Entsetzliche? Warum fixirt, warum beseufzet ihr Poeten allein die Vergänglichkeit des Schönen? Ist denn, im Vergleich zu euren poetischen Träumen, euren Paradiesen, diesen Regionen ewiger Schönheit und Ruhe, die Erde, diese Region der furchtbarsten Orkane und Gewitterstürme, nicht auch die Region der Windstillen? Nur sind sie freilich in der „begrifflosen“ Natur nicht zugleich vereinigt, wie im Kopfe des Philosophen, sondern erst, wenn der Sturm vorüber, stellt sich Friede und Ruhe ein. O ihr Philosophen, die ihr euch so erhaben und frei dünkt, trotz eures Rationalismus, trotz eurer den Stockgläubigen so anstössigen Ketzereien, trotzdem dass ihr von einem persönlichen, gar individuellen Gott nichts wissen wollt, weil überhaupt die Individualität nichts für euch gilt, — ihr habt doch in eurem Kopfe, im Hintergrund eurer Gedanken, nur das alte theistische, zeit- und raumlose Wesen stecken. Bei Hegel heisst und ist es der „Begriff“, bei Kant das „Ding an sich“. Nur diesem Ding zu Liebe, vor dem es keinen Raum und keine Zeit gibt, das aber doch das wahre, obwohl uns unerkennbare Ding ist, hat er die Zeit, um diese besonders hervorzuheben, nur dem sinnlichen Menschen aufgebürdet, zu einem unfreiwilligen Hirngespinnst von uns gemacht, aber eben dadurch sich und uns um die wahre Lebens- und Naturanschauung gebracht.

Die Zeit ist ja in Wahrheit keine blosse Anschauungsform, sondern wesentliche Lebensform und Lebensbedingung. Wo kein Auf- und Nacheinanderfolgen, keine Bewegung, keine Veränderung, keine Entwicklung, da ist kein Leben und keine Natur; aber von der Entwicklung ist die Zeit unabsonderlich. Was sich entwickelt, das ist, aber jetzt nicht, was es einst gewesen und einst sein wird. Nimmst du von mir die Zeit weg — und der Mensch hat doch gewiss eben so gut als irgend sonst Etwas darauf Anspruch, ein Wesen oder Ding an sich zu sein, wenn auch nur eine Modifikation des absoluten Dings an sich, denn die Dinge an sich reduziren sich, weil aller Plural, alle Vielheit und Verschiedenheit doch nur der sinnlichen Anschauung angehört, zuletzt nur auf das Ding an sich schlechtweg, das eine absolute Ding — nimmst Du von mir also die Zeit weg, so nimmst Du mir das Blut aus den Adern, das Herz aus dem Leibe, das Hirn aus dem Kopfe, und lässest mir schlechterdings nichts übrig, als den Tod oder das buddhistische Nichts. Im Gedanken ist freilich die Zeit das Erste, sonderst Du die Zeit ab von der Entwicklung, der Veränderung, Bewegung, setzest sie ihnen voraus; aber der Gedanke ist nicht der Herr und Meister der Natur, in der Wirklichkeit ist die Zeit unzertrennlich eins mit der Entwicklung, eins mit der Natur, eins mit den zeitlichen Dingen.

Aber sind denn diese Dinge die Dinge an sich? Ich weiss es nicht, aber für mich, der ich mich nicht von der Zeit abtrennen kann, sind diese zeitlichen Dinge auch Dinge an sich, ist die Zeit selbst, so gut wie die Sonne, Planeten und Kometen, die sich in Raum und Zeit bewegen, etwas Wirkliches und eben desswegen etwas an sich selbst, Etwas ohne meinen Kopf und ausser meinem Kopf. Ich dulde in meinem Kopfe keinen offenbaren Widerspruch, keine Konfusion, sie sei nun eine Kantische oder Hegel'sche, ich weiss nichts von einer Idealität, d. h. Unwirklichkeit, die doch wieder Wirklichkeit sein soll, nichts also von einer wirklichen Unwirklichkeit, wie die konfuse Zeit der spekulativen Philosophie Deutschlands; ich kenne keinen andern Unterschied zwischen für mich und an sich, zwischen Subjektiv und Objektiv, als den Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit, Täuschung und Wahrheit, Schein und Wesen. Aber beides: Wesen und Schein, fällt bei mir nicht jenseits, nein! diesseits von Zeit und Raum.

Und ich beklage mich nicht über diese meine vollständige Diesseitigkeit. Ich finde hierin keine unerklärlichen und unauflös-

lichen Widersprüche mit dem menschlichen Glückseligkeitstriebe, wie in der Theologie und Metaphysik. Nein! es gibt kein andres Heilmittel gegen die unheilbaren Krankheiten, die Schlechtigkeiten und Abscheulichkeiten der Natur und Menschenwelt, als die Zeit. Was die Zeit mit sich bringt zu unserem Schrecken und Leidwesen, das versenkt sie auch wieder zu unserem Troste und Heile in ihren Wellen. „Welch krasses Bild". Aber dafür wie erfrischend, wie wohlthuend ist diese, mit dem fliessenden, allen Unrath wegspülenden Wasser in Eines zusammengedachte Zeit gegen die todte, metaphysische, nur um eine, noch dazu mathematische Linie, die bekanntlich ohne Breite ist, von der alten theologischen Ewigkeit unterschiedene Zeit, die nur im Kopfe des abstrakten Denkers existirt? „O Ewigkeit, du Donnerwort!" auch du bist verhallt, auch deine Schrecknisse und Zauber sind verschwunden und stören uns nicht mehr im Genusse unsrer, im Vergleich zu deinen ewigen, überschwänglichen Freuden armseligen, aber dafür wirklichen, zeitlichen Freuden. Bringen wir daher vor allen Dingen wieder die Zeit zu Ehren! Nur ihr haben wir es zu verdanken, dass wir von den geologischen Ungeheuern, den Dinotherien und Megatherien, den Ichthyosauren und wie weiter diese thierischen Grossmächte heissen, befreit sind; nur ihr werden wir es, allerdings nicht ohne unsre Mitwirkung zu verdanken haben, wenn wir einst auch von den jetzt noch existirenden theologischen und anthropologischen Ungeheuerlichkeiten und Unverträglichkeiten mit der menschlichen Existenz und Wohlfahrt frei werden.

Der moralische Glückseligkeitstrieb.

Schon wieder abgeschweift, verirrt in das Gebiet der Geschichte, und diesmal gar der Naturgeschichte, bis in die fernen Zeiten ausgestorbner Thiergeschlechter! Bleibe in der Gegenwart, bleibe bei den gemeinen, den alltäglichen Erscheinungen des menschlichen Lebens! Wer weiss nicht mit Helvetius,*) dass es genug unglückselige Menschen gibt, welche nur durch solche Handlungen glücklich werden, die sie auf's Schaffot führen? Und wer kennt nicht den berühmten, von demselben Helvetius bei derselben Gelegenheit angeführten Augenarzt und den Rath, den er einem an den Augen

*) De l'Esprit. Disc. IV. Ch. 11.

leidenden Weintrinker gibt? „Wenn Du“, sagte er zu ihm, „mehr Vergnügen findest am Wohlgeschmack des Weines, als am Genuss de Augenlichts, so ist der Wein für Dich ein grosses Gut; wenn aber das Vergnügen, zu sehen, für Dich ein grösseres ist, als das Vergnügen, zu trinken, so ist der Wein für Dich ein grosses Uebel.“ Was geht aber über das Vergnügen des Sehens? was über das Glück gesunder Augen? Wie Viele vergessen und vernachlässigen aber gleichwohl über dem Wohlgeschmack an Getränken und Speisen das Wohlsein ihrer Augen, das Wohlsein selbst ihrer edelsten Leibes- und Lebensorgane, ihrer Denkorgane! Beweisen aber diese Menschen, weil sie einen höhern und dauernden Glückseligkeitstrieb einem niederen und vorübergehenden aufopfern, etwas gegen den Glückseligkeitstrieb als einen naturbegründeten, naturberechtigten Trieb? Beweisen die Leute, die sich aus Trinksucht böse Augen zuziehen, dass die Gesundheit, wie überhaupt, so auch die der Augen, kein Gut für die Menschen, selbst auch der Weintrinker ist; dass sie ein Verlangen haben, krank und blind zu sein, dass sie nicht das Gegentheil wollen, wenn sie gleich das Gegentheil der Gesundheit thun? Oder ist der Arzt, weil er seinen Patienten, gesetzt, dass er wieder gesund oder, wenn er schon gesund, nicht krank werden will, einen Genuss beschränkt oder gar verbietet, ihm wehe thut, Enthaltung, Verneinung von Genüssen auferlegt, desswegen ein Misanthrop, ein Bösewicht, ein Unmensch, ein Tyrann? Wer ist denn aber dieser berühmte Augenarzt? der alte, wohlbekannte Glückseligkeitstrieb, nur mit einem neuen und bisher nicht in Betracht gezogenen Prädikate: der moralische Glückseligkeitstrieb. Die gemeinen Einwürfe und Widersprüche gegen den Glückseligkeitstrieb beweisen nichts weiter, als dass es für den Menschen keine Glückseligkeit ohne Vernunft und Moral gibt. Ich habe hier und jetzt jedoch im Auge nur den Theil der Moral, der bei den Moralisten blos von den sogenannten Pflichten des Menschen gegen sich selbst handelt.

Die Moralisten haben sich von jeher darin gefallen, sich einander mit grosssprecherischen Phrasen zu überbieten, sich für um so grössere und bessere Moralisten zu halten, je mehr sie übertriebene, transzendente, un- und übernatürliche, un- und übermenschliche Begriffe aufstellten; sie haben es für eine Verunreinigung, eine Befleckung, eine Schändung der heiligen Jungfrau Moral angesehen, wenn sie auch nur einen Blutstropfen von Egoismus, selbst vom gesunden, naturgemässen, nothwendigen, unerlässlichen, mit

dem Leben identischen Egoismus übrig liessen. Namentlich haben die deutschen Moralisten es sich als ein besonderes Verdienst angerechnet, dass sie, wie schon oben angedeutet, aus der Moral allen Eudämonismus, d. h. in Wahrheit allen Inhalt ausgemerzt. Und doch reden und handeln dieselben Herren, die nichts vom Egoismus, nichts vom Glückseligkeitstrieb in der Moral wissen wollen, von Pflichten gegen sich selbst, als wären — o welche Heuchelei! — die Gebote, worauf sie sich stützen, nicht Gebote des eignen, individuellen Glückseligkeitstriebes. Anerkennt ihr Pflichten des Menschen gegen sich, eben so wie Pflichten gegen die Nebenmenschen, und zwar mit Recht, denn im Vergleich zu den Pflichten gegen Andere und im Gegensatz zu den unverschämten Forderungen, die sie an mich stellen können, gibt es wirklich solche, und ist folglich dieser Ausdruck ein berechtigter und richtiger — nun, so anerkennt auch offen und ehrlich den Egoismus, erhebt ihn unumwunden und feierlich in den Adelsstand der Moral als ein nothwendiges Element, als einen Grundbestandtheil derselben. Nur keine Heuchelei, keine Verstellung, wenigstens in der Moral! Sie ist das grösste Laster — die Giftmörderin der Tugend, während die andern Laster nur rohen Todtschlag ausüben — obwohl in unsrer Zeit das herrschende Laster im Staat und in der Kirche, auf der Hochschule und in der Dorfschule, im Kloster und in der Kaserne.

Neigung und Pflicht sind allerdings keine Worte von derselben Bedeutung, keine Synonymen; sie müssen also unterschieden werden. Was ich aus Neigung thue, thue ich aus Glückseligkeitstrieb, thue ich, weil es mich unmittelbar beglückt, thue ich gerne, mit Lust und Liebe; was ich aus Pflicht thue, das thue ich, auch wenn es mich nicht beglückt, aber eben desswegen auch mir so oft missglückt, ja widersteht, thue ich mit Selbstüberwindung, nur aus innerm und äusserm Zwang, denn sie sind fast immer bei einander, wenn wir uns gleich des letztern nicht bewusst sind, oder selbst aus moralischem Eigendünkel uns nur mit der Vorstellung schmeicheln, dass wir nur aus Pflichtgefühl handeln. Aber müssen wir denn aus dieser Uneinigkeit des Sinnes, aus diesem Wortstreit sofort, wie die moralischen Puristen und Pedanten, die traurige Nothwendigkeit einer förmlichen, totalen Ehescheidung zwischen Pflicht und Neigung folgern? Was ich heute in dieser Stimmung, in diesem Körper- und Geisteszustand nur thue, weil ich es thun muss, also mit Widerstreben thue, das thue ich vielleicht schon morgen mit

grösster Leichtigkeit und Freudigkeit. Was mir in dieser Lebensperiode nur Missvergnügen macht, nur widerlich ist, wie der Gang in die Schule, nur Sache eben der Pflicht, das gereicht mir in späteren Jahren, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar an sich selbst, sondern nur in seinem Resultat, zum grössten Nutzen und Vergnügen, und ich erkenne jetzt mit Lächeln, dass die Zwangsjacke der Pflicht nur auf Geheiss meines eignen, damals nur noch missverstandnen und unerkannten Glückseligkeitstriebes mir angelegt wurde. Was gehört dazu, Meister auf einem Instrumente zu werden! Welche Beharrlichkeit, welch' unermüdlicher, ach wie viele süsse Freuden aufopfernder Fleiss! Welche langweilige Uebungen! Welche Anstrengungen der Muskeln und Nerven! Und doch habe ich dieses Instrument nur aus Neigung ergriffen, und doch wie oft mit Abneigung, nur aus Pflicht darauf gespielt! wie oft vor Unmuth es selbst zum Teufel gewünscht! Und doch ist dieses in Momenten des Unwillens über die Entsagungen und Plagen, die es mir auferlegt hat, verdammte Instrument die Quelle meines grössten Vergnügens und Glückes. „O Ewigkeit, du Donnerwort!" was hast du nicht für Unheil in den Herzen und Köpfen der Menschheit angerichtet. Du nur hast es zu verantworten, dass sie die Physik der Sittenlehre zur Metaphysik, Menschenwort zu Gotteswort, Besonderes zum Allgemeinen, Vorübergehendes zum Bleibenden gemacht haben. Weil Neigungen und Pflichten — nicht zu vergessen, dass hier immer nur von Pflichten gegen sich selbst die Rede ist — sich oftmals einander in den Haaren liegen, sich zanken und balgen, haben die moralischen Zeitlosen sie zu Todfeinden, zu nicht momentanen und relativen, sondern absoluten, wesentlichen, ewigen Feinden gemacht, wenigstens so lange sie auf Erden weilen; denn in der überirdischen und überzeitlichen jenseitigen Welt sollen ja die Feinde Freunde werden.

Die Pflichten gegen sich selbst sind nichts Anderes, als aus dem Glückseligkeitstrieb entsprungene, aus der Erfahrung von ihrer Uebereinstimmung mit dem Wohl und Wesen des Menschen geschöpfte, von glücklichen, normalen, gesunden Menschen abgezogene, für Andere und für sie selbst im Fall der Erkrankung als Muster hingestellte Verhaltungsregeln zur Erhaltung oder Erwerbung leiblicher und geistiger Gesundheit. Pflicht ist nur, was gesund ist, selbst schon in seiner blossen Ausübung Zeichen und Ausdruck von Gesundheit ist, oder gesund macht; denn es gibt auch so unter-

geordnete Pflichten oder Tugenden, die nur Mittel zum Zweck der Gesundheit, für sich selbst ohne Werth sind.

Eine solche untergeordnete, niedrige, in den Augen des Supranaturalisten dieses Namens nicht einmal würdige Pflicht oder Tugend ist z. B. die Reinlichkeit. Und doch hat sie gleichwohl an sich alle die Merkmale, die den moralischen und philosophischen Supranaturalisten bestimmen, die Pflicht und den Glückseligkeitstrieb zu grundverschiednen Wesen zu machen. Der Mensch hat in seinem Hochmuth die Namen von Thieren zur Bezeichnung menschlicher Laster, zu Schimpfnamen herabgewürdigt, so auch den Namen des Schweins zur Bezeichnung der Unreinlichkeit. Welche Injurie gegen die armen, leider nicht der Sprache mächtigen Thiere! Wie die Thiere überhaupt — wenn auch nicht alle, doch die meisten, was ich nicht weiss — mehr oder minder, ist selbst auch das Schwein ein die Reinlichkeit liebendes und nur in ihr gedeihendes Thier. Nur der Mensch ist nicht nur ein gebornes Schwein, wie allerdings auch das junge Thier, welches aber aus Mangel an Selbstthätigkeit, aus Unbehülflichkeit an seinen Eltern die Stellvertreter des eignen Glückseligkeits- und Reinlichkeitstriebes hat, sondern auch ein bleibendes Schwein, weil, wo die Eltern sich im Kothe wälzen, es auch die Kinder ihnen nachthun, und so sich der historische Koth von Generation auf Generation unbeanstandet, unberührt von kritischer Neuerungs- und Reinigungssucht, forterbt.

Die Unreinlichkeit ist ein dem Menschen angebornes, in seiner natürlichen Trägheit, Faulheit, Gewohnheits- und Bequemlichkeitsliebe gegründetes, nicht nur auf Einzelne, sondern ganze Völker und Stämme sich erstreckendes Laster. Die Sumatraner z. B. „waschen niemals ihre Kleider, die Hottentotten niemals ihre Körper. Die Unreinlichkeit ist daher so tief in ihre Haut eingedrungen, dass man kaum unterscheiden kann, welches ihre rechte Farbe ist, sie sind schwarz wie Russ.“*) Die Hottentotten, die Einwohner von Unalaschka, die Grönländer essen selbst ihre Läuse. Letztere „streichen den Schweiss, damit er nicht verloren gehe, mit einem Messer vom Gesichte und lecken ihn auf“, und die Unalaschkaner „verschlingen den Schleim aus ihren Nasen.“ Die Grönländer waschen sich zwar, aber sie waschen sich — noch dazu nicht die

*) Histor. Nachr. zur Kenntniss des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande von C. Bastholm. Altona, 1818. I. Thl., Kap. 4. Nach neueren Reisebeschreibungen gibt es jedoch auch selbst unter den Hottentotten reinliche Stämme.

Männer, sondern die Frauenzimmer — in ihrem Urin. Welche Geschmacksverirrung! So sieht es mit der Unreinlichkeit beim „Menschen in seinem wilden und rohen Zustand“ aus. Mit Recht bemerkt daher der dänische Schriftsteller, aus dem wir diese Beispiele anführten, dass es eines Menu, eines Zoroaster, eines Moses und Muhamed bedurfte, um den Menschen aus seinem Schmutze zur Kultur der Reinlichkeit emporzuheben, dass er also nur durch die Religion, durch die Offenbarung Gottes Gestank und Wohlgeruch, Urin und Wasser, Läuse und Speise, After und Mund, welche ja auch bei vielen niederen Thieren ein und dasselbe Organ sind, unterscheiden lernte.

Aber so tief wie ein Eingeweidewurm steckt die Unreinlichkeit dem Menschen im Fleische, dass es auch selbst unter den kultivirten und zivilisirten Völkern genug schmutzige gibt, und auch wieder bei den reinlichen so viele rohe, verwahrloste, wasserscheue, mit ihrem Unrathe verwachsene Menschen, welche sich niemals waschen, oder höchstens nur an den hohen Festtagen, wenn sie Städter, oder nur einmal des Jahres, wenn sie Landleute sind, an dem Kirchweihfeste, gleichwohl aber, wenn sie wegen ihrer Schmutzigkeit zurecht gewiesen werden, beleidigt und entrüstet ausrufen: wasche ich mich denn nicht alle Kirchweihe? gleich als hätten sie mit dieser einmaligen, noch dazu höchst oberflächlichen Waschung ein überverdienstliches Werk vollbracht, gleich als wäre Selbstreinigung für sie asketische Selbstpeinigung. Und sie ist es auch in der That für sie.

Gleichwohl ist die Reinlichkeit, welche für den rohen und verwilderten Menschen eine saure, traurige Pflicht ist, welche er eben desswegen gar nicht erfüllt oder nur ungern, mit Unlust erfüllt, für den und an dem Kultivirten eine Befriedigung und Bethätigung des oder eines Glückseligkeitstriebes, eine auf Neigung und Trieb gegründete Tugend, deren Ausübung daher, wenn sie gleich immerhin, namentlich bei der Anwendung radikaler Reinigungen, mit Ueberwindung gewisser widerstrebender Gefühle, der Gelüste der Faulheit, Weichlichkeit und Bequemlichkeitsliebe verbunden ist, doch ihm so natürlich vorkommt, wie Essen und Trinken, was, wie wir aus Luther wissen, das allerfröhlichste und allerleichteste Werk ist. Was aber von der Reinlichkeit gilt, die ich nur desswegen hervorgehoben, weil ich überall das Sinnfällige, das Unbestreitbare zum Ausgangspunkt, zur Grundlage mache, ehe ich in höhere und

dunklere Regionen mich versteige, das gilt von der Tugend überhaupt, wenigstens der sich auf das eigne Selbst beziehenden.

Wesentliche Unterschiede der Glückseligkeit und der Selbstliebe.

Die moralischen Supranaturalisten haben die Glückseligkeit, die Selbstliebe überhaupt von der Moral ausgeschlossen, weil, wie Kant sagt, „ein Gebot, dass Jedermann sich glücklich zu machen suchen sollte, thöricht wäre, denn man gebietet niemals Jemandem das, was er schon unausbleiblich von selbst will“. Dasselbe sagt schon Seneca in Beziehung auf die Selbstliebe. Aber gibt es denn nur Eine und dieselbe Selbstliebe, Eine und dieselbe Glückseligkeit? Ihr seid doch sonst so freigebig mit euern Unterscheidungen, selbst mit scholastischen Distinktionen und Distinktiönchen feinster Sorte, und nur, wo ihr auf die Selbstliebe und Glückseligkeit zu sprechen kommt, da hört euer Unterscheidungsvermögen auf, da ist Alles, auch das Verschiedenartigste, gleich und eins. Wohl ist es wahr, auch der Hottentotte ist glücklich und liebt sich selbst eben so gut, als der Königsberger Weise oder der römische Philosoph und Staatsmann; fühlte er sich unglücklich, so würde er sich angetrieben fühlen, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um aus diesem seinem elenden Zustand herauszukommen. Die Glückseligkeit ist ja „subjektiv“, wie die Moralisten nur zu gut wissen und sagen, und sie ist es auch in der That. Meine Glückseligkeit ist unabsonderlich von meiner Individualität, sie ist nur die meinige, nicht deine, so wenig als die Haut, in der ich stecke, die deinige ist. Aber doch ist ein grosser Unterschied zwischen der Haut des Hottentotten und der Haut eines Königsbergers oder Römers, zwischen dreckverschlossenen und geöffneten, gelüfteten Hautporen, zwischen der Selbstliebe, die eins ist mit der Liebe zum Unrath und Ungeziefer, und der den Unrath von sich unterscheidenden und absondernden Selbstliebe, kurz zwischen stinkender und wohlriechender Selbstliebe. Eigenlob stinkt, sagt man; aber nicht da, wo es gerecht und nothwendig ist, um mich selbst boshafter Tadel- und Schmähsucht gegenüber zu erhalten und geltend zu machen. Dasselbe gilt von der Eigen- oder Selbstliebe, und zwar noch in weit höherem Grade; denn es gibt nicht nur eine gerechte und relativ nothwendige, sondern auch ab-

solut nothwendige, von meinem Wissen und Wollen ganz unabhängige Selbstliebe, die man so wenig von mir wegnehmen kann, als meinen Kopf, ohne mich selbst geradezu todtzuschlagen. Nur der Katholizismus, nur der Jesuitismus hat freilich auch hier Unglaubliches, Unmögliches geleistet; er hat dem Menschen den Kopf abgeschlagen, und doch geht er, wie der heilige Dionysius, noch heute umher mit dem abgeschlagenen Kopfe unter dem Arme starker Regierungen und unter dem Schutze dummer, geistesschwacher Völker. Doch kehren wir wieder von den Jesuiten zurück zu den Hottentotten, ihren Geistesverwandten. Was? Geistesverwandte — Hottentotten und Jesuiten! Nur weg mit diesen Frage- und Ausrufungszeichen des Entsetzens. Ich gebe gerne einen Unterschied zu, er besteht aber nur darin, dass die Hottentotten von Natur sind und thuen, was die Jesuiten aus purer Religion, aus purer Gottesliebe thun, dass jene keinen Reinigungstrieb haben und kennen, diese aber den im Menschen bereits erwachten Selbstreinigungstrieb wieder gewaltsam, geflissentlich, mit ausstudirten Mitteln, als ein gotteslästerliches, materialistisches Gelüste unterdrücken, um den Menschen wieder zum Hottentotten, womöglich noch unter den unfläthigen und unwissenden Hottentotten herunterzubringen. „Schönheit, sagt z. B. der hochehrwürdige Pater Lechner — eine Stelle, die ich schon vor 30 Jahren in meinem P. Bayle anführte, um die Hässlichkeit des Katholizismus gegen die katholisirenden Kunstfasler ad oculos zu demonstriren, — Schönheit also „ist der Tugend der Demuth“ — aber ist Demuth nicht die höchste Tugend des Katholiken, wenn auch nicht des Priesters, doch des Laien? — „sehr gefährlich. In Würzburg hat sich desswegen ein Jünger von Adel und grossem Vermögen das A n g e s i c h t m i t K o t h bespritzt und ist im Bettleranzug um Almosen gegangen!“ So schmutzig, so unfläthig auch der Hottentotte ist — er beschmutzt doch nicht das menschliche Angesicht absichtlich mit Koth. Zwar gestattet der Jesuitismus — wie ist er doch so human und liberal! — dem Menschen die naturrechtliche Freiheit, sich seines Kothes zu entledigen; aber es muss nur mit Erlaubniss des Beichtvaters, des geistlichen Oberhauptes überhaupt geschehen. Wenn nämlich der Jesuit so demüthig, so gehorsam ist, dass er sich selbst nicht den Sterbeakt, wie viel weniger also einen untergeordneten Naturakt erlaubt, ohne vorher dazu sich die Erlaubniss seines Vorgesetzten zu erbitten, wenn die heilige Brigitta, auch eins von den heiligen Vorbildern des Jesuitismus, aus Demuth s e l b s t i h r e A u g e n ohne Erlaubniss ihres Beichtvaters

nicht aufzuschlagen und empor zu richten sich getraute*), so ist sie doch gewiss, wenn dies gleich nicht ausdrücklich gesagt ist in ihrer Lebensbeschreibung, weil es zu den innersten Geheimnissen des Jesuitismus gehört, auch nicht ohne Erlaubniss ihres Beichtvaters auf den Abtritt gegangen. Der römische Kaiser Vespasian besteuerte in seiner Geldnoth selbst den menschlichen Urin: warum sollte der Jesuiten-Imperator in Rom nicht den menschlichen Koth in geistlichen Beschlag und Verschluss nehmen? Gewiss werden wenigstens die modernen Jesuiten, bei denen jeder Zoll ein Katholik, der Katholizismus nicht nur bis ins Herz, sondern bis in den Mastdarm eingedrungen ist, gegen diese Konsequenz nichts einzuwenden haben.

Also auch dem schmutzigen Hottentotten ist es wohl in seinem Schmutze. Dennoch ist zwischen dem Wohlbefinden des Schmutzigen und dem Wohlbefinden des Reinlichen nicht nur ein relativer und subjektiver, sondern auch ein objektiver, wirklicher, gegenständlich begründeter, thatsächlicher Unterschied vorhanden. Es ist etwas ganz Anderes, ob ich das Ueble gut finde, richtiger ausgedrückt, nicht als Uebeles empfinde und erkenne, weil ich es gewohnt bin und nichts Besseres kenne, oder ob ich das Gute selbst geniesse; ob ich selbst den hässlichsten Gegenstand nicht mehr rieche, wenigstens als etwas mich Belästigendes und Beleidigendes, oder ob ich wirkliche Wohlgerüche einathme. Es ist ein Unterschied, so gross, so objektiv, so ausgemacht, wie irgend ein chemischer Unterschied, wie etwa der Unterschied zwischen Stickstoff und Sauerstoff, zwischen Schwefelwasserstoff und Ozon. Gestank nicht mehr riechen, ist soviel wie überhaupt nicht mehr riechen; aber wie viele Genüsse, wie viele wohlthätige — freilich auch entgegengesetzte — Nervenerregungen entbehrt der, der nur einen abgestumpften oder gar keinen Geruch hat! Gönnen wir also neidlos auch dem Hottentotten seine Glückseligkeit, aber unterlassen wir es nicht, aufs schärfste zu unterscheiden zwischen stumpfsinniger und scharfsinniger, zwischen katholischer und menschlicher, dummer und gebildeter, kothbefleckter und kothgereinigter Glückseligkeit! Jede vermittelst der Seife der Kultur dem Einfluss von Luft und Licht neugeöffnete Pore unsrer Haut ist auch eine neue Quelle von Tugend und Glückseligkeit.

Allerdings ist selbst auch Licht und Luft von gleicher guter Beschaffenheit nicht von gleicher Beglückungskraft für Menschen von

*) Revelationes s. Brigittae. Col. Bon. et Brux. 1851. Vita S. B. p. 7.

verschiedener Beschaffenheit und Individualität. Es gibt unverbesserlich und unveränderlich schmutzige Menschen, die über die Zumuthung, sich von ihrem schon durch sein Alterthum geheiligten, von den Urvätern ererbten Schmutz zu trennen, so entsetzt und empört sind, als muthete man ihnen zu, sich die Haut vom Leibe ziehen zu lassen. Es gibt so licht- und luftscheue Menschen, dass sie schlechterdings nicht das Leben in der freien und lichten Natur vertragen, dass sie allein selig sind in dunkeln und dumpfen Löchern, wo Kröten und Unken hausen, dass sie das Licht als Finsterniss schmähen, die Finsterniss dagegen als Licht preisen. Kurz, es gibt unzählige Menschen und selbst Menschenarten, die sich für kerngesund halten, aber nur, weil sie schon von Mutterleib an krank gewesen sind, und folglich auch nichts von Gesundheit wissen und wissen wollen. Aber folgt aus dieser eingebildeten Gesundheit des Kranken, dass es keine wirkliche Gesundheit gibt, und dass diese wirkliche Gesundheit nicht ein Gut an sich selbst ist? Man kann sich bekanntlich auch an Gifte gewöhnen, selbst an Arsenik, und so ein Arsenikesser sieht aus so gesund und frisch wie das Leben selbst, gerade so wie unser jetziger, renommistischer, mit seiner Lebenskraft sich brüstender Katholizismus; und doch ist diese Wangenröthe, dieser blendende Glanz und Schein von Lebensfrische nur Wirkung des tödtlichen Giftes, das er im Innern seines Leibes birgt.

Aber selbst auch an das Gute, das Gesunde muss sich erst der Mensch gewöhnen. Auch der beste Wein schmeckt nicht, wenn man an keinen Wein oder nur an ganz schlechten Wein gewöhnt ist. Ich kenne bayrische „Patrioten“, für die der Sprung über den Partikularismus „des bayrischen Nationalgetränkes“ ein Salto mortale ist, die bei einem Glase Wein das Gesicht verziehen und sich gebärden, als böte man ihnen den sokratischen Schierlingstrank. Ist desswegen der Weingenuss und der Biergenuss von gleichem Gehalte, von gleichem Werthe? Erfreut das Bier des Menschen Herz ebenso wie der Wein? Steht etwas vom Biere in der heiligen Schrift? Oder hat vielleicht wirklich schon der gelehrte, theologische Aberwitz der Neuzeit aus den Rippen Adams oder den Lenden Noahs den Gambrinus herausgeschnitten, den biblischen und christlichen Ursprung, natürlich vor Allem des Bieres par excellence, des bayrischen Bieres nachgewiesen? „Aller Anfang ist schwer“, heisst es auch hier überall, im Grössten wie im Kleinsten, im Höchsten wie im Gemeinsten. Und, leider! gibt es unzählige Menschen und

Völker selbst, die vor den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des Anfangs zurückschaudern, oder, wenn sie auch diese mit Mühe und Noth überwinden, doch nicht weiter und höher schreiten, sondern zeitlebens erschlafft auf halbem Wege stehen bleiben, weil jeder Fortschritt ein Abschnitt, mit jedem Abschnitt ein neuer Anfang, und mit jedem neuen Anfang auch wieder neue Schwierigkeiten, nur anderer Art als die allerersten, verbunden sind.

„Noth meistert alle Gesetze und hebt sie auf."

„Das Gebot: Du sollst glücklich sein, ist ein thörichtes." Eben ein solches ist aber auch das Gebot: Du sollst moralisch oder tugendhaft sein. Es ist eine grundverderbliche, gemeinschädliche Vorstellung, dass die Moral nur vom Willen abhänge. Es ist dies nichts als der alte, nur ins Gebiet des Moralischen, in den menschlichen Willen versetzte Mirakelglaube. So gut die Glückseligkeit nicht allein von mir abhängt, obgleich sie nicht ohne meine Mitwirkung und Selbstthätigkeit mir zu Theil wird, so gut hängt auch die Moralität nicht allein von meiner willkürlichen Thätigkeit, sondern auch von äussern Gütern, von der Natur, vom Körper ab. Es gibt keine Glückseligkeit ohne Tugend, ihr habt Recht, ihr Moralisten, ich stimme euch von Herzen bei, ich habe es ja schon eben euch zugegeben; aber merkt es euch, es gibt auch keine Tugend ohne Glückseligkeit — und damit fällt die Moral ins Gebiet der Privatökonomie und Nationalökonomie. Wo nicht die Bedingungen zur Glückseligkeit gegeben sind, da fehlen auch die Bedingungen der Tugend. Die Tugend bedarf eben so gut als der Körper Nahrung, Kleidung, Licht, Luft, Raum. Wo die Menschen so aufeinander gepresst sind, wie z. B. in den englischen Fabriken und Arbeiterwohnungen, wenn man anders Schweineställe Wohnungen nennen kann, wo ihnen selbst nicht der Sauerstoff der Luft in zureichender Menge zugetheilt wird — man vergleiche hierüber die wenigstens an unbestreitbaren Thatsachen interessantester, aber auch schauerlichster Art reiche Schrift von K. Marx: „das Kapital" — da ist auch der Moral aller Spielraum genommen, da ist die Tugend höchstens nur ein Monopol der Herren Fabrikbesitzer, der Kapitalisten. Wo das zum Leben Nothwendige fehlt, da fehlt auch die sittliche Nothwendigkeit. Die Grundlage des Lebens ist auch die Grundlage der Moral. Wo du vor Hunger, vor Elend keinen Stoff

im Leibe hast, da hast du auch in deinem Kopfe, deinem Sinne und Herzen keinen Grund und Stoff zur Moral. Wer wird es leugnen wollen, dass es auch Menschen gibt, die lieber Hunger leiden, oder selbst Hungers sterben, ehe sie sich eines verbrecherischen Schurkenstreiches schuldig machen? Leider gibt es oft genug solche Zeiten, wo die Tugend Hunger leidet, nur der Schurke mit äussern Glücksgütern gesegnet ist. Aber solche Menschen haben doch in ihrer frühern Lebensstellung, vielleicht schon von Kindheit an, Zeit und Gelegenheit gehabt, an noch ganz andere Dinge und Genüsse zu denken, als nur an Essen und Trinken, und in diese andern Dinge so sich einzuleben und einzuüben, dass sie ihnen so unentbehrlich geworden sind, wie das tägliche Brod. Sie haben sich von Jugend an nicht an Schurkenstreiche gewöhnt, oder nicht nur auf solche Dinge gesonnen und sich dieselben einstudirt, deren nothwendiges Resultat solche Handlungen sind, darum begehen sie auch selbst in der Noth keine Schurkenstreiche. „Gewohnheit ist das Geheimniss der Tugend"; freilich auch des Lasters; aber jener Satz enthält eben die stillschweigende Voraussetzung, dass man sich auch an die Tugend gewöhnt. Solche edle Menschen mögen wir in erbärmlichen Zeiten stets als erhebende und ermuthigende Vorbilder uns vorhalten, aber sie sind Ausnahme von der Regel; sie beweisen nichts gegen die Behauptung, dass die nothwendigen Lebensmittel auch die nothwendigen Tugendmittel sind.

Nicht „der gute Wille der Moralphilosophen", aber auch nicht der hinzutretende kluge, den eignen Schwächen und Verlockungen zum Verbrechen rechtzeitig begegnende „Verstand" der Kriminalisten à la A. v. Feuerbach — nur die Glückseligkeit, aber nicht die luxuriöse, die aristokratische, sondern die gemeine, plebejische Glückseligkeit, die mit dem Genusse des Nothwendigen, was freilich auch relativ, je nach dem Standpunkt der Menschheit verschieden ist, nach gethaner Arbeit verbundene Glückseligkeit, nur diese ist es, welche im Grossen und Ganzen die Menschen vom Laster und Verbrechen abhält. Wollt ihr daher der Moral Eingang verschaffen, so schafft vor allem die ihr im Wege stehenden, materiellen Hindernisse hinweg! Alles aber, was mit der nothwendigen, mit dem menschlichen Leben identischen Glückseligkeit im Widerspruche steht, das steht auch der Tugend im Wege und mit ihr im Widerspruch. Das delphische Orakel erklärte im Gegensatze zu dem dummen König Gyges oder Krösus, der sich wegen seines unermesslichen Reichthums für den glücklichsten Menschen hielt, den

armen und tugendhaften Arkader Aglaus für den Glücklicheren. Aber der arme und tugendhafte Aglaus hatte doch einen eignen, zwar kleinen, aber zu seinem Lebensunterhalt vollkommen hinreichenden Acker. Sein Moralsystem war also auf guter materieller Grundlage auferbaut. Wo aber die eigentliche Armuth, die Noth beginnt, wo der Glückseligkeitstrieb so herunter gesunken ist, dass er sich nur auf die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, auf Stillung des Hungers beschränkt, da schweigt auch das delphische Orakel und der kategorische Imperativ. Noth kennt kein Gebot, heisst es schon im Sprüchwort. „Von 100 Strassendirnen Londons“ — lese ich eben in einem alten Exzerpt aus der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 26. April 1858 — „sind erwiesenermassen 99 Opfer der Noth“. Neunundneunzig Opfer der Noth, nicht der sinnlichen Lust, nicht des Mangels an gutem Willen und Verstand oder gar an Glauben, welchem Mangel die geistlichen Herren, ihrem Interesse und Berufe gemäss, alle Laster und Verbrechen der Welt anfbürden, nein! nur Opfer des Mangels an den nothwendigsten Lebensmitteln! Wahrlich, man kann auch von den Londoner Strassendirnen Moral lernen — lernen, dass ihre Verworfenheit nur von dem verworfnen, verneinten Glückseligkeitstrieb abstammt, dass die Pflicht der Tugend das unumgängliche und unumstössliche Recht, das heilige Naturrecht des Glückseligkeitstriebes zur Voraussetzung hat.

Uebrigens sind wir mit dieser Unterscheidung zwischen den Motiven schon über das Gebiet „der Pflichten gegen sich selbst“ in das Gebiet der Pflichten gegen Andere übergegangen, damit in den zweiten Theil der Moral, der aber so sehr das Ganze beherrscht, dass selbst auch die auf das eigene Selbst sich beziehenden Pflichten nur als Pflichten gegen Andere angesehen und behandelt werden können, dass hier erst die grosse Streitfrage zwischen Pflicht und Glückseligkeit, hier erst die Frage: was ist denn Moralisch, was das charakteristische Merkmal und Fundament der Moral? sich aufthut. In der That ist Moral eines für sich allein gedachten Individuums eine leere Fiktion. Wo ausser dem Ich kein Du, kein anderer Mensch ist, ist auch von Moral keine Rede, nur der gesellschaftliche Mensch ist Mensch. Ich bin Ich nur durch Dich und mit Dir. Ich bin meiner selbst nur bewusst, weil Du meinem Bewusstsein als sichtbares und greifbares Ich, als anderer Mensch gegenüberstehst. Weiss ich, dass ich Mann bin und was der Mann ist, wenn mir kein Weib gegenübersteht? Ich bin meiner selbst

bewusst, heisst: ich bin mir vor allem Anderen bewusst, dass ich ein Mann bin, wenn ich nämlich ein Mann bin. Das gleiche, unterschiedslose und geschlechtslose Ich ist nur eine idealistische Chimäre, ein leerer Gedanke. Nur der ins ganze und innerste Wesen dringende Einschnitt ins Fleisch, der Mann und Weib von einander geschnitten, wenn wir einer platonischen Mythe einen Augenblick Zeit und Raum gönnen, begründet oder verwirklicht und versinnlicht erst den Unterschied zwischen Ich und Du, auf dem unser Selbstbewusstsein beruht. Sind denn nicht aber auch die Thiere männliche und weibliche? Ja freilich, aber was hat denn nicht Alles der Mensch mit den Thieren gemein? Der Unterschied ist nur, dass das mit ihnen Gemeinsame in ihm vermenschlicht, vergeistigt, veredelt, leider! aber auch oft verunstaltet und verschlechtert wird.

Wie zur Entstehung des Menschen — versteht sich nach vorausgegangner Urzeugung, von der wir noch nichts Bestimmtes wissen, nur so viel, dass der aus ihr hervorgegangene Mensch noch kein Mensch, wenigstens in unserem Sinn — ein solcher war erst der zweite, der vom Menschen gezeugte und empfangne Mensch — wie also zur physischen Entstehung des Menschen, so gehören auch zur geistigen Entstehung, zur Erklärung der Moral, zum allerwenigsten zwei Menschen — Mann und Weib. Ja, das Geschlechtsverhältniss kann man geradezu als das moralische Grundverhältniss, als die Grundlage der Moral bezeichnen. In einem wahren Kulturstaat, wovon freilich unsre gleissenden Scheinkulturstaaten noch unendlich entfernt sind, ist daher eine Kirche, die ihren Priestern die Ehelosigkeit zum Gesetz macht, eine moralische Unmöglichkeit. Gesetzliche Ehelosigkeit ist so viel als ein gesetzliches Verbrechen. Wo aber ein Verbrechen und zwar ein solches gegen die Natur des Menschen anerkannt und sanktionirt ist, da ist an sich jedes Verbrechen gegen sie geheiligt. Doch die aus dem Geschlechtsverhältniss abgeleitete Moral liegt ausser dem Plan dieser Schrift; für unsern gegenwärtigen Zweck halten wir uns nicht an die geheimen, sondern die offenbaren, männiglich bekannten Folgen der Paarung.

Wie leicht ist es doch, die sogenannten Pflichten gegen sich in Uebereinstimmung mit dem Glückseligkeitstriebe zu bringen. Aber was hat die Moral mit diesen sogenannten Pflichten zu schaffen? Von Moral kann nur da die Rede sein, wo das Verhältniss des Menschen zum Menschen, des Einen zum Andern, des Ich zum Du zur Sprache kommt. Einen moralischen Sinn und Werth haben

die Pflichten gegen sich nur, wenn sie als indirekte Pflichten gegen Andere erkannt werden, wenn anerkannt wird, dass ich nur, weil ich Pflichten gegen Andere — meine Familie, meine Gemeinde, mein Volk, mein Vaterland, — auch Pflichten gegen mich selbst habe. Gut und Moralisch ist dasselbe. Gut ist aber nur, wer Anderen gut ist. Aber wie kommt denn ums Himmelswillen der Mensch von seinem egoistischen Glückseligkeitstrieb aus zur Anerkennung der Pflichten gegen andere Menschen? Darauf ist zu erwidern, dass diese Frage schon längst die Natur selbst entschieden und gelöst hat, indem sie nicht nur einen einseitigen und ausschliesslichen, sondern auch zwei- und gegenseitigen Glückseligkeitstrieb hervorgebracht, einen Glückseligkeitstrieb, den man nicht an sich selbst befriedigen kann, ohne zugleich, selbst nolens volens, den Glückseligkeitstrieb des andern Individuums zu befriedigen, kurz, einen männlichen und weiblichen Glückseligkeitstrieb, also in Folge dieses dualistischen Glückseligkeitstriebes das Dasein des egoistischen Menschen an das Dasein anderer Menschen, wenn auch nur seiner Eltern, seiner Brüder und Schwestern, seiner Familie gebunden ist, so dass der egoistische Mensch ganz unabhängig von seinem guten Willen, schon von Mutterleibe an die Güter des Lebens mit seinem Nächsten theilen muss, schon mit der Muttermilch also, mit den Elementen des Lebens auch die Elemente der Moral einsaugt, als da sind Gefühl der Zusammengehörigkeit, Verträglichkeit, Gemeinschaftlichkeit, Beschränkung der unumschränkten Alleinherrschaft des eignen Glückseligkeitstriebes. Und wenn alle diese unwillkürlichen, physisch-moralischen Einflüsse an dem unbeugsamen Starrsinn des Egoisten wirkungslos scheitern, zweifelt nicht! dann werden ihn die Püffe seiner Brüder und die Kniffe seiner Schwestern Mores lehren — lehren, dass auch der Glückseligkeitstrieb der Andern ein berechtigter ist, so gut als der seinige, ja ihn vielleicht selbst sogar zu der Ueberzeugung bringen, dass mit der Glückseligkeit der Seinigen seine eigne aufs innigste verwachsen ist. Wer aber auch auf diesem familiären Wege nicht zur Anerkennung der Pflichten gegen Andere kommt, der wird von Rechtswegen, um uns aus dem engen Kreise der Familie aufs Gebiet der menschlichen Gesellschaft zu versetzen, durch Anwendung von Gewaltmassregeln dazu gezwungen.*)

*) Vergl. X. 66 ff. „das Prinzip der Sittenlehre“: Autonomie — Heteronomie.

Das Recht ist auch Moral, aber Moral, deren Gebiet ein so bestimmtes und begränztes, dass ihre Pflichten nur beachtet werden können, weil ihre Nichtbeachtung mit peinlichen oder bürgerlichen Strafen verbunden ist, darum, wie die Geschichte beweist, die älteste, aber heute noch, wenn auch nicht in der Theorie, doch im Leben gültige und wirksame Moral. Welche eitle und unfruchtbare Bemühung daher, aus der modernen idealistischen, vom Rechte unterschiedenen Moral doch wieder das Recht deduziren zu wollen! Eine Deduktion, die übrigens, so verkehrt sie ist, einen guten historischen Grund hat; denn sie ist nur, wie die philosophische Ableitung der Welt aus dem Ich, die legitime Nachkommenschaft von der alten und geheiligten Erklärung der Welt aus Gott.

Peinliche Zwangs- und Strafmittel stehen nun allerdings im schreiendsten Widerspruche mit dem Glückseligkeitstriebe, aber doch nur mit dem des Leidenden, nicht mit dem der sie Ausübenden. Wer aber einmal nicht gut und freiwillig den Glückseligkeitstrieb der Andern anerkennt, ja selbst geradezu verletzt, der muss es sich auch gefallen lassen, wenn sie an ihm das Widervergeltungsrecht, das Recht des Rhadamantes, des furchtbaren Höllenrichters ausüben, wenn sie überhaupt zur Vorsorge für die Zukunft ihm und seines Gleichen gegenüber — und gegebenen Falls ist jeder Mensch möglicher Weise seines Gleichen — ihr Gut und Blut nicht dem wehrlosen guten Willen der Moral, sondern dem bis an die Zähne bewaffneten Rechte zum Schutze anvertrauen. Die vom Rechte abgesonderte Moral verheisst uns zwar sehr viel, unendlich mehr, als das Recht, aber ihre Leistungen bleiben meist unendlich weit, oft gänzlich hinter ihren Verheissungen zurück; das Recht dagegen verheisst uns wenig, dafür aber hält es aufs strengste, was es verspricht. Wir stellen an Dich, unverbesserlicher Egoist! durchaus keine übermenschlichen Forderungen, wir anerkennen sogar Deinen Egoismus, nur verlangen wir dafür von Dir, dass Du auch unsern Egoismus anerkennst; wir machen gar keine Ansprüche an Deine Grossmuth und Freigebigkeit, wovon Du ja nichts weisst und wissen willst, wir verlangen nur von Dir, dass Du uns nicht nimmst, was unser ist, dass Du uns ungeschoren im Genuss unseres Besitzes oder Erwerbes schalten und walten lässt, kurz wir verlangen von Dir nicht Moral, sondern nur Recht oder nur die mit dem Recht identische Moral: Rechtlichkeit, mit andern Worten: nicht „Tugendpflichten“, nur „Rechtspflichten“.

Was ist denn nun aber Moralisch? Was macht unsre Gesinnung

und Handlung zu einer moralischen? Müssen wir in der Moral das direkte Gegentheil von dem, was Recht und Rechtens ist, sein und thun? Müssen wir hier uns Alles gefallen lassen? widerstandslos uns hier das Hemd vom Leibe ziehen lassen oder besser selbst ziehen, um unsre gänzliche Eigenthumslosigkeit, Interesselosigkeit und Selbstlosigkeit als das wahre Muster der Moral in voller Blösse hinzustellen? „Befindet sich die Moral in der Schwebe, wie der Geist eines Verstorbenen", wie einst ein Landpfarrer in einer Grabrede sagte, d. h. schwebt die Moral in der Luft? Hat sie keinen Fuss mehr auf dem Boden des Rechts? Gilt hier nicht mehr das Grundrecht der Selbst- und Nothwehr? nicht mehr der egoistische Glückseligkeitstrieb? Hören wir in der Moral auf, Menschen zu sein? sollen wir den Engeln oder irgend welchen himmlischen, körper- und selbstlosen Phantasiewesen gleich werden? Nein! wir wollen auch in der Moral Menschen bleiben oder vielmehr es erst recht werden, denn das Recht für sich selbst ist allerdings ein einseitiger, unvollständiger, beschränkter, engherziger Ausdruck des menschlichen Wesens; wir bedürfen zu seiner Ergänzung eine Erweiterung und Erhebung über den herzlosen Rechtsegoismus der Moral. Rottet aber desswegen die Moral den Egoismus überhaupt, den vielleicht besser mit dem nicht so verschrienen Namen der Selbstliebe bezeichneten, den, theologischen und moralischen Hypokriten gegenüber, mit vollkommenem Rechte sogenannten Egoismus mit Stumpf und Stiel aus? Fordert sie eine nur aus dem Himmel der Theologie stammende und nur in diesem Himmel heimische Uneigennützigkeit? Ganz richtig: gut ist nur, wer Andern als sich gut ist. Aber ist von diesem Gutsein gegen Andere das Gutsein gegen sich selbst ausgeschlossen? Darf ich mir selbst nichts Gutes gönnen? muss ich mich hassen, anfeinden, verleugnen, verneinen, um das Prädikat eines moralischen Menschen zu verdienen, mich schlechterdings unglücklich machen, um Andere zu beglücken? Verdammt, kurzum, die Moral den eignen Glückseligkeitstrieb oder abstrahirt wenigstens von ihm als einem sie verunreinigenden Triebe? Mit Nichten, aber allerdings die Moral kennt keine eigne Glückseligkeit ohne fremde Glückseligkeit, kennt und will kein isolirtes, von dem Glück der Andern abgesondertes und unabhängiges, oder gar mit Wissen und Willen auf ihr Unglück gegründetes Glück, kennt nur eine gesellige, gemeinschaftliche Glückseligkeit.

Die Moral verdirbt und verübelt uns nicht, wie die katholische Heiligkeit, wie wir schon oben an dem Beispiel der heiligen Adel-

gunde sahen, den ästhetischen Geschmack, den Wohlgeschmack an guter geistiger und leiblicher Nahrung; es ist also nicht unmoralisch, Gutes zu essen, aber es ist unmoralisch, als Familienvater, um bei der nächsten und engsten menschlichen Gemeinschaft stehen zu bleiben, diesen Genuss nur mir allein mit Ausschluss der Meinigen oder gar auf Kosten ihres eignen Nahrungsbedürfnisses zu gönnen. Was aber die Moral uns gebietet, uns zu beschränken in unsern Lebensbedürfnissen, wenn sie nur zum Nachtheil und Verderben der Anderen befriedigt werden können, das thut der wahre, mustergültige Familienvater von selbst, aus eignem Antrieb; denn das mit den Seinigen getheilte Stück trocknen Brodes schmeckt und bekommt ihm besser, als das allein für sich genossene, saftigste Bratenstück.

Die moralischen Hyperphysiker haben dem sinnlichen Genuss in aristokratischem Gedankendünkel alles Recht, allen Antheil an moralischer Gesetzgebung abgesprochen, weil er der Allgemeinheit ermangle, nur singulär und partikulär sei; und doch beweist jeder alltägliche Familientisch, jeder öffentliche Festschmauss, wo vielleicht sogar die in ihren politischen, moralischen und religiösen Meinungen uneinigen Köpfe nur im guten Essen und Trinken einig sind, dass es auch einen gemeinschaftlichen Geschmack gibt.

Aber gilt das nur von den Gegenständen des Geschmackssinns, der Sinne überhaupt? Gilt dasselbe nicht auch und vielleicht noch mehr von den abstrakten, den un- und übersinnlichen Gegenständen? Alle Menschen unterscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht; aber was ist Recht, was Unrecht? Ueber diese allgemeinen Fragen findet keine Uebereinstimmung statt, namentlich wenn man seine Blicke über die Gränzen seines Landes und Volkes hinaus schweifen lässt. Was übrigens den Unterschied der Geschmäcker anbetrifft, so tritt dieser — und dies ist eine für die Sache des Glückseligkeitstriebes höchst wichtige Bemerkung — eigentlich erst hervor auf dem Gebiete der aristokratischen Kochkunst, der Gourmandise; sie bezieht sich nicht auf die einfachen, nothwendigen, allgemeinen, wenn auch nur, wie alles Menschliche, relativ allgemeinen, volksthümlichen, landessittlichen Speisen. Wie sind im Genusse und Preise solcher Speisen alle Zungen und Herzen einstimmig! Nur wo der Kaviar oder sonst ein exotisches Reizmittel des Appetites den Anfang macht, hört der Gemeingeist des Geschmacks auf, wird der Geschmack und mit ihm die menschliche Glückseligkeit überhaupt „subjektiv“, „partikulär“ und „singulär“,

wozu ihn unsre spekulativen Philosophen ohne Unterscheidung zwischen exquisiter table d'hôte und gemeiner Hausmannskost gemacht haben.

Es ist aber desswegen keineswegs unmoralisch, Leckerbissen zu speisen, wenn man dazu die Mittel hat und darüber nicht andere Pflichten und Aufgaben versäumt; aber unmoralisch ist es, das Gute, das man sich gönnt, Andern zu entziehen oder nicht zu gönnen, nur den eignen, nicht auch den Glückseligkeitstrieb der Andern als eine berechtigte Macht theoretisch und praktisch anzuerkennen, nicht das Unglück Anderer wie eine Verletzung des eigenen Glückseligkeitstriebes zu Herzen zu nehmen. Thätige Theilnahme an Anderer Glück und Unglück, Glücklichsein mit den Glücklichen und Unglücklich mit den Unglücklichen — aber nur, um womöglich, wie sich übrigens von selbst versteht, dem Uebel abzuhelfen — das allein ist die Moral. Wir haben für die Pflichten gegen Andere keine andere Quelle, aus der wir schöpfen könnten, was gut oder böse, keinen anderen Stoff und Massstab, als für die Pflichten gegen uns selbst. Gut ist, was dem menschlichen Glückseligkeitstriebe gemäss ist, böse, was ihm mit Wissen und Willen widerspricht. Der Unterschied liegt nur im Gegenstande, nur darin, dass es sich hier um das eigene, dort um das andere Ich handelt. Und die Moral besteht eben nur darin, dass ich Dasselbe, was ich in der Beziehung auf mich selbst unbedenklich gelten lasse, auch in der Anwendung und der Beziehung auf Andere gelten lasse, bekräftige und bethätige. Die eigene Glückseligkeit ist allerdings nicht Zweck und Ziel der Moral, aber ihre Grundlage, ihre Voraussetzung. Wer ihr keinen Platz in der Moral einräumt, wer sie hinauswirft, der öffnet diabolischer Willkür die Thüre; denn nur aus der Erfahrung meines eigenen Glückseligkeitstriebes weiss ich, was gut oder böse ist, was Leben oder Tod, was Liebe oder Hass ist und wirkt, reiche ich daher dem Hungernden nicht statt Brodes einen Stein, dem Durstenden nicht statt Trinkwasser Scheidewasser. „Derjenige," sagt der chinesische Weltweise Confucius, „dessen Herz redlich ist und der für Andere dieselben Gesinnungen hegt, als für sich, entfernt sich nicht von dem Moralgesetze der Pflicht, welches den Menschen durch ihre vernünftige Natur vorgeschrieben ist; er thut Andern nicht, was er nicht wünscht, dass man ihm thue." Und an einer andern Stelle: „Was man nicht wünscht, dass es uns gethan werde, das muss man auch Andern nicht thun!" Im neuen Testament

wird dieser Satz bekanntlich so ausgesprochen: „Alles, was ihr wollet, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Er kommt übrigens auch schon, negativ ausgedrückt, im alten Testament vor, eben so bei den Griechen, den Römern und vielen andern, selbst unkultivirten Völkern. Unter den vielen moralischen Grundsätzen und Vorschriften, die man ausgeheckt hat, ist dieser schlichte, populäre Grundsatz der beste und wahrste und zugleich einleuchtendste und überzeugendste, weil er das Herz trifft, weil er den eigenen Glückseligkeitstrieb zu Gewissen führt. Was Du nicht wünschest, dass man Dir thue, wenn Du hast, was Du wünschest, wenn Du glücklich bist, dass man also Dir Uebles oder Böses thue, das thue auch Andern nicht; und was Du wünschest, dass sie Dir thun, wenn Du unglücklich bist, dass sie Dir nämlich beistehen, wenn Du Dir selbst nicht helfen kannst, dass sie Dir Gutes thun, das thue Du auch ihnen, wenn sie Deiner bedürfen, wenn sie unglücklich sind. — Was will man mehr verlangen? „Aber das ist ja doch immer nur eine egoistische Moral?“ Ja wohl, aber dafür auch gesunde, schlichte, ehrliche und redliche, menschliche, in Fleisch und Blut dringende, nicht phantastische, gleissnerische, scheinheilige Moral.

Der vor den übrigen deutschen spekulativen Philosophen durch seine Unumwundenheit, Klarheit und Bestimmtheit ausgezeichnete Schopenhauer hat im Gegensatz zu den hohlen philosophischen Moralprinzipien das Mitleid als die Grundlage der Moral, als die einzige ächt moralische und zugleich lebendige, im Menschen wirksame Triebfeder hervorgehoben. „Gränzenloses Mitleid,“ sagt er z. B. unter Anderm, „mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten und bedarf keiner Kasuistik. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig Keinen verletzen, Keinen beeinträchtigen, Keinem wehe thun, Jedem helfen, soviel er vermag, und alle seine Handlungen werden das Gepräge der Gerechtigkeit und Menschenliebe tragen.“ Ausgezeichnet durch Wahrheit und Klarheit ist, wie er nun an einzelnen Beispielen nachweist, dass nur der grösste Mangel an Mitleid es ist, der einer That den Stempel der tiefsten moralischen Verworfenheit und Abscheulichkeit aufdrückt, wie er namentlich nachweist, dass auch „der ersten und grundwesentlichen Kardinaltugend, der Gerechtigkeit“, dem Neminem laede, „Verletze Niemanden“, nicht ein Allgemeingespenst, nicht die „Idee“ oder Pflicht der Gerechtigkeit in abstracto, sondern das Mitleid zu Grunde liegt. Aber wie ist es

möglich, zu verkennen, dass dem Mitleid selbst wieder der Glückseligkeitstrieb zu Grunde liegt? Dass diese Sympathie mit dem Leidenden nur aus Antipathie gegen das Leiden, aus dem nicht leiden, aus dem glückselig sein Wollen entspringt, dass also das Mitleid nur der mit den Verletzungen des fremden oder andern Glückseligkeitstriebes mitverletzte, mitleidende, eigne Glückseligkeitstrieb ist? Je gleichgültiger, je unempfindlicher ein Mensch gegen eigne Schmerzen ist, um so unempfindlicher wird er auch gegen die Schmerzen Anderer sein. Und nur weil ihm die Schmerzen Anderer selbst wehe thun oder wenigstens ihn in seinem Glücke stören, weil er sich selbst unwillkürlich, ohne alle Berechnung wohlthut, indem er ihnen wohlthut, leistet er ihnen thätigen Beistand. Macht was ihr wollt — ihr bringt nimmermehr allen und jeden Egoismus vom Menschen los; aber unterscheidet, ich kann nicht oft genug daran erinnern, zwischen bösem, unmenschlichem, herzlosem und gutem, theilnehmendem, menschlichem Egoïsmus, zwischen unwillkürlicher, argloser, in der Liebe zu Andern, und willkürlicher, absichtlicher, in der Gleichgültigkeit oder gar Bosheit gegen Andere sich befriedigender Selbstliebe. Wer allen Eigenwillen aufhebt, hebt damit auch das Mitleid auf. Für wen die Glückseligkeit nur Selbstsucht, oder nur Schein und Tand ist, für den ist auch die Unglückseligkeit, die Mitleidswürdigkeit keine Wahrheit; denn das Oweh! geschrei des Elends ist nicht weniger selbstsüchtig und eitel, als der Ausruf der Lust und Freude. Wer für das Nirvâna oder sonst eine metaphysische, übersinnliche Nullität oder Realität als die höchste Wahrheit für den Menschen schwärmt, für den ist die menschliche, irdische Glückseligkeit ein Nichts; aber eben so auch das menschliche Leid und Elend ein Nichts, wenn er wenigstens konsequent sein will. Nur wer die Wahrheit des individuellen Wesens, die Wahrheit des Glückseligkeitstriebes anerkennt, hat ein wohlbegründetes, mit seinem Prinzip, seinem Grundwesen übereinstimmendes Mitleid. Wenn daher der Buddhismus das Mitleid als die höchste Tugend preist, so beweist er damit, dass er, obgleich nur auf indirekte und negative Weise, nichts weiter als Glückseligkeit will und bezweckt.*)

*) In dem Mit-Leid liegt der Ton auf dem Leid, der Sympathie mit dem Elend des Daseins; Mit-Freude gibt es da keine. H.

Der Einklang des Gewissens mit dem Glückseligkeitstrieb.

„Immer und immer nur Glückseligkeit! selbst auch in der Moral! Wer kann das mit seinem Gewissen zusammenreimen? Was ist das für eine Moral, die nur auf die Stimme des Glückseligkeitstriebes hört, aber nichts vom Gewissen weiss und wissen will? Ein schönes Ding — eine gewissenlose Moral! Wie leicht ist es doch, untergeordnete Widersprüche gegen den Glückseligkeitstrieb zu beseitigen, wenn man den Hauptwiderspruch, das Gewissen, unberücksichtigt lässt! Wie viele Menschen haben, lediglich von ihrem Gewissen getrieben, sich selbst vor Gericht angeklagt, sich selbst also dem Richter zur Bestrafung überliefert! Beweisen solche Handlungen nicht eine vom Glückseligkeitstriebe unabhängig und ihm entgegenwirkende Macht? Hat man desswegen nicht mit vollem Rechte, und in früheren Zeiten fast einstimmig, das Gewissen als das Zeugniss eines im Menschen wirkenden, aber vom Menschen unterschiedenen Wesens, eines Gesetzgebers, Richters, Gottes, angesehn?“ Die Stimme des Gewissens wäre also eine Stimme gegen den Glückseligkeitstrieb, und zwar eine solche, vor welcher er beschämt verstummen müsste, wie überhaupt vor Gotteswort Menschenwort? Aber haben Sie, hochehrwürdiger Herr Pastor! denn ich weiss, dass der Einwurf mit dem Gewissen nur aus Ihrem, nur aus geistlichem Munde stammt, schon vergessen, was ich eben entwickelt habe, vergessen, dass, was Sie dem Menschen ins Gewissen hineinschieben und mit demselben sagen wollen, ich schon in dem Glückseligkeitstriebe enthalten sehe und nicht nur sehe, sondern als enthalten darstelle; dass es, wenn auch nicht für die Schule und die philosophische Abstraktion, doch in Wahrheit und Wirklichkeit keinen einfachen, sondern einen doppelten, zweifachen Glückseligkeitstrieb gibt, wenigstens einen männlichen und weiblichen, wenn wir in Gedanken das menschliche Gesellschaftswesen auf das Minimum beschränken; dass die Autonomie des männlichen Glückseligkeitstriebes, so sehr er auch von jeher den Grundsatz des neuesten Staatsrechts: „Macht geht vor Recht“ gegen das schwächere Geschlecht geltend gemacht hat, doch immerhin wenigstens in gewissen Beziehungen in die Heteronomie des weiblichen Glückseligkeitstriebes sich fügen und schmiegen musste; dass also das Gewissen, dieses mystische „Mittelding zwischen Gott und

Mensch“, medium inter Deum et Hominem, wie es ein Theolog nannte und Andere, selbst Philosophen, wie Kant, der That nach, wenn auch nicht mit denselben Worten bezeichneten, in Wahrheit nichts andres ist, als die Mitte, als das Band zwischen Mann und Weib, zwischen Ich und Du, zwischen eigner und fremder Glückseligkeit.

„Das Gewissen ist der alter ego, das andere Ich im Ich,“ sage ich in meiner Theogonie, und in meiner letzten Schrift heisst es vom Gewissen: „Das Ich ausser mir, das sinnliche Du ist der Ursprung des „übersinnlichen“ Gewissens in mir. Mein Gewissen ist nichts anderes, als mein an die Stelle des verletzten Du sich setzendes Ich, nichts anderes als der Stellvertreter der Glückseligkeit des Andern auf Grund und Geheiss des eigenen Glückseligkeitstriebes.“ Was heisst: das andere Ich im Ich? Doch wohl nicht, wie sich für den Verständigen von selbst versteht, das andere Ich mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Bein, sondern das vorgestellte, vergegenwärtigte, zu Gemüthe gezogene, kurz das Bild des Andern, das mich abhält, ihm Böses zuzufügen, oder mich peinigt und verfolgt, wenn ich ihm bereits Böses zugefügt habe. Das Gewissen hängt daher aufs innigste mit dem Mitleid zusammen und beruht auf der Empfindung oder Ueberzeugung von der Wahrheit des Satzes: was du nicht wünschest, das dir die Andern thun, das thue ihnen nicht! Ja es ist selbst nichts anderes als das Mitleid, aber mit dem Stachel des Bewusstseins, der Urheber des Leids zu sein. Wer keinen Glückseligkeitstrieb hat, weiss und fühlt nicht, was Unglück ist, hat also kein Mitleid mit Unglücklichen; und wer kein verdoppeltes, verschärftes, gesteigertes Mitleid empfindet, wenn er sich bewusst ist, den Andern unglücklich gemacht zu haben, der hat kein Gewissen. Nur, weil ich mir auf Grund meines Glückseligkeitstriebes bewusst bin, dass ich dem Andern bitterböse wäre, wenn er mir das Uebel angethan hätte, das ich ihm angethan habe, sehe ich ein, wenn ich zur Besinnung, zum Nachdenken über mein Thun komme, dass ich Unrecht gethan habe, dass ich alle Ursache habe, mir selbst bitterböse zu sein, mir keine Befriedigung des eignen Glückseligkeitstriebes mehr zu gönnen, weil ich den wohlberechtigten Glückseligkeitstrieb des Andern thörichter und frevelhafter Weise verletzt habe.

Post factum poenitet actum: Erst nach der That erwacht und entsteht das Gewissen; aber diese That ist keine gute, sondern böse; erst nach der bösen That also erwacht das böse Gewissen.

Und nur dieses kann man im Sinne haben, wenn man das Gewissen im Widerspruch mit dem Glückseligkeitstrieb findet; denn dass das gute, das beglückende Gewissen mit demselben zusammen sich reimt und stimmt, das versteht sich von selbst. In der That ist auch nur das böse Gewissen der Ursprung des Gewissens oder das ursprüngliche, naturwüchsige, unverfälschte, wesenhafte und wahrhafte, dieses Namens würdige Gewissen. Um über das Gewissen ins Reine zu kommen, muss man daher sich nicht Raths erholen wollen in den Schriften unsrer Moraltheologen oder Moralphilosophen, wo von einem irrenden, zweifelhaften, wahrscheinlichen, und wer weiss noch wie vielen andern theoretischen und problematischen Gewissen die Rede ist; man muss das Gewissen, wie überhaupt alle Dinge, die nicht unmittelbar sinnliche Gegenstände sind, da anpacken und aufgreifen, wo es aus der Region des blossen Denkens, Meinens und Zweifels, also eben aus der Region des irrenden und zweifelhaften Gewissens heraustritt, wo es aus einem Objekt der Logik ein pathologisches Objekt, in der Gestalt von Erinnyen oder Furien ein Gegenstand der Empfindung und Anschauung, also eine unbezweifelbare, unleugbare, sinnlich gewisse Thatsache wird, so sinnlich gewiss, als das corpus delicti, das hier vor meinen Augen als der sinnliche Beweis meiner Frevelthat dasteht. Dieses Gewissen ist aber nur das böse Gewissen. Und das böse Gewissen ist nur der in den Eingeweiden meines eignen Glückseligkeitstriebes wühlende, verletzte Glückseligkeitstrieb des Andern. Was ich dem Andern angethan, das thue ich nun an seiner Statt mir selbst an; was ich im Guten und in Frieden mit ihm und mir selbst nicht anerkannt habe, dass es nämlich nur eine gemeinschaftliche Glückseligkeit gibt, das anerkenne ich jetzt auf umgekehrte Weise, im Bösen, im Zwiespalt mit mir selbst. So rächt sich der verletzte Andre an mir; in meiner Gewissenspein vollstrecke ich nur aus Sympathie, aus, leider! erst nach der That erwachtem Mitgefühl, Mitleid, das Urtheil, das er über mich, seinen Verletzer, gefällt, den Fluch, den er aus schwergekränktem Herzen, vielleicht zugleich mit seinem letzten Seufzer, gegen mich ausgestossen hat. „Schafft mir doch die Bauern weg, sie hören nicht auf, mich zu ängstigen und zu quälen!“ so seufzte der „würtembergische Alba“ auf seinem Todtenbett. „Befreit mich von der erdrosselten Schwägerin mit ihrem Kinde, die mir nicht von der Seite weicht und mich Tag und Nacht verfolgt!“ „Die Leichen verfolgten mich, mir drohend im Traume“, so äusserten sich ge-

meine Mörder, Verbrecher, so äussert sich überhaupt das Gewissen, das allein Gegenstand der tragischen Poesie und der Philosophie ist.*)

Die Stimme meines Gewissens ist keine selbständige Stimme, keine aus dem blauen Dunst des Himmels oder gar auf dem wunderbaren Wege der Selbsterzeugung (der Generatio spontanea) aus sich selbst entsprungene Stimme, sie ist nur das Echo von dem Wehegeschrei des von mir Verletzten und dem Strafurtheil des in dieser Verletzung sich selbst verletzt fühlenden Andern. Denn ich habe, als Angehöriger dieses Gemeinwesens, Mitglied dieses Stammes, dieses Volkes, dieses Zeitalters, in meinem Gewissen kein besonderes, kein anderes Gesetzbuch, als der Andere ausser mir. Ich mache mir nur darüber Vorwürfe, worüber mir der Andere, sei's mit Worten, sei's mit der Faust, Vorwürfe macht oder wenigstens machen würde, wenn er es wüsste oder selbst der Gegenstand einer vorwurfsvollen Handlung wäre.

Das Gewissen stammt vom Wissen oder hängt mit dem Wissen zusammen; aber es bezeichnet nicht das Wissen überhaupt, sondern eine besondere Abtheilung oder Art des Wissens, das Wissen, das sich auf unser moralisches Verhalten, unsre bösen oder guten Gesinnungen und Handlungen bezieht. Dieser Unterschied desselben vom Wissen überhaupt oder vom blossen Wissen ist selbst schon sprachlich durch die Vorsylbe angezeigt, wie unsre Moralphilosophen und Moraltheologen richtig bemerkt haben. Aber gleichwohl haben sie kein besonderes Gewicht gelegt auf die Bedeutung der deutschen Vorsilbe: ge; sie bedeutet nämlich dasselbe, was das Syn in dem griechischen Synekdosis, was das Con in dem lateinischen Conscientia, als das, was das deutsche Mit. Gewissen ist Mitwissen. So sehr ist das Bild des Andern in mein Selbstbewusstsein, mein Selbstbild eingewoben, dass selbst der Ausdruck des Allereigensten und Allerinnerlichsten, das Gewissen ein Ausdruck des Sozialismus, der Gemeinschaftlichkeit ist; dass ich selbst in den geheimsten, verborgensten Winkel meines Hauses, meines Ichs mich nicht zurückziehen und verstecken kann, ohne zugleich ein Zeugniss von dem Dasein des Andern ausser mir abzugeben. Wenn ich auch keinen Zeugen gegen mich habe, keinen Mitwisser, denn der Einzige, der mich meiner Frevelthat zeihen könnte, ist nicht mehr unter den Lebenden, und sein Leichnam von mir ins Meer versenkt

*) S. hierüber mehr in meiner „Theogonie“ S. 175 und 166—167, und Ideler, Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns, I. Thl. S. 102—106.

oder zu Asche verbrannt worden, so habe ich doch einen Mitwisser, einen Zeugen, einen möglichen Verräther und Ankläger an mir selbst. Das Wissen ist nur erleuchtendes Licht, aber das Gewissen ist brennendes, kondensirtes Licht, ist böses, empfindliches Wissen, auf das so gern vertilgte und doch unvertilgbare Bewusstsein meiner bösen Thaten eingeschränktes Wissen. Einschränkung ist Beengung, Beklemmung. Gewissen, namentlich böses Gewissen, ist beklommenes, gewaltsam zurückgehaltenes und zusammengepresstes Wissen. Was Niemand weiss, aber alle Andern wissen möchten und wissen sollten, weil sie dann wüssten, was auch sie im Nothfall von mir zu erwarten haben, was ich für ein Bösewicht bin, das weiss ich allein, der Thäter, und doch darf ich es nicht sagen. Welche Last! Welcher Widerspruch mit dem Mittheilungstrieb, mit dem Triebe, auszusprechen, was man weiss und denkt! Wenn sich aber auch zu den Qualen des Gewissens nicht die Qual der Verschwiegenheit, der gewaltsamen Zurückhaltung und der Furcht vor Selbstverrath gesellen, wenn kein Geheimniss aus den begangenen Verbrechen gemacht wird, so bleibt es doch das ursprüngliche Merk- und Brandmal des Gewissens, dass es im Unterschied von dem gemeinen Tageslicht des Wissens die Blendleuchte der eigenen bösen That und Gesinnung ist. Gewissen haben heisst ursprünglich ein böses Gewissen haben. Wer sich aus seinen bösen Thaten nichts macht, wer von ihnen nur ein theoretisches oder historisches Wissen wie von irgend einer andern gleichgültigen That oder Begebenheit, also kein böses Gewissen hat, der hat gar kein Gewissen, ist ein moralisches Monstrum. Und, ich habe ein gutes Gewissen, heisst ursprünglich nichts weiter, als ich bin mir keiner Schuld, keiner bösen That bewusst, keiner That, die das Tageslicht zu scheuen hätte.

Das Gewissen hat man unterschieden in das der That vorhergehende, das sie begleitende, das ihr nachfolgende Gewissen. Aber nur das letztere verdient, wie gesagt, diesen Namen; denn vor und während der That hat der Menssh nur sein Interesse, nur die Befriedigung seiner Leidenschaft, seiner Begierde im Auge; erst nach vollbrachter That kommt er zur Besinnung, zur Erkenntniss, zur moralischen Kritik. Vor und während der That schweigt das Gewissen oder ist wenigstens seine Stimme eine so schwache und leise, dass sie von dem Thäter überhört wird; aber wo das Gewissen nicht so unzweideutig, so vernehmlich wie der Donner erschreckt und erschüttert, da kann von Gewissen keine Rede sein.

Wäre das nachfolgende und vorhergehende Gewissen eines und dasselbe — o wie glücklich wäre das Menschengeschlecht, wie verschont mit so vielen, grässlichen Thaten! Aber das vorhergehende Gewissen ist leider nur eine doktrinäre Konsequenz von dem nachfolgenden. Logisch setzt freilich dieses das erstere voraus, aber in Wirklichkeit geht dem Gewissen und der That, worauf es sich bezieht, nichts voraus als mein Wesen und Wissen überhaupt.

Bin ich ein vorsichtiger, überall die Folgen erwägender, bedenklicher oder gar ängstlicher und furchtsamer Mensch, so werde ich natürlich auch, ja um so mehr, bei einer Handlung, die das Wohl und Wehe meines Nächsten und indirekt mein eigenes betrifft, diesen Charakter bewähren, ohne dass man berechtigt ist, auf dieses mein Wesen das Wort Gewissen, wenigstens in dem Sinne der Moralisten, anzuwenden. Ja, wenn ich auch einen entgegengesetzten Charakter habe, so können doch vor dem Beschlusse zu einer entscheidenden Handlung in mir selbst die grössten Kämpfe vorgehen, ohne dass desswegen ein Grund vorliegt, zu ihrer Erklärung zu einem besondern „verwundersamen Vermögen“ meine Zuflucht zu nehmen. Wie das Gewissen — gedacht in der Beziehung des Menschen auf Andere — nichts andres ist als das Wehe- und Rachegeschrei des Andern gegen mich, so ist das Gewissen, gedacht in der Beziehung des Menschen auf sich selbst, nichts anderes als das Rache- und Wehegeschrei eines verletzten oder unterdrückten Triebes gegen seinen Unterdrücker. „Du bist ein Nichtswürdiger“, ruft der Genusssüchtige sich zu, so oft das Gewissen des Thätigkeitstriebes in ihm erwacht. Der Ausdruck Gewissen ist hier absichtlich gewählt, er bedeutet aber nichts anderes, als das mit Tadel, mit Vorwürfen verbundene Bewusstsein. Wie der Mensch Andere tadelt, wenn sie sich eines Fehlers oder Vergehens, besonders gegen ihn, schuldig machen, so kann er auch, weil er seiner selbst bewusst ist und über sich selbst nachdenken kann, natürlich sich selbst tadeln, wenn er sich eines Vergehens oder Fehlers, insbesondere gegen Andere schuldig gemacht hat. Aber bekanntlich hängt der Sack mit den Fehlern der Andern vorne unter den Augen, der Sack mit den eigenen hinten auf dem blinden Rücken. Und es ist höchst schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, diese natürliche Ordnung von Hinten und Vorn umzukehren, seine Fehler so klar vor sich hinzustellen, wie die Fehler der Andern, sich unparteiisch zu richten und doch in einer und derselben Person zugleich Partei und Richter zu sein. Aber eben um diese Schwierig-

keit zu überwinden, dieses Räthsel zu lösen, hat man das Gewissen zu einem besondern „verwundersamen“ Wissensvermögen, einem moralischen Schatzkästlein, einem geheimen Vehmgericht, einem Urim und Tummim im Menschen gemacht. Wie man die Bibel zum Inbegriff alles Wissens gemacht hat, wie man Alles, was erst Jahrtausende nach ihrer Entstehung der Mensch im Schweiss seines Angesichtes mühselig nach und nach erkannt und entdeckt hat, selbst die geologischen und astronomischen Wahrheiten, in sie hineingelesen hat, so hat man das Gewissen, nachdem seine ursprüngliche Bedeutung verschwunden war, zu einem moralischen Factotum und Fühlhorn gemacht, Alles im Gewissen schon im Voraus a priori enthalten gefunden, was die Menschen erst nach Jahrhunderten schwerer Kämpfe als Recht oder Unrecht festgestellt haben, ja was selbst heute noch von der heiligen katholischen Kirche als Gewissenlosigkeit bekämpft und verdammt wird. Gibt es ja doch ein spezifisches katholisches Gewissen, und gewiss mit demselben Rechte, wie es ein spezifisches moralisches Gewissen im Unterschiede von dem allgemeinen Wissen und Bewusstsein des Menschen von Recht und Unrecht gibt Ist doch das Gewissen selbst nur eine von der geoffenbarten Theologie in den Menschen eingeschwärzte, von der Moralphilosophie denkgläubig in sich aufgenommene und gewissenhaft festgehaltene natürliche Theologie.

Das Gewissen ist so sehr von der Theologie und ihrer Dienerschaft oder, vielleicht richtiger, Herrschaft, der Geistlichkeit, in Beschlag genommen worden, dass es besser ist, für das Gute und Richtige, was man mit diesem Worte bezeichnet, andere unzweideutige, keine bangemachenden und irremachenden Nebenvorstellungen mit sich bringende Worte zu gebrauchen. Das Gewissen ist, kurz gesagt, als g u t e s nichts weiter als Freude über die einem Andern gemachte Freude, als b ö s e s nichts weiter als Schmerz, als Leiden über das ihm aus Missverstand oder Fahrlässigkeit oder Leidenschaft zugefügte Leid. Das von den Händen der Geistlichkeit bearbeitete und der Moral überlieferte Gewissen ist der unter den Gehorsam des Glaubens an einen belohnenden und strafenden, gnädigen und zornigen Gott, d. h an Himmel und Hölle, ewige Seligkeit und Verdammniss, gefangen genommene Glückseligkeitstrieb. Der von der Herrschaft der Theologie befreite und ans Licht der Natur gesetzte Glückseligkeitstrieb erblickt aber im Gewissen nur ein anderes Wort für: Gemüth, Herz, Gefühl für Andere, Mitgefühl, Mitleid, Menschlichkeit, Humanität. Was ist der Unterschied

zwischen „empfindlichem oder unempfindlichem Gewissen", wie man unter Anderm sonst unterschieden hat, als überhaupt der Unterschied zwischen Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit? was der Unterschied zwischen „rauhem und zartem" Gewissen, als der Unterschied zwischen Rohheit und Zartheit des Gemüths, zwischen Brutalität und Humanität, die sich scheut, auch nur das allergeringfügigste Uebel oder Unrecht einem Andern zuzufügen? Was sind die von den christlichen Theologen uns so sehr empfohlenen „Gewissensprüfungen" anders, als die Selbsterkenntniss und Selbstprüfungen, die schon die heidnischen Philosophen gelehrt und ausgeübt haben? Was ist Gewissenhaftigkeit andres als strenge, genaue, sorgfältige Pflichterfüllung oder überhaupt Rechtlichkeit, Rechtschaffenheit, Ehrlickheit? Wenn wir im Gegensatz von nur äusserlichem Scheinwesen, von Verstellung, von Heuchelei, das Wort Gewissen gebrauchen, was bedeutet es da anders, als eben Herzlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit? Und wenn wir unser gutes Gewissen der Fama, dem Gerede der Leute, der irregeführten öffentlichen Meinung, der tonangebenden Verläumdungs- und Verkleinerungssucht entgegensetzen, was anders wollen wir damit aussprechen und geltend machen, als unser stolzes, aber gerechtes Selbstbewusstsein? Wozu also die Geheimnissthuerei des Gewissens? Wozu das Gewissen „verstricken und beschweren", d. h. dem Nachtsack eines besonderen Vermögens aufbürden, was schon in dem Omnia mea mecum porto, in der Tasche meines Selbstbewusstseins als sonnenklares oder sonnenheisses Bewusstsein meiner Unschuld oder Schuld enthalten ist?

Zusätze aus zerstreuten Papieren.

Wenn die Glückseligkeit kein Prinzip der Moral oder gar ein unsittliches ist, warum soll die Verneinung desselben in mir eine Tugend sein, während sie doch für die Andern eine Bejahung desselben unsittlichen Prinzips ist? Wenn die Negation des „Willens zum Leben" eine Tugend ist für mich, warum soll ich sterben für Andere, damit sie leben, also ihren von mir verneinten Trieb befriedigen? Heisst das nicht aus Sittlichkeit für die Unsittlichkeit sterben? Wenn es eine Tugend ist, sich seines Mantels zu entäussern, so hänge ich dem Andern mit diesem Mantel meine Untugend an, während ich mich mit der Tugend schmücke und

brüste. Oder wie soll es eine Tugend sein, wenn ich trotz des eigenen Hungers nicht esse, damit der Andere essen könne, wenn nur die Negation des Triebes die Tugend zur Tugend macht? Ist dies aber der Fall, so muss ich zu den Andern sagen: Ich esse nichts, aber nur dafür, dass Ihr auch nichts esset; ich sterbe, aber dazu, dass Ihr auch sterbet, dass Ihr auch bestätiget, die Pflicht sei mehr als das Leben, dass Ihr auch den Trieb zum Leben negirt!

Aber so ist es nicht und soll es nicht sein. Die Tugend, die Pflicht, steht nicht im Widerspruch mit der eigenen Glückseligkeit, sie steht nur im Widerspruch mit der Glückseligkeit, die auf Kosten Anderer, zu deren Unglück, glücklich sein will. Die Tugend ist die eigene Glückseligkeit, die aber nur im Bunde mit fremder Glückseligkeit sich glücklich fühlt, die selbst bereit ist, sich aufzuopfern, aber nur weil und wenn es das Unglück so fügt, dass das Glück der Andern, die mehr sind als ich, mir mehr gelten als ich mir selbst allein, nur von meinem eigenen Unglück, das Leben der Andern nur von meinem eigenen Tode abhängt, aus tragischer, schmerzlich empfundener, aber gleichwohl ohne Widerstreben übernommener Nothwendigkeit, aus, wenn auch nicht eigenem Glückseligkeitstrieb, doch aus dem mit Liebe angeeigneten Glückseligkeitstriebe der Andern — eine Glückseligkeit, die aber der Selbstaufopferer wenigstens in der Vorstellung und Hoffnung mitgeniesst.

Nicht aus Achtung vor dem Gesetz, aus Achtung vor dem Andern, wenn auch nicht grade diesem zufälligen Menschen, vor dem Andern, der mit Dir identisch ist, aus Achtung vor dem Menschen also, ist die Identität der Menschen eine absolute. Autonomie ist unnatürlicher Selbstzwang, Selbstnothzucht. Achtung allerdings vor dir selbst, — die Pflicht vertritt nur der Andere.

Der Wunsch des Andern sei mein Wunsch; denn der Wunsch des Andern ist mein eigener Wunsch in seinem Fall, an seiner Stelle. Heteronomie, nicht Autonomie, die Heteronomie als Autonomie des Heteros, des Andern, ist mein Gesetz.

Wo kein Gefühl der Lust und Unlust, da ist auch kein Unterschied zwischen Gut und Böse. Die Stimme der Empfindung ist der erste kategorische Imperativ ... Für die blosse reine, von aller Empfindung abgesonderte Vernunft gibt es weder Gott noch Teufel, weder Gutes noch Böses; nur die Vernunft, auf Grund der Empfindung und zum Besten derselben, macht und beobachtet diese

Unterschiede. Die Moral ist so gut eine Erfahrungswissenschaft wie die Medizin. Was einem Zeitalter der Rohheit nicht für unmoralisch gilt, gilt einem Zeitalter der Bildung dafür.

Die Gegensätze der Menschen in Betreff der Moral lassen sich immer auf zwei reduziren; Glückseligkeitstrieb oder Selbstliebe, oder Negation der Selbstliebe, Selbstverleugnung, wenn auch diese, je nach den verschiedenen Zeiten und Menschen verschieden, wie in der Kantischen Philosophie, wo der Glückseligkeitstrieb nicht verleugnet, sondern nur zurückgestellt, ans Ende placirt wird, nicht an den Anfang; worin nur abstrahirt wird von ihm in der Ausübung der Pflicht, nur kein Glückseligkeitsmotiv, als etwas Impures, in die Pflichtausübung eingemischt werden soll.

Kant hat das Uebersinnliche ausser und über dem Menschen als Objekt der Erkenntniss aufgehoben, aber dafür den ganzen Apparat der übersinnlichen Welt in den Menschen versetzt.

Nachgelassene Aphorismen.

1. Zur theoretischen Philosophie.

Die Deutschen sind, wenigstens auf dem Gebiet der Philosophie, so sehr an das Obskure, Unverständliche, Schwülstige, Verworrene gewöhnt, dass ihnen gerade das Verständliche das Unverständliche, das Klare das Dunkle, das Begreifliche das einzig Unbegreifliche ist.

Die Philosophie ist mir nicht das Primitive, wie den spekulativen Philosophen, welche, wenn sie auch die Religion, die Poesie als früher und vor der Philosophie dagewesen erklären, doch ihre Begriffe, als die wahrhaft primitiven, voraussetzen, das Vorausgehende in ihrem Sinne auslegen.

Denken ohne Sinnlichkeit ist Nichts, Sinnlichkeit umgekehrt ohne Denken Nichts — das ist doch wohl der eigentliche Kern des Kant'schen Systems.

Kann ich denken, wenn ich laufe, wenn heftige Körperbewegung meinen Kopf in Bewegung setzt? Muss ich nicht, um Gedanken zu fixiren, zum Stehen zu bringen, selbst körperlich fixirt, oder doch mässig bewegt sein? Gehört also nicht zur Ruhe des Denkens Ruhe des Leibes?

Den absoluten Unsinn einer Schöpfung aus Nichts, oder eines die Welt aus Nichts schaffenden Wesens, haben unsere Philosophen zum „absoluten Geist“ gemacht.

Gott früher setzen, als die Natur, ist eben so viel, als wenn man die Kirche früher setzen wollte als die Steine, woraus sie gebaut wird, oder die Architektur, die Kunst, welche die Steine zu einem Gebäude zusammengesetzt hat, früher, als die Verbindung der chemischen Stoffe zu einem Steine, kurz als die natürliche Entstehung und Bildung des Steines.

Nicht denkendes Denken, nicht Denken, das nur sich zum Subjekt und Objekt, zum Organ und Zweck hat, sondern sehendes Denken, hörendes, fühlendes Denken! Oder auch umgekehrt, denkendes Sehen, denkendes Fühlen!

Das Uebersinnliche hinter dem Sinnlichen ist der Mensch vor dem Sinnlichen.

Ich bin nicht unterschieden von den Dingen und Wesen ausser mir, weil ich mich unterscheide, sondern ich unterscheide mich, weil ich physisch, körperlich, thatsächlich unterschieden bin. Das Bewusstsein setzt das Sein voraus, ist nur bewusstes Sein, nur das Seiende als Gewusstes, Vorgestelltes.

Meine Philosophie kann nicht durch die Feder erschöpft werden, findet nicht Platz auf dem Papier; denn für sie ist nicht das Gedachte das Wahre, sondern das, was zwar auch gedacht, aber auch gesehen, gehört und gefühlt wird.

Kant repräsentirt die Revolution, Hegel die Restauration. Was Kant gestürzt, die Herrschaft des Uebersinnlichen, hat Hegel wieder hergestellt.

Mir gilt auch die Idee, aber nur auf dem Gebiete der Menschheit, der Politik, der Moral, nicht auf dem Gebiete der Natur, der Physiologie.

Kant hat Recht: das Subjekt muss dem Objekt in der Untersuchung vorausgehen. Aber das Subjekt ändert sich mit der Zeit. Wir sind nicht mehr mathematische, a priori'sche, wir sind empirische, a posteriori'sche Menschen und Subjekte. Das der Unterschied zwischen dem Kant'schen, dem 18., und dem 19. Jahrhundert.

Der Mensch kennt und versteht von sich selbst, von der Natur, der Welt, nur die Gegenwart, von der Vergangenheit nur so viel, als sie eben Spuren, noch gegenwärtige Zeichen von sich in der Gegenwart zurückgelassen hat. Weisst Du etwas von Deiner frühesten Kindheit, von den ersten — vielleicht entscheidenden — Einflüssen auf die Bildung und Gestaltung Deines Wesens? Erforsche was Du bist, und was um Dich ist! Auf diesem Wege nur kannst Du zu dem gelangen, was nicht mehr ist; aber ein Kind bist Du, wenn Du von dem, was hinter Deinem Bewusstsein liegt, dem Anfänglichen, dem nicht Gegebenen, dem Dunklen, anfängst, um von hier aus das Dir doch selbst Bekannte zu erklären.

Wer meine Religionsphilosophie anerkennt, muss auch meine Prinzipien der Philosophie anerkennen. Man denke nur an die Bedeutung, die in meiner Religionsphilosophie dem Körper der Gottheit gegeben wird. „Gott ist ein körperliches Wesen." Warum ist aber in der Hegel'schen Religionsphilosophie keine Spur von einem körperlichen, sinnlichen Gott zu finden? weil in seinen Prinzipien, in seiner Logik keine Spur von einer prinzipiell ontologischen, ut ita dicam, szientivischen Anerkennung des Körperlichen zu finden ist.

Ich bin vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen übergegangen, habe aus der Unwahrheit und Wesenlosigkeit des Uebersinnlichen die Wahrheit des Sinnlichen abgeleitet. Natürlich ist meine Stellung, meine Aufgabe eine ganz andere, als die Aufgabe derjenigen, die unmittelbar vom Sinnlichen anheben.

Materialismus ist eine durchaus unpassende, falsche Vorstellungen mit sich führende Bezeichnung, nur insofern zu ent-

schuldigen, als der Immaterialität des Denkens, der Seele, die Materialität des Denkens entgegensteht. Aber es gibt für uns nur ein organisches Leben, organisches Wirken, organisches Denken. Also Organismus ist der rechte Ausdruck, denn der konsequente Spiritualist leugnet, dass das Denken eines Organs bedürfe, während auf dem Standpunkt der Naturanschauung es keine Thätigkeit ohne Organ gibt.

Der Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens; aber er ist für mich nicht, was er für den Physiologen, den Naturforscher im engeren Sinne, z. B. Moleschott ist, und zwar nothwendig von ihrem Standpunkte und Berufe aus ist, das Gebäude selbst.

Rückwärts stimme ich den Materialisten vollkommen bei, aber nicht vorwärts.

„Die Seele hat keine Figur und Gestalt.“ Doch, die Seele des Menschen hat die Figur oder Gestalt des Menschen, die der Katze die Figur der Katze. Eben so ist die Seele sichtbar, greifbar; die sichtbare Seele ist eben der Leib. Der Unterschied zwischen Seele und Leib ist nur der, dass die Seele sich selbst, der Leib einem Anderen sichtbar und greifbar ist.

Der Mensch ist so sehr sinnlich, dass er selbst die Negation der Sinne — Geist — nur von den Sinnen abgezogen hat. Geist — Luft, Wind; Geist ist Wind — und Wind ist Geist.

Der Streit oder Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus ist nicht der zwischen Materie und Geist, Leib und Seele, sondern der zwischen Empfinden und Denken; denn die Empfindung ist durchaus materialistisch, körperlich, wie schon die Alten behaupteten. Es handelt sich also nur um die Lösung des Verhältnisses von Denken und Empfindung.

Es gibt Fragen, die so absolut dumm und verkehrt gestellt sind, dass ihre Beantwortung absolut unmöglich. Dies gilt besonders von den Fragen, die der Geist, d. h. der von der Materie sich absondernde und gleichwohl in dieser Absonderung die Empfindung sich vindizirende Geist an die Materie stellt, d. h. an den organischen Körper.

Ich will nichts Anderes geschrieben haben, nichts Anderes nach meinem Tode im Andenken der Menschheit zurücklassen, als die „Theogonie“, oder mit anderen Worten: „Das Wesen der Religion“. Und selbst von dieser einen Schrift beanspruche ich nur die Wahrheit und Richtigkeit des Grundgedankens, des Prinzipes; alles Andere, Form, Ausführung, Darstellung gebe ich preis. Nur Eines will ich geleistet, nur Einen Grundgedanken ins Licht des Bewusstseins der Menschheit gesetzt haben, sonst nichts. Ich bin kein Schreiber von Profession, am wenigsten ein Viel-, Gern- und Schönschreiber. Ich schreibe nur aus Pflicht, nicht aus Lust; aus Nothwendigkeit, nicht aus Liebe und schriftstellerischer Eitelkeit.

Es war eine Zeit, wo man glaubte, man könne und dürfe in allen Stücken Fortschritte machen, während man in der Religion ein Simeon Stylites sei; umgekehrt scheint man jetzt zu glauben, dass man das Religionsgebäude zerstören könne, ohne damit das stille Geisterreich der Logik und Metaphysik, geschweige die Kasernen des modernen Staatsgebäudes zu beunruhigen oder gar zu erschüttern. Es gibt wohl Unzählige, bei denen der Satz: Deus est ens singulare, eine praktische Wahrheit, bei denen die Religion etwas gänzlich Vereinzeltes ist, was in gar keinem Zusammenhang mit ihrem übrigen Thun und Treiben steht, in deren Kapitolium die Religion den abgelegensten, verborgensten Winkel einnimmt, wohin kein Strahl von dem Lichte fällt, in dem sie ausserdem leben, einen Ort, wo es nicht geheuer ist, wo allein noch die Gespenster und Geister, die aus dem öffentlichen Leben verbannt sind, ihre Zufluchtsstätte finden. Es gibt wieder Andere, bei denen die Religion nicht eine solche obskure Rolle spielt, gleichwohl aber etwas so Innerliches und Abgeschlossenes ist, dass auch hier der angeführte Satz seine Geltung hat. Aber diese Fälle haben keine allgemeine, keine das Wesen der Religion selbst erschöpfende Bedeutung. Dem Satz: Deus est ens singulare, steht der Satz: Deus est ens universale entgegen; Gott aber ist nichts Anderes als der erste und letzte Wille, der erste und letzte Gedanke des Menschen.

Etwas anderes ist der metaphysische Atheismus, welcher die Gottheit in abstracto und an sich selbst betrachtet, und nun als ein sich widersprechendes Wesen erweist; etwas ganz anderes der anthropologische oder psychologische, welcher die

Gottheit als ein dem Menschen innerliches, subjektives Wesen erfasst und nachweist.

Die Philosophie ist die geistige Heilkunst — die Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit. Sind wir gesund, so brauchen wir den Arzt nicht mehr. Die Heilkunst weicht der Lebenskunst. Die Philosophie ist ein nothwendiges Uebel.

„Der junge Doktor versteht nichts, denn er muss die Leute sehen; ich gehe zu meinem alten Arzt, der Rezepte verschreibt aus der Ferne", ohne sinnliche Erkenntniss, ohne Autopsie. So urtheilte ein unverständiges Weib, so urtheilt das gewöhnliche Gelehrten-Publikum auch über die neuen Philosophen, die die Sinne gebrauchen, um die Menschen von ihren Irrthümern und Geisteskrankheiten zu kuriren. Was Vorzug, was Nothwendigkeit, ist in ihren Augen Mangel, Fehler.

Hegel steht auf einem die Welt konstruirenden, ich auf einem die Welt als seiend voraussetzenden, sie als seiend erkennen wollenden Standpunkte; er steigt herab, ich hinauf. Hegel stellt den Menschen auf den Kopf, ich auf seine auf der Geologie ruhenden Füsse.

Als ich ein Knabe war, glaubte ich die Melodien, die ich vollkommen im Gehör und im Kopfe hatte, sofort in den Fingern und Tasten zu haben, sie daher mit derselben Leichtigkeit, mit der ich sie pfeifen konnte, auch auf dem Klavier spielen zu können. Gerade so macht es die spekulative Naturphilosophie mit der Natur, namentlich mit dem organischen Körper, den sie ohne Kenntniss der Klaviatur oder Organisation, oder wenigstens ohne sich darum zu kümmern, nach dem Belieben ihrer vorgefassten Begriffsleier spielen lässt.

Warum ich nicht mit einem Wörtchen der grossen Entdeckung des Pantheismus und Deismus vermittelnden „Theismus" der Herrn Fichte, Ulrici etc. gedenke? Weil ich überall nur mit Quellenstudien mich abgebe, das Wasser meiner Mühle nur aus reinen Quellen schöpfe, das Zuckerwasser dieser Leute aber unter der Kritik, wenigstens meiner Feder ist

„Göttlich“ ist die neu-schellingsche Philosophie, d. h. Mythologie; Alles ist voll Götter in ihr, concedo; nur eins fehlt in ihr — was leider, wie ich gezeigt, das verborgene Subjekt aller Götter — es ist der Mensch. Herr Schelling weiss nur von Gott — so schon in seinen frühesten Schriften, aber gar nichts vom Menschen. Wahrscheinlich hat dieser auch seiner Person gefehlt, was ich jedoch nicht weiss.

„Wie erkennen wir die äussere Welt?“ — Wie erkennen wir die innere Welt? Wir haben ja keine anderen Mittel für uns als für Andere! Weiss ich denn etwas von mir ohne Sinne? Existire ich, wenn ich nicht ausser mir, d. h. ausser meiner Vorstellung existire? Woher weiss ich aber, dass ich existire, nicht in der Vorstellung, sondern sinnlich, wirklich, wenn ich nicht durch die Sinne mich wahrnehme?

„Die Bäume belehren mich nicht“ sagt Sokrates. Allerdings lehren sie mich nicht reden, nicht dialektische Hebammenkünste; aber sie lehren mich schweigen, die Natur nicht nur nach meinem egoistischen, teleologischen Sinne auslegen; sie stellen mir den Grund meines Wesens, das was hinter meinem Bewusstsein liegt, ausser mir vor Augen.

Unsere bisherigen Philosophen sind nichts als mediatisirte, durch den abstrakten Begriff vermittelte Theologen.

Ich bin allerdings darin Philosoph, dass ich streng Wesen von Schein trenne. Aber das ist eben mein Unglück, denn die Herren und Damen lieben und wollen nur das scheinbare Wesen.

Je weniger die Menschen über einen Gegenstand wissen, desto mehr philosophiren, spekuliren und kritisiren sie darüber.

„Halbdunkel“, clair-obscur, oder vielmehr obscur-clair, lieben und verehren die Leute in der Philosophie. Es ist das, was die Halben und Unentschiedenen Glauben, im Gegensatze zum Lichte des Unglaubens und dem Dunkel des Aberglaubens, oder vielmehr des alten und wahren Glaubens nennen. Was aber eine Tugend der Malerei, das ist nicht desswegen auch eine Tugend der Erkenntniss.

Ein philosophisches System ist ein Partikularismus an der Stelle des Universalismus der naturgemässen Weltanschauung.

Ich habe zu einem Gegenstande der empirischen Wissenschaft gemacht, was bisher für ein jenseits des Wissens liegendes, auch von den Besseren nur dem Unbestimmten, dem Glauben Angehöriges gefasst wurde. Das, was für keinen Gegenstand zuerst wirklichen, dann auch nur möglichen Wissens galt, wie die Astronomie, zu einem Gegenstande des Wissens zu machen, ist überhaupt der Gang der Wissenschaft. Zuerst kommt die Physik, dann die Pneumatik. Zuerst der Himmel des Auges, dann der Himmel des Gemüths, des Wollens.

„Furcht", sagt Lucrez, „hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?" (Lichtenberg, Verm. Schr. VI. 277.) Der Glückseligkeitstrieb. Darauf kann freilich der theologisch ins Unendliche Fragende wieder fragen: Aber wer schuf den Glückseligkeitstrieb? Ich antworte darauf, wer auch nur die Wanze, den Floh, die Laus schuf. Was lebt, liebt, wenn auch nur Sich, Sein Glück und Wohl.

2. Zur Religionsphilosophie.

Lege etwas in Deiner Wohn- oder Studirstube ohne Grund, absichtslos an eine Stelle, lasse es dort eine Zeit lang liegen, und Du wirst Dich scheuen, es an einen anderen Ort zu legen, aus Besorgniss, durch diese veränderte Lage Dich in Deiner Ruhe und Ordnung zu stören! So mächtig ist auch in ganz gleichgültigen Dingen die Gewohnheit! Was einmal an diesem Ort steht, das soll nun für immer an demselben stehen, aus keinem anderen Grunde als weil es, obwohl zuerst ohne Grund, blos aus Zufall, dahin gestellt worden ist. Wie sollte man sich nun wundern über den Hass gegen religiöse und politische Veränderungen, die stets Störungen der bisherigen Ordnung und Ruhe sind?

Höchst wichtig ist auch die Gewohnheit im Gebrauch der Wörter. Man sage statt Heil: „Wohl, Wohlsein"; wie werden die

Heilslehrer sich darüber entsetzen! Und doch hat das heilige Wort ursprünglich denselben profanen Sinn, nur dass durch die Absonderung dieses Wortes im Gebrauch für das religiöse Wohl, welches doch selbst auch, wenn auch nur im Jenseits, das körperliche Wohlsein bedeutet, das Wort Heil einen besonderen, mystischen, heiligen Sinn bekommen hat.

Uebertrieben nannte ein Theologe die Behauptungen im „Wesen des Christenthumes", z. B. dass das „Gebet allmächtig sei". Ja wohl, dem modernen ungläubigen Glauben ist auch der Glaube selbst eine Uebertreibung, ja Gott selbst ein übertriebenes Wesen.

Die Elenden! wenn der Glaube energisch wirkt, seinem Wesen gemäss ungehindert sich entfaltet und bethätigt, so nennen sie das nicht mehr Glaube, sondern Fanatismus.

Es handelt sich bei mir nicht um Zerstörung einer Illusion, als wäre ich ein Begriffs-Fanatiker, Feind aller, also auch der poetischen, auch der sinnlich-optischen Illusion — nein! es handelt sich um die Zerstörung einer Heuchelei, eines Betruges.

Nicht wider die Religion sein, aber über ihr sein! Die Erkenntniss ist mehr als der Glaube. Ist auch wenig, was wir wissen, dieses bestimmte Wenige ist doch mehr, als das nebelhafte Mehr, das der Glaube vor dem Wissen voraus hat.

Gegenstand meines „Wesen des Christenthums" war nicht, die ersten historischen Anfänge und Anlässe eines religiösen Institutes oder Dogmas zu untersuchen; mein Objekt war das fertige, ausgemachte, weltbeherrschende Christenthum, waren die dasselbe jetzt noch zeugenden und erhaltenden, rechtfertigenden, psychologischen Gründe. Was hilft es, wenn man z. B. nachweist, das Mönchsleben und die Ehelosigkeit der christlichen Priester wären die Folgen der Lehren der gnostischen Enkratiten (Grätz, Geschichte der Juden). Die christlichen Klöster bevölkerten und erhielten sich, nachdem längst die Lehre, in der Weise der Gnostiker wenigstens, verschwunden, bevölkerten und erhielten sich durch die Vorstellungen eines weltlosen, übersinnlichen Gottes und Jenseits, kurz, in

Folge von immanenten, den Klosterfreunden innewohnenden Gründen. Der jüdische Gott erzeugt kein Kloster; denn der Jude denkt Gott nur in Beziehung auf die Nation, als Gesetzgeber, Volksregenten — das Christenthum aber in Beziehung auf sich selbst (daher Trinität), nicht nur als den Menschen und speziell das israelitische Volk liebendes, sondern sich selbst liebendes und denkendes Wesen.

Es ist höchst bemerkenswerth und verhängnissvoll, dass das Christenthum, das nur von Liebe und Versöhnung spricht, mit dem Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, Glaube und Werk, Paulus und Petrus beginnt.

Herrn Renan hat der in meinen Schriften herrschende Ton „entrüstet". Kein Wunder! Wen das Glockenspiel der Markuskirche in Venedig so bezaubert, dass er aus dem vermeintlichen Mangel, dass ich es nicht gehört hätte, den Mangel meiner Auffassung der Religion, natürlich der katholischen ableitet, den muss nothwendig der Ton in meinen Schriften verdutzen, ein Ton, der allerdings gar nichts mit dem eines Glockenspiels gemein hat.

Der Mensch lernt eher den Namen des Dinges, als das Ding kennen; daher kommt es, dass der Mensch auf den Gedanken kommen kann: das Wort (Gott) ist eher als das Ding, der Gegenstand des Wortes.

Ein Mensch, dem bei der Religion der Verstand stille steht, der die Religion von den Gesetzen der fortschreitenden Entwicklung ausnimmt, die Religion nicht in den Kreis seines Denkens und Forschens zieht, seinen Glauben, seine Religiosität dem Bedürfniss der Bildung enthoben glaubt, ein solcher Mensch, sei er sonst auch noch so gebildet und gelehrt, ist ein Halbgebildeter, ein Halbmensch.

Was hat man nicht Alles über die Seele gedacht und geschrieben, und doch hatte all dies Spekuliren keinen anderen Grund oder Zweck, als den Wunsch der Unsterblichkeit zu befriedigen. Denn der langen Rede kurzer Sinn war zuletzt immer der: also ist die Seele unsterblich. Der Beweis: ich bin Geist, ist der Beweis: ich bin unsterblich.

Der Mensch macht die Unsterblichkeit zu einer mit der Natur der Seele nothwendig verbundenen, ja identischen Eigenschaft, d. h. er identifizirt mit seinem, dem wünschenden Wesen, die Sache der Unsterblichkeit; er macht das Wunschwesen zum metaphysisch-objektiven, an sich seienden Wesen, welches ohne Wunsch, selbst wider Wunsch unsterblich ist.

Ich unterscheide mich von den Theologen dadurch, dass jene sich nur an das Wort Gottes, ich aber an den Sinn Gottes mich halte.

„Keine Moral ohne Religion“; d. h. im Sinne der Pfaffen: Keine Bildung ohne Barbarei, ohne Rohheit, oder keine Liebe ohne Hass, kein Opfer ohne Eigennutz.

Den Glauben an böse Geister schreiben die Schmeichler und und Lobhudler des Christenthums seinem Zusammenhange mit dem Heidenthum und Judenthum zu, als gehöre das nicht zu ihm, nicht zu seinem Wesen. Und doch steht nothwendig dem nur, dem übertrieben guten Wesen, von dem der Mensch jeden Schatten eines Mangels entfernte, ein übertrieben, ein nur, ein unendlich böses Wesen gegenüber.

Die Religion ist Poesie, aber praktische, interessirte Poesie, die Poesie der Furcht vor Uebeln und der Hoffnung auf Gutes.

Die Katholiken und Protestanten haben, vom Staate unangefochten, Religionsfreiheit, d. h. Freiheit von der Vernunft, von den Gesetzen der Humanität, die Freiheit, durch Missionen dem Volke den Verstand aus dem Kopfe und das Geld aus dem Beutel zu nehmen.

„Christus ist Gott“ schreibt der Bischof von Buch. Natürlich wenn Christus nicht Gott, so bin ich kein Bischof, d. h. kein Stellvertreter Gottes, kein vergötterter, sondern ein gewöhnlicher, prosaischer Mensch; Christus muss mehr sein, als ich, damit ich mehr sein kann, als Du.

Einst war nicht nur für den nicht unterscheidenden Pöbel, sondern auch für den Gebildeten Kirche und Religion eins. Aber jetzt hat die Kirche keine Religion mehr.

Alle religiöse oder theologische Heiligkeit ist nur Schein. Was Grund und Wahrheit hat, behauptet sich durch sich selbst, ohne heilig gesprochen zu werden. Je weniger etwas an sich ist, desto mehr machen die Menschen daraus, desto mehr hüllen sie es in heiliges Dunkel. Gerade das, was nicht für heilig *gilt*, *ist* in Wahrheit das Heilige.

„Ich bin von jeher frei gewesen, ich habe nie geglaubt, ich brauche hierüber nichts zu lesen. Weg also mit dem F." — Ich muthe Euch nicht zu, mich zu lesen, aber *die* Bemerkung muss ich mir denn doch höflichst erlauben: Ein grosser Unterschied ist zwischen der Freiheit der Erkenntniss und der Freiheit der Indifferenz und der Unwissenheit von den Gründen, die der Glaube *für sich* hat.

Die Blattlaus gibt wohl ohne Bedenken zu, dass das Blatt, dass die Pflanze aus der Natur entsprungen ist; aber dass auch sie selbst, die Blattlaus, aus derselben Quelle stamme, das begreift sie nicht, sich kann sie nur aus einem besondern Blattlaus-Gott, einem übernatürlichen Blattlauswesen erklären.

Wie die Astronomie die subjektive, erscheinende Welt von der objektiven, der wirklichen, unterscheidet, so hat die „Atheistik", in Wahrheit die *Theonomie*, welche sich ebenso von der Theologie unterscheidet, wie die Astronomie von der Astrologie, die Aufgabe, das von der Theologie für ein objektives Wesen gehaltene subjektive Wesen als *solches* zu erkennen, den Schein vom Wesen zu unterscheiden. Die Theonomie ist die *psychologische Astronomie*.

3. Moralphilosophie und Moralitäten.

Nur *der* Mensch ist etwas, der innerhalb seiner Gränzen bleibt, der nicht mehr sein will, als er ist und sein kann.

In unwesentlichen, äusseren Dingen folge Andern, in wesentlichen dir selbst.

Man muss sich nicht auf Menschen verlassen, das heisst: Verlasse dich nicht auf Andere, sondern auf dich selbst, wenigstens in Allem, was du selbst thun kannst und daher selbst thun sollst.

Das sind die tüchtigen und glücklichen Menschen, die keinen Gegenstand angreifen, ausser den, dem sie gewachsen sind.

Besser ist scheinbare Furcht, als scheinbarer Muth — besser ist, du scheinst feige und bist muthig, als du scheinst muthig und bist feige; besser ist überhaupt, du scheinst weniger zu sein, denn du bist, als du scheinst mehr zu sein, denn du bist.

Was mich am meisten an den Menschen irre gemacht hat, ist, dass die wenigsten zwischen falscher und wahrer Schönheit, angenommenem und eigenem Wesen, Kunst und Natur, Original und Copie zu unterscheiden wissen.

Es gibt Menschen, welche gerade soviel Geist haben, als nöthig ist, um Andern, die keinen Geist haben, weiszumachen, dass sie Geist haben.

Die moderne Sittlichkeit ist eine Sache der Polizei. Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit ist Sache der freien, männlichen Tugend; Sittlichkeit haben wir im Ueberfluss, aber Tugenden sind sehr rar. Wie kann es auch anders sein unter der Herrschaft des Polizeidieners und des Christenthums?

Wer keine Verachtung, keine Geringschätzung ertragen kann, der ist zu nichts Grossem bestimmt, und wer nicht klein beginnen will, der endet nicht gross.

Die Menschen sind nur da Menschen, wo es mit ihren Interessen übereinstimmt, Menschen zu sein, oder wo sie kein Interesse haben, nicht Menschen zu sein. Wo sie aber nur im Widerspruch mit ihrem Eigennutz, ihrem Egoismus Mensch sein können, sind sie lieber Bestien.

Geistreiche, thätige Naturen, versetzt in beschränkte, ihrem Wesen nicht entsprechende oder gar widersprechende Verhältnisse, gerathen dadurch in eine unnatürliche Spannung und Irritation,

die bei dem geringsten Anlasse in Heftigkeit ausbricht, in exaltirten Aeusserungen aller Art sich Luft macht. Sie reiben sich an den Wänden ihres Gefängnisses, ihres beschränkten Lebenskreises, und befinden sich dadurch stets in einem entzündlichen Zustande.

Die Freiheit im populären, d. h. allgemeinen Sinn bedeutet nichts anderes als die Abwesenheit eines fühlbaren Zwanges. Was der Mensch gezwungen thut, das thut er unfrei, ungern, denn gern und frei fällt zusammen.

Es ist nichts lächerlicher, als zu glauben, dass die Menschen durch die Lehre von der Nothwendigkeit der menschlichen Willenshandlungen unfrei, oder durch die metaphysische Lehre von der Freiheit nun auch frei gemacht würden.

Die Freiheit wird wie alle solche allgemeine Worte in einem so unbestimmten Sinne genommen, dass Vielen die Aufhebung der Freiheit, d. h. der phantastischen Freiheit, identisch ist mit der Aufhebung selbst der willkürlichen Ortsbewegung, dass sie sagen: „Der Mensch ist nicht frei" ist eins mit dem Satze: „Der Mensch ist nicht Mensch, nicht ein bewegliches Wesen, sondern eine Pflanze, ein Stein."

Wie reimt sich mit der Naturnothwendigkeit der Freiheit die Gesetzlosigkeit der Phantasie, des Irrthums, der Abweichung von der Nothwendigkeit zusammen? Dieser Einwurf ist gerade so, als wenn der Erkenntniss, dass die Bewegungen der Thiere nur nach dem Gesetze des Hebels, der Mechanik erfolgen, die aberwitzige Frage entgegengestellt wird: wie reimt sich denn mit dieser Gesetzmässigkeit das Hüpfen und Springen, das dahin und dorthin Laufen, das Fallen und Fehltreten der Thiere zusammen?

Die aus der Religion hervorgehende Moral ist nur Almosen, das aus den Schätzen der Kirche und Theologie den Menschen, diesen Armen, d. h. Bettlern, hingeworfen wird. Der Priester ist nur moralischer Almosenspender.

Zu meiner Abhandlung über den Willen. So wenig es in meinem „Wesen der Religion" meine Aufgabe ist, zu beweisen, dass kein Gott ist, freilich auch nicht, dass ein Gott ist, so wenig ist es hier meine Aufgabe zu beweisen, dass der Mensch keine

sogenannte Willensfreiheit hat, freilich auch nicht, dass er eine hat. Wie ich dort nur die Gründe untersuche, die den Menschen zum Gottesglauben bestimmen, so war hier wenigstens meine Hauptaufgabe nur, die Gründe zu ermitteln und darzustellen, die den Menschen bestimmen, sich für frei zu halten.

Die Philosophie Kant's, namentlich seine Moral, ist eine hagestolze Form ohne Materie; Mann ohne Weib und Kind. „Reine Vernunft", reine Anschauung, reine Tugend — die unbefleckte Empfängniss der heiligen Jungfrau, übersetzt in den Begriff des Protestantismus. Dort kein Mann, hier kein Weib, keine Materie.

Dass Kant die Pflicht für sich selbst, ohne Rücksicht auf Glückseligkeit, dem Menschen zum Zwecke setzt, das hat wohl einen richtigen pädagogischen und moralischen Zweck, drückt aber keinen metaphysischen, d. h. das Wesen des Menschen betreffenden Gesichtspunkt aus.

Kant schrieb eine Moral nicht nur für Menschen, sondern für alle möglichen vernünftigen Wesen. Hätte er doch lieber ausser für Professoren der Philosophie, die allein diese ausser den Menschen existirenden anderen Wesen sind, für Taglöhner und Holzhacker, für Bauern und Handwerker seine Moral geschrieben! Auf wie ganz andere Prinzipien wäre er da gerathen! Wie sauer wird diesen Menschen das Leben gemacht, wie geht alle ihre Thätigkeit nur darauf hinaus, sich zu ernähren; wie glücklich sind sie, wenn sie nur etwas für sich und die Ihrigen zu essen, zu kleiden haben! Wie sehr ist bei ihnen die Heteronomie die Autonomie, der Empirismus das Gesetz ihrer Moral!

Wo Sein mit Willen verbunden, ist Wollen und Glückseligseinwollen identisch. Sein ohne Willen ist gleichgültiges Sein, aber Sein mit Willen, Sein, das Gegenstand des Willens, ist Wohlsein. Wohlsein ist aber nichts anderes als dem was ist, seinem Wesen, seinen Organen und Bedürfnissen, seinen Neigungen und Trieben entsprechendes Sein.

Zum Mitleid. So offen, so populär ist der in ihm enthaltene Glückseligkeitstrieb, dass es selbst im Lexikon, wie im Mozin heisst: on se pleure soi-même, en pleurant les autres.

Contra Schop.: Das Mitleiden entspringt nur aus dem Nicht-selbst-Leiden-Wollen, setzt den Glückseligkeitstrieb voraus.

Mitleid ist eine freiwillige Herablassung und Konzession des Glücklichen gegen den Unglücklichen; ich will nicht glücklich sein, wenn Du es nicht bist.

Ich bin und war von jeher Pessimist gegen die Gegenwart, aber desswegen nicht gegen die Zukunft.

Glückseligkeit!? Nein, Gerechtigkeit, la Justice! Aber Gerechtigkeit ist nichts als die gegenseitige, oder beiderseitige Glückseligkeit, im Gegensatz zu der einseitigen, egoistischen oder parteiischen Glückseligkeit der alten Welt.

Als ich einst in einer Gesellschaft wider meine Gewohnheit philosophirte, und, ich weiss nicht mehr auf welche Veranlassung hin, behauptete, dass die Glückseligkeit die eigentliche Gottheit des Menschen, die erste und letzte Bewegungsursache seines Wollens und Thuns sei, entgegnete ein in der Gesellschaft befindlicher Professor mit Lachen: „ich habe in meinem Leben nicht nach Glückseligkeit gestrebt“, und glaubte natürlich damit meine Behauptung vollständig entkräftet zu haben. Der gute Professor bedachte nicht, dass ein Mensch, der nach einer Professur strebt — und danach hatte er doch auch gestrebt — eben damit auch nach Glückseligkeit, freilich nur nach Professoren-Glückseligkeit, strebt. . . .

Er hat sie gewählt zu seiner Frau und hat sich zu diesem Berufe, dieser Kunst bestimmt, im Gegensatze davon: er ist dazu gezwungen worden. Diese Wahl, diese Selbstbestimmung bedeutet keineswegs die Freiheit im Sinne eines freien, grundlos sich selbst bestimmenden Willens, sondern nur: er hat sich dazu aus Neigung, aus Liebe bestimmt, d. h. also aus einem, dem leeren, grundlosen Willen geradezu entgegengesetzten Grunde.

Es gibt eine im Gegenstande selbst, nicht nur in den daraus sich für die Ruhmbegierde und andere egoistische Triebe ergebenden

Folgen, liegende Liebe, wenn auch im Beginn, ehe der Mensch es zu einer Fertigkeit und Meisterschaft in der Beschäftigung mit demselben gebracht hat, andere Triebe, wie Verlangen nach Ehre, Vergnügen, ihn anfeuern, wie das in der Jugend der Fall ist. (Contra Helvetium.) Das Mittel wird zum Zwecke. Es wäre eine Absurdität, einem Mathematiker, Philosophen, Naturforscher als Triebfedern seiner Untersuchungen und seines Nachdenkens nur die Liebe zum Ruhme, zum Geld, zum Vergnügen unterzulegen, d. h. zum Vergnügen, das nicht ein Resultat seiner Forschung ist, das man auch ohne Mathematik, ohne Philosophie, ohne Naturwissenschaft haben kann

Man kann gegen sich selbst nicht genug idealistisch — idealistische Willensforderungen, „kategorische Imperative" stellend — aber gegen Andere — Ausnahmen, die höchst schwierig zu konstatiren sind, ausgenommen — nicht genug materialistisch — gegen sich selbst nicht genug Stoiker, gegen Andere nicht genug Epikuräer sein.

Nichts ist trostloser, nichts in seinen Folgen und Wirkungen geistloser, als eine ununterbrochene geistige, nicht durch geistlose Thätigkeit unterbrochene Thätigkeit zu haben. Nur Unterbrechungen erhalten den Geist frisch, ungebrochen.

Wie ein guter Wirthschafter mit einem kleinen Vermögen, einem kleinen Gute mehr leistet, als ein schlechter mit einem grossen Gute, so richtet auch der schlichte gemeine Mann mit wenigen Begriffen und Kenntnissen — mit wenigen, oft nur ein paar Büchern — mehr aus, als gelehrte Prasser mit ihren grossen Bibliotheken und ihrer Vielwisserei.

Die Anzahl der Leute, die nicht belehrt werden wollen, versteht sich über Dinge, die ihren Interessen, Wünschen und angelernten Begriffen widersprechen, ist nicht geringer, als die Anzahl derer, die nicht belehrt werden können, aus Mangel an Anlagen und Bildung.

Die armseligen Literatenseelen, die glauben, dass der Mensch nicht mehr ist, mehr kann und weiss, als er schreibt, die, weil sie selbst nichts für sich sind, nichts haben, als was sie auf dem

Büchermarkt feil bieten, nun auch dasselbe bei jedem andern Menschen voraussetzen, die daher den papiernen Menschen, den Menschen, wie er für sie ist, für den Menschen an sich, den ganzen, vollen und wahren Menschen halten! Allerdings kann man auch aus der Schrift den Menschen erkennen, beurtheilen; aber dazu gehört der feinste Sinn und jener Blick, der aber nicht Jedermanns Sache ist, welcher aus dem Fragmente das Ganze, aus der Uebersetzung das Original zu erkennen vermag.

Die Selbständigkeit eines Menschen und Geistes zu begreifen, dazu gehört selbst ein selbständiger Geist, ein unabhängiges Urtheil. Die Unbequemlichkeit, die jeder selbständige Kopf bereitet, beseitigen sie dadurch, dass sie ihn bei ihren bereits bequemen Begriffen und Kategorien unterbringen; oder sie widerlegen ihn dadurch, dass sie ihn auf bereits, wenn auch nur ihrer Meinung nach, längst widerlegte Systeme und Gedanken zurückversetzen, antiquiren.

Meister Julian Schmidt! Weil Du selbst ein halbes Herz, ein halber Kopf, ein halber Mensch bist, glaubst Du, dass nur Halbgebildete mir beistimmen? Wer sind sie? Die noch nicht ganz Verbildeten, ganz Verschrobenen, ganz Verstockten. Es sind diejenigen, die noch gesunden Menschenverstand, noch Sinn für einfache Wahrheit haben. Wo hat denn das Christenthum zuerst Boden gefasst? Waren es die ganz Gebildeten, die sich für das Christenthum entschieden? Waren es nicht die Ungebildeten und Halbgebildeten? Habt denn ihr, die ihr dem Christenthum, doch ohne es kennen und ohne es zu wollen, das Wort redet, nicht darin seine Wahrheit gefunden, dass es ebenso dem Gebildeten wie dem Ungebildeten und Halbgebildeten zusagt? Halbgebildet sind gerade die Leute, wie Herr Julian Schmidt, Leute, die halb Atheisten, halb Theisten, halb frei, halb unfrei sind, Leute, die zu keiner ganzen, entschiedenen, mit sich einigen Anschauung und Ueberzeugung in religiösen und politischen Dingen es bringen.

Das Urtheil eines Julian Schmidt ist das Urtheil eines Knaben über einen Mann. Wenn ein Knabe einen Mann beurtheilt, wie kann sein Urtheil anders als lächerlich, schief und verkehrt ausfallen?

Woher kommt es, dass wir in fremden Sprachen geschriebene Schriften höher stellen, wenn sie auch nicht dem Gehalte und Geiste nach höher stehen, als die in unserer Sprache geschriebenen? Es ist, abgesehen von dem Reize des Fremden, das Selbstgefühl, das mit der Ueberwindung der Schwierigkeiten in fremden Sprachen verknüpft ist, das Gefühl unserer eigenen Meisterschaft, das den ausländischen Stümper zum Meister macht. Den einheimischen Schriftsteller kann Jeder lesen, sein Verständniss kostet nichts, ist Sache jedes Lumps, der nichts gelernt hat; aber das Verständniss einer fremden Sprache ist aristokratisch, kostet Mühe, Zeit und Geld.

Ich bin in der deutschen Literatur nicht nur Landmann, sondern auch ein Bergmann, arbeite nicht auf der Oberfläche; mir fehlt darum gänzlich die Routine des gewöhnlichen Schriftstellers, welche nur die von den Bergleuten an die Oberfläche gebrachten Erze verarbeiten und in Umlauf setzen.

Schriften, die man liest — lesenswerthe versteht sich — sind Einnahmen; Schriften, die man selbst schreibt, Ausgaben. Ich liebe jene mehr, als diese. Wenn ich so wenig Ausgaben an Geld, als an Gedanken gemacht hätte, wie reich wäre ich!

Mein Kopf ist wie die spinozistische Substanz, in die, wie Hegel vortrefflich sagt, Alles hinein, aber aus der nichts herausgeht.

Wie oft sagt der Mensch: ja wenn ich an seiner Stelle wäre, wenn ich auch als Prinz geboren wäre, so wollte ich ganz anders handeln! ohne zu bedenken, dass wenn er eben an der Stelle eines Anderen, wenn er in der Lage, dem Stande, der Umgebung des Anderen geboren wäre, er nicht derselbe, d. h. dasselbe Ich wäre, das er jetzt ist.

Sei tolerant gegen den Aberglauben, aber nur in alten, unveränderlichen Individuen; dehne diese Toleranz nicht auf deine Kinder aus! Licht kann man nicht genug verbreiten; was du nur immer beleuchten, erforschen, durchschauen kannst, das musst du auch klar machen, dir selbst und vor Allem deinen Kindern. Es gibt kein anderes Gesetz, keine andere Richtschnur, das Licht in die Köpfe zu bringen. Wer wird je zu dem gefährlichen, heimtückischen Dunkel des Aberglaubens seine Zuflucht nehmen wollen!

Findest du denn in dem unermesslichen Bereich des Lichtes keinen Gegenstand, der dir den Trost, die Wärme geben kann, die du im Dunkel des Aberglaubens suchst?

Es hat Zeiten gegeben, wo man, wie z. B. in England, offen und ungescheut den Werth des Menschen nur nach dem Inhalte seines Beutels anschlug. Aber, wenn auch verdeckter und verstohlener Weise, hängt im Allgemeinen im bürgerlichen Leben die Wichtigkeit des Menschen nur vom Gewichte seines Geldsackes ab. „Geld ist der Mann." Ja, in der That: was vermag der Mensch ohne dies Instrument der Instrumente? Wer kein Vermögen hat, der hat auch keinen Willen.

Herr Schlosser ist, wie die deutschen Gelehrten überhaupt, freisinnig dem offenen Obskurantismus gegenüber; aber so wie es zum wirklichen Liberalismus und zur That kommt, der grösste Obskurant, den es gibt.

4. Politik.

(1841—47.)

Die Auflösung der Theologie in die Anthropologie auf dem Gebiete des Denkens ist auf dem Gebiete der Praxis, des Lebens, die Auflösung der Monarchie in die Republik.

Der Dualismus, der Zwiespalt ist das Wesen der Theologie — der Zwiespalt das Wesen der Monarchie. Dort haben wir den Gegensatz von Gott und Welt, hier den Gegensatz von Staat und Volk. Dort wie hier steht dem Menschen sein eigenes Wesen als ein anderes gegenüber, — dort als ein Wesen im Allgemeinen, hier als ein wirkliches, persönliches oder individuelles Wesen. „Die Fürsten sind Götter", d. h. Wesen, die etwas anderes zu sein scheinen, als sie wirklich sind, die sich nicht von anderen Menschen der That nach unterscheiden, der Einbildung nach aber für Wesen anderer und höherer Art gelten.

Die Einbildungskraft ist die Stärke der Theologie, und die Einbildungskraft die Stärke der Monarchie. Nur so lange lässt

sich die Menschheit von Fürsten beherrschen, als sie sich von der Einbildung beherrschen lässt. Fürsten herrschen nur, wo die Phantasie den Menschen beherrscht. Luxus, Pomp, Glanz, Schein auf der einen, Noth, Elend, Dürftigkeit auf der anderen Seite, sind die nothwendigen Attribute der Monarchie. Die Einbildungskraft äussert und gefällt sich nur in Superlativen; dem allerhöchsten Glücke entspricht nur das allertiefste Unglück — dem Himmel nur die Hölle, dem Gotte nur der Teufel.

Nicht die Zeiten nur der Revolutionen, sondern auch, ja noch mehr, die ihnen vorhergehenden, die sie vorbereitenden sind die interessantesten der Geschichte; so die der französischen Revolution vorhergehenden, wo Ein Vorwärtsstreben alle Geister erfüllte.

(Aus den 50er Jahren.)

Die Dinge fassen sich ganz anders an mit der blossen Hand, als mit dem ledernen Handschuh der Standeswürde.

Der Verstand der Standespersonen reicht insgemein nicht über die Gränzen ihres Standes. Ihr Stand ist der Standpunkt, von dem aus sie alle Dinge ansehen.

Nur die „Lumpen“ sind Revolutionäre! Natürlich, mit einem schweren Geldsack auf dem Buckel kannst du keine hohen Sprünge machen.

Was herrscht auf der Fürsten Thron? Ach, nur der eitle Schein.
Nur tief unten wird geschenkt der Wahrheit reiner Wein.

Alles ist Schein in dieser (politischen, bürgerlichen) Welt — ausser ihrem Elend.

„Halbgebildet“ — eine damals von den Reaktionären gegen alle Nichtstudirte, die sich in Religion und Politik zur Freiheit bekannten, gebrauchte Redensart — „ist, Herr Landrichter, nur Der, dessen Gesichtskreis, wie der unserer Bureaukraten, sich nicht über die Hälfte der Erdkugel erstreckt, der nur das für recht, wahr und vernünftig hält, was in dem alten Europa besteht, der seine Gedanken und Gesinnungen nicht über die Schranken der europäi-

schen Duodez-Monarchien bis zur Anerkennung der grossen amerikanischen Demokratie erweitert hat."

„Halbgebildet, Herr Landrichter, sind gerade die eingebildeten „Gebildeten" der höhern Stände; denn ihr charakteristisches Wesen besteht gerade darin, dass sie halb gläubig, halb ungläubig, balb obskur, halb kultivirt — kultivirt, was Künste, Lebensgenüsse und Unterhaltungsgegenstände betrifft — halb Barbaren — Barbaren, was Religion und Politik betrifft. Diesen Zwiespalt aufzuheben, das war eben die Aufgabe, die Idee der freien Gemeinden, der Deutschkatholiken, der bessern Demokraten, der Freidenker. Aber eben die Aufhebung dieses Zwiespaltes hat die Halbbildung unserer Staaten mit allen Mitteln der Barbarei unterdrückt, und sie lebt heute noch in dem barbarischen Dünkel, dass dieses ganz gebildete, ganz ungläubige, ganz freie Wesen, weil es äusserlich erdrückt, das heisst nach innen getrieben, auch wirklich maustodt ist."

Staatenmoral! Was ein Orsini thut, das geschieht natürlich mit Bewusstsein; aber das Legat, das der Kaiser Napoleon I. dem französischen Unteroffizier, der den Wellington morden wollte, vermachte, das machte er im Zustande einer Geistesverwirrung!

Die Pfaffen und Aristokraten schreien über den Materialismus, über den Eigennutz der Gegenwart. Warum? Weil man den Herren nicht mehr allein das Recht des Eigennutzes einräumt, weil auch der Bauer, der Pöbel, das gemeine Volk überhaupt, nicht mehr Alles den Pfaffen und Aristokraten zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Habsucht überlassen, sondern selbst etwas haben und sein will.

Der Minister von der Pfordten äusserte unlängst in der Kammer: „Die nordamerikanischen Staaten sind so sehr auf der ersten Stufe der staatlichen Entwicklung, so sehr in einer Anfangszeit oder in der Kindheit der staatlichen Entwicklung, dass eine Vergleichung mit unseren Kulturzuständen und Staatseinrichtungen unstatthaft ist." Diese Aeusserung ist wahrlich im höchsten Grade sonderbar. Wo hat man je gesehen, dass ein Volk in seiner Kindheit sich selbst regierte? Wo ein Kind ist, da muss auch ein Papa sein. Wo ist denn aber der Papa der amerikanischen Republik? Wo ein Kind ist, da ist auch ein kindlicher Sinn. Wor-

nach steht aber der Sinn eines Kindes? Nach glänzenden Uniformen, nach Adelswappen, nach Orden und anderen Dekorationen unserer theatralischen Staaten. Wo sind aber in Amerika diese Kinderspielzeuge? Wo hat ein Volk in seiner Kindheit einen Franklins-Kopf? Die Anfänge unserer Geschichte verlaufen sich wohl in die Kindermärchenwelt der Phantasie; aber Amerika beginnt am hellen, lichten Tage der Geschichte, beginnt seine, namentlich von England unabhängige Existenz mit dem gesunden Menschenverstande. Thomas Paine's Schrift, die einen so wesentlichen Einfluss auf die amerikanische Revolution hatte, heisst nicht umsonst der „gesunde Menschenverstand". Amerika verdankt seine Freiheit der unerträglichen Sklaverei Europa's, seine Weisheit der unverbesserlichen Thorheit der europäischen Politik. Europa pocht auf sein Alter, aber Alter schützt vor Thorheit nicht. Europa ist ein alter Sünder, der, so oft er sich auch aufrafft, immer wieder in das alte Laster zurücksinkt. Haben wir nicht erst vor Kurzem die Dragonnaden Ludwig's XIV., die einen grossen Theil der Hugenotten nach Amerika vertrieben, unter uns erlebt, nur mit dem Unterschiede, dass unsere Dragonnaden nicht gegen religiöse, sondern politische Ketzer, gegen die Demokraten gerichtet waren? Ist also unsere Politik, ob sie gleich um fast zwei Jahrhunderte seitdem älter geworden ist, vernünftiger als zur Zeit Ludwig's XIV.? Was hilft es also älter zu werden, wenn man nicht gescheidter wird? Uebrigens ist das Alter Amerika's nicht nach europäischen Begriffen zu bemessen. In Amerika wird die Menschheit nicht auf einem mittelalterlichen Frachtschiff, oder einem Thurn- und Taxis'schen Postwagen weiter befördert; Amerika macht seine Fortschritte mit der Schnelligkeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen, macht daher in Stunden mehr Erfahrung, als das langweilige Europa in Jahren. Die Geschichte der Vergangenheit Amerika's ist die Geschichte der Zukunft Europa's. Amerika ist im Laufe seiner Entwicklung, im Gebrauch seiner Kraft nicht gehemmt durch das Fideikommiss einer todten Vergangenheit. Amerika fragt nicht nach dem, was einst war, sondern nach dem, was sein soll und sein muss. Amerika ist längst da, wohin Europa erst nach langen Kämpfen kommen wird. Amerika hat Nichts hinter sich, Alles vor sich.

Der wahre staatsmännische Kopf glaubt nicht an die Freiheit des Willens, sondern an die Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen, daran, dass die Menschen unter diesen und jenen

Umständen und Verhältnissen so und nicht anders denken und handeln werden und können. Der Demagog, der Verschwörer, der Geheimbündler dagegen baut seine Sache nur auf den guten Willen, auf die Gesinnung, die Freiheit, und ersetzt daher die Nothwendigkeit der Natur des Menschen und der Dinge durch willkürliche Nöthigung, durch terroristischen Zwang, durch die Faust, den Dolch oder die Guillotine.

(1857—1860.)

Unsere „Konkordate" sind nichts anderes, als Konkordate der Wissenschaft mit der Unwissenheit, der Kultur mit der Unkultur, der Gegenwart mit der Vergangenheit.

Die Freiheit ist allerdings das Höchste, aber sie ist ebenso wenig wie die Idee Anfang, sondern Ziel, kein physisches, angeborenes Vermögen — der Mensch ist nicht freigeboren — sie ist Resultat der Bildung, freilich auch auf Grund angeborener, entsprechender Anlagen.

Ich begreife nicht, wie ein Idealist oder Spiritualist, wenn er wenigstens konsequent ist, politische äusserliche Freiheit zum Ziele seiner Thätigkeit machen kann. Dem Spiritualisten genügt ja die geistige Freiheit; je grösser der Druck aussen, desto mehr hat er Veranlassung, die geistige Freiheit dagegen geltend zu machen. Politische Freiheit ist im Sinne des Spiritualisten der Materialismus auf dem Gebiete der Politik. Zur wirklichen Freiheit gehört in der That auch materielle, körperliche. Pressfreiheit macht nicht nur meinem Kopfe, sondern auch meinem Herzen, meiner Lunge, meiner Galle Luft und Raum. Dem Spiritualisten genügt die gedachte Freiheit.

„Ich habe Recht" ist so viel, als ich habe Gewalt, wenn auch nicht in und durch meinen eigenen, doch durch den Arm der Obrigkeit.

O, Sie Pfiffikus! „F. hat sich überlebt!" — Aber gleichwohl lebt noch der heilige Vater, und ich sage Ihnen, Herr Superklug, so lange noch der Papst, die Bischöfe, noch Konsistorialräthe, noch Geistliche, noch Theologen, noch die Kirche überhaupt, noch Könige

von Gottesgnaden u. s. w. existiren, so lange hat sich auch noch F. nicht überlebt. Nur wenn diese nicht mehr existiren, dann, aber auch nur dann, existirt, lebt auch F. nicht mehr, und dann mit Freuden singt er sich selbst ein: „Gute Nacht, ihr Herrn, lasst euch sagen“ etc.

Aus Castelar's Rede gegen eine spanische Monarchie:

„Die Geschichte der Menschheit ist ein steter Kampf zwischen den Ideen und Interessen; für den Augenblick siegen immer die letzteren, auf die Dauer immer die Ideen.“

Welch' ein Gegensatz! Sind denn Ideen nicht auch Interessen, nicht auch, jedoch für den Augenblick nur verkannte, verachtete, verfolgte, noch nicht wirkliche, gesetzlich anerkannte, den besonderen Interessen einzelner jetzt herrschender Stände oder Klassen widersprechende, für jetzt nur in der Idee existirende Interessen, allgemeine, menschheitliche Interessen? Ist Gerechtigkeit nicht ein allgemeines Interesse, nicht ein Interesse der mit Ungerechtigkeit behandelten, wenn gleich nicht, wie sich von selbst versteht, der diese Ungerechtigkeit ausübenden, der nur in Vorrechten ihr Interesse findenden Stände und Klassen? — Kurz der Kampf zwischen Ideen und Interessen ist nur der Kampf zwischen Altem und Neuem.

Nicht umsonst habe ich in der 2. Ausgabe meiner „Geschichte der Philosophie“ von Spinoza die Aeusserung hervorgehoben: je suis bon Républicain, wie anderwärts, so auch hier unter dem Namen Spinoza meine eigene Gesinnung und Ueberzeugung ausgesprochen. Von Gesinnung bin ich unbedingter Republikaner, als Demokrat von Kopf aber freilich bedingter, d. h. für die Republik nur da, wo Zeit und Platz für sie ist, wo die Menschen auf dem dieser Staatsverfassung entsprechenden Standpunkte stehen.

Es gibt nur zwei Erzfeinde für uns, — geistig das Papstthum, weltlich das Russenthum.

5. Natur.

„Aus einer unsichtbaren Ordnung der Dinge sind wir entsprungen." So konnte man auf dem frühern Standpunkte der Naturwissenschaft allenfalls reden. Aber jetzt heisst es: aus einer sichtbaren Ordnung der Dinge sind wir entsprungen.

Das Leben besteht aus denselben Stoffen wie die äussern sogenannten leblosen Körper. Aber es ist eine so besondere, so innige, so originelle Verbindung derselben, dass sie die Begriffe übersteigt, die wir von den äussern, der menschlichen Willkür und chemischen Fabrikationsthätigkeit unterworfenen Körpern und Stoffen abgezogen haben.

Wie viele glückliche Umstände müssen sich vereinigen, dass die Früchte auf dem Felde und an den Bäumen zur gehörigen Reife kommen! So selten ein Genie, so selten ist ein glückliches Jahr. Wie viele Versuche, wie viele Ansätze der Natur misslingen! — Warum gibt es denn nicht jedes Jahr Obst, Wein, gutes Getreide? So war es auch nur unter der Gunst glücklich zusammentreffender Umstände, dass der Mensch auf und aus der Erde entstand.

Die Laufbahn der Geschichte der Menschheit ist allerdings eine ihr vorgezeichnete, weil der Mensch dem Laufe der Natur folgt, wie ersichtlich am Lauf der Ströme. Die Menschen ziehen dahin, wo sie Platz finden, und zwar einen ihnen entsprechenden Platz. Die Menschen lokalisiren sich, sie werden bestimmt durch den Ort, wo sie sind. Das Wesen Indiens ist das Wesen des Inders. Er ist, was er ist, was er geworden, nur das Produkt der indischen Sonne, der indischen Luft, des indischen Wassers, der indischen Pflanzen und Thiere. Wie sollte also der Mensch nicht ursprünglich aus der Natur entsprungen sein? Die Menschen, die sich in alle Natur schicken, sind entsprungen aus einer Natur, die keinem Extrem huldigte.

Populäre Ausgangspunkte, um die Menschen über die Eselsbrücke der Teleologie hinweg in die Natur einzuführen, sind die merkwürdigen Bildungen mancher Felsen, zum Beispiel die Naturbrücke in Virginien, die Basalt-Säulen, woraus man konsequent vom Standpunkte der Teleologie aus schliessen müsste, dass sie

ein Brückenbaumeister, ein Maurermeister u. s. w. so gemacht haben müsse. Wenn man Leuten, die nichts von der Naturwissenschaft, der Mineralogie verstehen, Krystalle zeigt, so werden sie ungläubig stutzen oder lächeln, wenn man ihnen sagt, dass diese so in der Natur vorkommen, dass sie nicht von menschlicher Kunst so geschaffen seien. Ist aber der Schluss auf einen teleologischen Verstand überhaupt nicht derselbe, wenn auch abstrakter, der sinnlichen Augenfälligkeit entblösster, als der Schluss, dass diese glatten Ebenen, diese spitzigen Ecken und Kanten von Instrumenten der Kunst so gemacht sein müssten? So macht der Mensch in der Teleologie sein auf dem bewussten Gegensatz von Subjekt und Objekt beruhendes Verhalten zu dem ursprünglichen schaffenden Wesen der Natur!

„Sie haben ja noch gar nichts über Politik geschrieben“! — Nein. — Auch noch nichts über Naturphilosophie und Rechtsphilosophie. Aber, mein Bester, wie man durch Schreiben sehr häufig nur Beweise von seiner Unwissenheit und Tölpelhaftigkeit gibt, so kann man auch durch Nichtschreiben Beweise von seinem richtigen Takt und Verstand geben, indem man dadurch eben aus Sachkenntniss zu erkennen gibt, dass zu dieser Sache, wie z. B. zur Naturphilosophie, jetzt noch keine Zeit ist.

Ueber die Thiere.

Das Thier hat nicht nur „Zustandsbewusstsein“, es hat auch Bewusstsein seiner Handlungen. Man sehe nur, wie das Bewusstsein einer vollbrachten Handlung, einer Handlung, deren Vollbringung Muth und Geschicklichkeit oder besondere Kraft erfordert, das Thier, z. B. den Jagdhund, der einen Fuchs attaquirt und besiegt hat, erhebt, stolz macht.

Auch das Thier verlegt den „Sitz der Seele“ in den Kopf, weiss, dass der Kopf erst der Mensch ist. Wenn der Hund zu Dir gesprungen ist, um Dich zu begrüssen, Dir die Honneurs zu machen, so ruht er nicht, ist nicht gewiss, ob seine Schmeicheleien vernommen und angenommen worden, als bis Du ihm den Kopf zuwendest, ihm Auge in Auge die Versicherung gibst, dass Du weisst, dass er nicht einem kopf- und sinnlosen Theile von Dir seine Ergebenheit und Verehrung bezeugt hat und bezeugen wollte.

Auch im Thiere finden schon psychologische oder moralische Kämpfe statt. Nähere Dich nur einem Vogelneste und siehe den Streit zwischen Egoismus, Selbsterhaltungstrieb, Furcht vor dem Feinde und der Liebe, der Sorge für die Kleinen, siehe, wie der Vogel kommt und flieht und wieder kommt.

Warum gibt es denn jetzt keine Urzeugung mehr? Warum wiederholt sich denn nicht, was einst die Natur konnte? Ich frage, warum wiederholt sich denn nicht die Zeugung eines und desselben Individuums? Warum bin ich denn nur einmal in der Welt? Warum kann dieses Individuum nur dieses Mal, nicht öftere Male entstehen?

Worin besteht die Kunst, eine uns an sich selbst unbegreifliche Sache, wie den Anfang des organischen Lebens, begreiflich zu machen, wenigstens aproximativ? Darin, dass wir Dinge, deren Anfang und Ursprung uns nicht bekannt ist, wenigstens nicht so, wie wir es wünschen, die uns gleichwohl aber für nichts weniger als mirakulös gelten, zum Ausgangs- und Vergleichungspunkt nehmen, wie z. B. die Entstehung der neueren Sprachen bei der Frage nach der Entstehung der Sprache überhaupt

Welche Verkehrtheit, die rein theoretische Frage nach der Entstehung des organischen und bewussten Lebens zu verwirren, zu vermengen mit der theologischen, rein positiv religiösen Frage nach der Existenz eines die Kirche und allen Plunder mit sich führenden Gottes!

Es ist viel interessanter und gewinnreicher (auch im gemeinen Sinn) sich naturwissenschaftlich mit den Läusen und Flöhen der Mönche und Nonnen, als sich historisch, anthropologisch mit den Mönchen und Nonnen zu beschäftigen. Aber gehören denn die Mönche und Nonnen, so widerlich, so hässlich sie auch sind, nicht doch auch in die Naturgeschichte des Menschengeschlechts?

Wie der Mensch überall zuerst an sich denkt, nur sich in der Natur erblickt, beweist selbst auch die Geschichte der Versteinerungslehre. In den grandiosen, fossilen Knochen erblickt er

zuerst die Ueberreste riesenartiger Menschenracen, ehe er sie erkennt als von ihm unterschiedenen Wesen angehörige.

Der Mensch ist bisher nur ein Accessor, ein Accidenz, ein Zufall der Philosophie gewesen. Auch die Naturwissenschaft hat den Menschen über der Natur vergessen, oder doch zu sehr gegen sie zurückgesetzt. Auch der Naturwissenschaft ist daher eine Kur oder eine Ergänzung nöthig.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig ist ferner erschienen:

Sophokles. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Sechste verbesserte Auflage. 2 Bände. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr., elegant in Leinwand gebunden, 2 Bände in 1 Band, 2 Thlr. 8 Ngr.

Die Donner'sche Uebersetzung des Sophokles, welche bereits in sechster Auflage vorliegt, ist ein Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst. Jede Seite derselben kann den Beweis liefern von dem fortwährenden Bemühen des Uebersetzers, sein Werk immer mehr abzurunden und zu vervollkommnen und so auch in der äußeren Form den Inhalt und Charakter des Originals erkennen zu lassen. Nirgends ist die Rücksicht auf das, was der Genius unserer Sprache verlangt, außer Augen gelassen, wohl aber im Einzelnen mancher Ausdruck, manches Wort mit einem andern, das geeigneter und passender erschien, vertauscht, jeder fremdartige oder schwülstige Zusatz fern gehalten und das Ganze auf diese Weise dem weiteren Kreise gebildeter Leser entsprechender und genießbarer geworden.

Die sieben einzelnen Stücke des Sophokles von Donner sind auch in separaten Abdrücken zur Schul- und Gesellschaftslectüre zu haben.

Aristophanes, Lustspiele. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 3 Bände. 8. geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt des 1. Bandes: Die Wolken. — Die Ritter. — Die Frösche.

Inhalt des 2. Bandes: Die Vögel. — Der Friede. — Plutos. — Die Acharner.

Inhalt des 3. Bandes: Die Wespen. — Lysistrata. — Die Thesmophorienfeier. — Die Frauenherrschaft.

Donner, der bekannte meisterhafte Uebersetzer des Sophokles, Euripides, Homer und Pindar, fand hier ein reiches Feld, seine erprobte Kunst mit dem glücklichsten Erfolge zu üben. Er hat sich mit feinem Verständnisse dem Geiste Aristophanischer Poesie und Sprache hingegeben, dabei aber seinen Ausdruck stets frei und ungebunden bewahrt. So liest man in seinem Buche wirklich Aristophanes und liest ihn ohne Beschwerde und mit Genuß. Die kurzen Anmerkungen sind treffend und entsprechen dem Zwecke des Buches.

Euripides. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift. Von J. J. C. Donner. Zweite verbesserte Auflage. 3 Bände. 8. geh. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt des 1. Bandes: Hippolitos. — Hekabe. — Helena. — Die Phönikerinnen. — Medeia. — Orestes.

Inhalt des 2. Bandes: Alkestis. — Iphigenia in Aulis. — Iphigenia in Tauri. — Die Bacchantinnen. — Der Kyklop. — Andromache.

Inhalt des 3. Bandes: Die Troerinnen. — Jon. — Elektra. — Der rasende Herakles. — Die Schutzflehenden. — Die Herakliden.

Der Name eines Uebersetzers hat selten das Glück, mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden, oder gar zu selbstständiger Geltung und Anerkennung zu gelangen. J. J. C. Donner ist einer von den Wenigen. Nachdem schon frühzeitig auf sein Talent als Uebersetzer hingewiesen worden ist, hat er durch die Aufführungen griechischer Tragödien, welche König Friedrich Wilhelm IV. anordnete, in weitesten Kreisen große und allgemeine Anerkennung gefunden. Seine Uebersetzung des Euripides schließt sich ebenbürtig an die des Sophokles an.

Pindar's Siegesgesänge. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 8. geh. Preis 1 Thlr. 18 Ngr., elegant geb. in Leinwand 1 Thlr. 28 Ngr.

Die Aufgabe der Uebersetzung Pindar's ist auf diesem Gebiete eine der schwierigsten, die es überhaupt geben kann. Daß jedoch, wenn diese Aufgabe gelöst werden sollte, unter der geringen Zahl deutscher Gelehrten, die derselben sich unterziehen dürfen, Donner einer der besten ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Anmerkungen sind vorzüglich, als Einzelerklärungen umfassend und nicht nur auf eigene gründlichste Studien, sondern auch auf die Forschungen anderer gediegener Gelehrten fußend. Für die sich klassisch bildende Jugend ist das Donner'sche Werk geradezu unentbehrlich.

Plautus, Lustspiele. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 3 Bände. 8. geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt des ersten Bandes: Der Großsprecher. — Der Schatz. — Der Schiffbruch.

Inhalt des zweiten Bandes: Die Kriegsgefangenen. — Die Zwillinge. — Der Hausgeist.

Inhalt des dritten Bandes: Pseudolus. — Der Goldtopf oder der Geizige. — Das Kästchen. — Parasit Kornwurm.

In der vorliegenden Uebersetzung des Plautus ist das Größte geleistet, was von der Kunst des Uebersetzers verlangt werden kann. Das Original ist treu wiedergegeben mit allen seinen Eigenthümlichkeiten. Die Sprache ist natürlich und correct, die Verse sind fließend.

Der Plautus wird in dieser neuen Uebersetzung dem deutschen Publicum gewissermaßen erst zugänglich gemacht.

Terentius, Publius, Lustspiele. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 2 Bde. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Der Meister deutscher Uebersetzungskunst, dem wir so Vieles auf diesem Gebiete verdanken, hat, nachdem er die Meisterwerke der griechischen Poesie in deutschem Gewande uns vorgeführt, nun auch den römischen Dichtern sich zugewendet und es unternommen, die Stücke des Terentius, und zwar in dem Versmaße der Urschrift, in das Deutsche zu übertragen. Und wenn die zu lösende Aufgabe keine geringe war, so ist sie doch dem wohlerfahrenen Meister in einer solchen Weise gelungen, daß auch diese Uebersetzung den früheren griechischer Dichter gleichmäßig an die Seite gestellt werden kann.

Karsten, S., Professor zu Utrecht, **Quintus Horatius Flaccus.** Ein Blick auf sein Leben, seine Studien und Dichtungen. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von Dr. Moritz Schwach, Professor des röm. Rechts an der Universität zu Prag. 8. eleg. geh. Preis 18 Ngr.

Dieses trefflich ins Deutsche übersetzte Schriftchen S. Karsten's über Horaz ist für den grossen Kreis der Gebildeten überhaupt bestimmt; diesen ein lebensvolles, in einen engen Rahmen gefasstes, plastisches Bild des Horaz zu zeichnen, seine Entwickelung als Mensch und als Dichter klar vor die Augen zu stellen, war der Zweck des Verfassers, den er auch vollständig erreicht haben dürfte. Die deutsche Literatur besitzt bei all' ihrem Reichthum keine Schrift über Horaz, die der Karsten'schen an die Seite zu stellen wäre.

Pilz, Dr. Carl, Quintilianus. Ein Lehrerleben aus der römischen Kaiserzeit. Nach Wahrheit und Dichtung entworfen und allen Volks-, Schul- und Erziehungsfreunden gewidmet. 8. geh. Preis 12 Ngr.

Es giebt nur wenige Bücher, welche so geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Lehrerwelt in Anspruch zu nehmen, als die vorstehende Arbeit des fleißigen und begabten Verfassers. Das Leben, Lehren und Wirken des alten heidnischen Weltweisen enthält soviel Schönes, Erhebendes und Belehrendes, und es ist dem Verfasser in hohem Grade gelungen, ein reiches Lebensbild eines der berühmtesten Lehrer des Alterthums zu zeichnen.

Buckle, Heinrich Thomas, Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. Fünfte rechtmässige Ausgabe. 2 Bände. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

„Buckle's Geschichte der Civilisation in England" wird mit Recht zu den bedeutendsten Werken der Gegenwart gezählt. Das Buch gleicht fast einer Rede, so gewinnend, so eindringlich, so nachdrücklich beweisend kehrt es aus der Masse seines Stoffes zur Feststellung seiner Ansicht zurück.

Auch in Deutschland ist ihm die gebührende Anerkennung nicht versagt worden. Die in England bestehende Achtung vor den Heldenthaten der civilen Entwickelung; die entschiedene Bevorzugung grosser industrieller, technischer, nautischer und commercieller Erfolge vor den kriegerischen; die Macht der öffentlichen Meinung und die Formen, in denen selbstständige und selbstständig fühlende Männer ihre Bedürfnisse und ihren Willen geltend zu machen wissen, — alle diese Dinge und ihr klar und anschaulich dargestellter Verlauf werden jeden denkenden deutschen Leser befriedigen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feuerbach, Ludwig, 1804-1872 / Feuerbach, Ludwig, / Grün, Karl,

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung

Bd.: 2

Leipzig [u.a.] 1874

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Bg.o.85(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11746154-0